Die Presse,

ein Stück moderner Versimpelung.

Von

Joseph Lukas.

Motto:
Greif' niemals in ein Wespennest,
Doch wenn du greifst, so greife fest.

Regensburg, New-York & Cincinnati.
Papier, Druck und Verlag von Friedrich Pustet.
1867.

Vorwort.

Da nach Lessing die Vorrede nur die Geschichte des Buches enthalten soll, so kann ich bald damit fertig sein. Mein Buch wurde veranlaßt durch die Flugschrift des ausgezeichneten Dom-Capitulars Molitor in Speyer: „Die Großmacht der Presse." Wer die ausgiebige Literatur der neueren Zeit über die Presse nur einigermassen beachtet hat, der wird sich vielleicht am Ende meiner Schrift wundern, wie total verschieden über denselben Gegenstand Männer denken können, die doch mit Hingebung derselben Sache dienen. Möglicher Weise könnte man sich auch wundern, daß ein prononcirter Freund allgemeiner Lehr- und Lernfreiheit, wie ich es bin, ein so strenger Richter der Presse sein könne. Ich finde es aber ganz in der Ordnung, daß man die Kinder frei herumspringen läßt und daß man die Brandstifter einsperrt. Der Titel meines Buches ist nicht ganz original, da schon Ferd. Lassalle vom Versimpeln durch die Presse gesprochen hat. Ich fand kein bezeichnenderes Wort und schäme mich nicht, über einen Gedanken des genialen Socialdemocraten ein Buch geschrieben zu haben.

Nun noch einen Blick in die Zukunft! Die Presse wird mir übel mitspielen, ich begreife das, denn ich habe es ihr auch nicht besser gemacht. Man wird mir aber an-

ständige Formen nicht absprechen und diese erwarte ich auch von meinen Kritikern.

Für den allerstärksten Magen
Stoßt der Koch den Pfeffer fein.
Tadel können wir vertragen,
Aber artig muß er sein.

Ich verwahre mich auf das allerentschiedenste gegen eine Auffassung, welche etwa hinter den von mir angeführten Notizen, Zügen und Anecdoten nach Persönlichkeiten suchen möchte. Beleidigungen lagen meinen Intentionen durchaus ferne, und ich habe alles ängstlich vermieden, was so aufgefaßt werden könnte; Characterköpfe wollte ich zeichnen, keine Porträte; Zustände wollte ich angreifen, aber keine Personen. Man mag finden, daß ein und der andere Zug Diesem oder Jenem gleiche; man wird aber im selben Momente auch finden, daß er noch hundert Anderen gleiche. Von Persönlichkeiten kann also keine Rede sein.

Und nun d'rauf los! *Τρεῖν μ' οὐκ ἐᾷ Παλλὰς Ἀθήνη.*

Regensburg, 13. Juni 1867.

J. Lukas.

Die Presse.

Licht versprecht ihr euch von der Zukunft, Finsterniß ich nur,
Ihr Cultur, Barbarei ich, ach, wie irrt' ich so gern!
W. Meinhold.

Die Presse ist eine gewaltige Macht. Dieser Satz bedarf heutzutage keines Beweises mehr, um geglaubt zu werden; aber mit ganz verschiedener Betonung hört man ihn aussprechen. Einige legen schon in die Tonfarbe allen nur möglichen Respect hinein, aus dem Accente vieler Anderer fühlt sich eine Art von Despect heraus. Jene betrachten die Presse als einen gewaltigen Strom, der Städte und Länder verbindet und die idealen Güter der Menschheit vermittelt; diese als ein großartiges Cloakensystem, welches den Leuten das Grundwasser verdirbt und die Cholera erzeugt.

Die Presse ist offenbar eine Vervielfältigung des Wortes. Durch das Wort hat Gott den Menschen erschaffen, dann ist das Wort selbst Fleisch geworden und hat den gefallenen Menschen erlöst. Das Wort ist aber auch das Mittel, dessen das böse Princip zur Verführung des Menschengeschlechtes sich hauptsächlich bedient. Durch das Wort des Teufels ist die Sünde in die Welt gekommen und durch die Sünde der Tod. Seitdem hat das Wort, das gute sowohl als das böse, fortgewirkt in der Menschheit. Das gute Wort spricht zum Geiste, das böse zum Fleische; das gute wird von der Gnade, das böse von den Sinnen unterstützt, das End=

resultat dieser dualistischen Wirksamkeit in der Menschheit wird durch das Wort des Herrn ausgedrückt: „Viele sind berufen, wenige auserwählt.“ (Matth. 20, 16.) Da nun die Presse das vervielfältigte Wort ist, so erscheint es folgerichtig, daß auch ihre Wirkungen auf die Seite des Verderbens gravitiren müssen.

Der Teufel ist der Vater des falschen Wortes, der Lüge, jenes Lasters, das mit seinen verheerenden Wirkungen die aller anderen Laster weit übertrifft, mit dem ein ganzes Geschlecht berückt, Recht zum Unrecht und Unrecht zum Recht, das Gute zum Bösen und das Schlechte zum Guten in den Augen der gefallenen Menschen verwandelt werden kann. Wir müssen uns daher nicht wundern, wenn die Hölle mit ihrer ganzen Wucht sich auf das falsche Wort wirft. Es ist nun einmal so: der Mensch ist zum Bösen geneigt von Jugend auf; nitimur in vetitum semper cupimusque negata. Fragen wollen, warum die Lüge häufiger wirke als die Wahrheit, das Laster öfter siege, als die Tugend, hieße darüber philosophiren, warum der Herr gesagt hat: „Gehet ein durch die enge Pforte; denn weit ist das Thor und breit der Weg, der zum Verderben führt, und Viele sind es die da hindurchgehen. Wie enge ist die Pforte, und wie schmal der Weg, der zum Leben führt! und Wenige sind, die ihn finden.“ (Matth. 7, 14.) Schon oft ist die Frage erörtert worden, ob die Erfindung der Buchdruckerkunst der Menschheit mehr Vortheil oder Nachtheil gebracht habe, und es sind nicht Wenige, welche das Letztere behaupten. Jede Gabe, selbst wenn sie unmittelbar von Oben kommt, muß, wenn sie in die Hände der Menschen gelangt, Mißbrauch sich gefallen lassen; je größer und werthvoller sie ist, je mehr sie ein Förderungsmittel des Guten ist, desto mehr wird sie nach dem geheimnißvollen Schicksale, welches über die Geschichte des Menschengeschlechtes vom Anfange an waltet, dem Mißbrauche anheimfallen. Selbst die Religion, wie sehr ist sie mißbraucht worden!

Wer nicht auf dem Standpunkt der heil. Schrift steht, dem lehrt die Erfahrung unabweislich das Gleiche, nämlich daß die

menschliche Natur zum Bösen inclinirt, daß also das böse Wort leichter wirkt und öfter, als das gute. Nun hat das Wort durch die Presse ein Mittel gewonnen, sich in's Unendliche zu vervielfältigen, hat die Dampfkraft eingespannt, um die Länder zu durcheilen, hat sich auf die Flügel des Blitzes gesetzt, um die Ausdehnung des Raumes zu verlachen: wie unabsehbar müssen sich dadurch des Wortes Wirkungen erhöhen! Die Zunge, das kleine Glied, richtet große Uebel an, welche Uebel muß erst die millionenzüngige Presse anrichten, wie sie sich im modernen Zeitungswesen ausgestaltet hat! Tausend Zungen können bei Weitem nicht so intensiv wirken wie tausend Zeitungsnummern; denn sie stimmen nicht so frappant überein, treten nicht gleichzeitig auf und operiren nicht an allen Punkten nach ganz demselben Plane.

Man unterbricht mich schon! Muß denn nur die schlechte Presse der modernen Hilfsmittel des Wortes sich bedienen können, warum thut das die gute nicht ebenfalls? So sicher die schlechte Presse zur Verschlechterung und Irreführung erfolgreich wirke, ebensowohl könnte die gute Presse zur Verbesserung und Restauration beitragen. Ganz gut; das kann und soll sie, aber immerhin wird bei der angedeuteten Sachlage ihr Wirkungskreis ein beschränkter sein. Versucht es doch einmal, bestellt an einer Schule einen wohlgesinnten, freundlichen, besorgten Lehrer, der mit Ernst, Liebe und Nachdruck die Schüler vor jedem Unfug warne; neben diesen schicket einen andern, mit erforderlichem Ansehen ebenfalls ausgestatteten Mann unter dieselben, der ihnen zuerst jenen Lehrer verschreie als ausländischen Sauertopf, als Einen, welcher der Jugend ihre Regungen des angebornen Muthes und die Aeußerungen der natürlichen Freude mißgönne; sodann Gehorsam und Folgsamkeit als lästigen Zwang darstelle; die Freude, welche z. B. das Zertrümmern gewähre, schildere, wie nur der Neid es untersagen könne, an dem Geklirre eingeworfener Fenster sich zu erlustigen, ruhig Vorübergehende zu necken und zu höhnen, in Gärten einzusteigen, Bäume zu plündern u. dgl.; wie solches alles nichts weiter als Beweise einer freien, ungestörten, kräftigen Entwickelung der Jugend

seien. — Welcher Lehrer wird sich größerer Aufmerksamkeit, wenigstens der Mehrzahl der Schüler, welcher einer schnelleren praktischen Anwendung seiner Lehren zu erfreuen haben? So steht es mit dem Beifall, den einerseits die gute und anderseits die schlechte Presse zu gewinnen hoffen darf.

Nicht bloß in den Brunnen kann ein einziger Narr einen Stein werfen, den zehn Gescheidte nicht mehr heraufbringen, sondern auch in die Presse. Zudem ist es ein trostloses Geschäft, immer nur dem Giftmischer nachzutraben und das Gegengift einzugießen, sobald man gewahr wird, daß Gift verschluckt worden, und immer nur wieder zurecht zu legen, was der Muthwille Anderer in Unordnung gebracht hat. Wie zerrüttet und abgestanden muß zuletzt auch ein Magen werden, der hundertmal Gift und Gegengift genommen hat! Diejenigen Männer, welche klar das Rechte erkennen und frei das Gute wollen, sind stets sehr wenige gewesen. Treffend sagt Schiller:

„Majestas populi heißt es:
Majestät der Menschennatur! Dich soll ich beim Haufen
Suchen? Bei Wenigen nur hast du von jeher gewohnt.
Einige Wenige zählen, die Uebrigen alle sind blinde
Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.“

Die Menge wird sich also immer an diejenigen Blätter halten, welche ihren Gelüsten, ihrem wilden Sinn, ihrer Schadenfreude am meisten fröhnen, das Heilige am frechsten mit Unrath bewerfen, was hoch ist am tiefsten in den Koth herabziehen, am gewandtesten Verdächtigungen verbreiten, recht im Scandal herumwühlen, Klatschereien aller Art auftischen, gehässige Persönlichkeiten ersinnen, und dieß alles um so lieber, je frecher es getrieben wird; das ergötzt, das belehrt, das verbreitet über Alles helles Licht, das klärt auf, benimmt die Vorurtheile, erfüllt mit Freisinnigkeit! Setzet diesen Blättern andere entgegen, welche den Irrthum mit Ruhe bekämpfen, die Widersprüche der Wortführer des Tages auf's Ueberzeugendste auseinandersetzen, die öffentliche Meinung mit Geist

und in noch so anziehender Einkleidung zu rectificiren sich angelegen sein lassen, sie werden zwar auch ihr Publikum finden, aber ein verhältnißmäßig kleines Publikum, größtentheils ein solches, welches mit dem, was sie bewirken wollen, schon von vornherein einverstanden ist. Bietet aber der größeren Masse ein solches Blatt an, ja dränget es Einzelnen selbst auf, sie werden es verschmähen und lieber mit einigem Kostenaufwand zu jenem Blatte sich wenden, welches für sie einen so gar anziehenden Stoff in so besonders hinreißender Form enthält, als daß sie dieses auch unentgeltlich lesen wollten. Lesen sie es aber je, so bliebe doch jenes die untrügliche Autorität, und dessen Entstellungen und Verdächtigungen fänden zweifelloseren Glauben als die Wahrheiten, Berichtigungen und Belehrungen des andern. Unser Urtheil schlägt sich allemal auf die Seite unseres Wunsches.

Das ist nun vollends der Fall bei jener Ueberzahl Halbgebildeter und Halbwisser, welche zwischen dem gewöhnlichen Bauernstande und dem Herrenstande in der Mitte stehen. Bei jenen Handwerkern, die da und dort „gewest" sind und zugesehen haben, wie es in der Welt hergeht; bei jenen Krämern und Ladendienern, welche sich als Handlungsherren in ihren Marktflecken qualificiren; bei jenen Schreibern und niederen Beamten, die seiner Zeit ein halbes Jahr als Bursche Rennomage getrieben haben; bei jenen Werkführern in Fabriken, die sich als Regenten dünken; bei Wirthen, die allabendlich die abgefallenen Brosamen der Welt- und Landesverbesserung ihrer Tabak- und Biergäste fleißig zusammenkehren und bei Gelegenheit als neues Gebäck auftischen. Daher findet man in den Kaffeehäusern der Landstädtchen, in solchen Kneipen, welche gewöhnlich des Abends oben bezeichnete und ähnliche Notabilitäten des Städtchens, Marktes, Fleckens vereinigt sehen, zwar häufig mehrere Zeitungen, in der Regel aber sämmtlich des gleichen Schlages; eine, wodurch die hochgebildeten Herren Gäste in ihren Meinungen irre gemacht, in ihren tiefsinnigen Raisonnements über Fortschritt gestört werden könnten, mag der Wirth kraft eigener Stellung auf der Höhe der Zeitbegriffe, oder

darf er seiner Kundschaft wegen nicht halten. So bleibt das Bemühen, den schlechten Blättern bessere entgegenzustellen, zwar immer ein respectables, wird aber einen durchgreifenden Erfolg nicht gewinnen.*).

Gewiß, die Wahrheit wird am Ende siegen, aber nur weil ein höheres Wesen sie mit seiner Macht stützt und ihr Sieg in dem Willen und Plane seiner Weltordnung liegt; der Mensch jedoch ist für die Lüge empfänglicher als für die Wahrheit, er eilt jener entgegen oder wird von finsteren Mächten in ihren Kreis gezogen, gegen diese aber, selbst wenn sie mit dem Lichte des Himmels umstrahlt ist, hat er meist nur blinde Augen. Eine gute Presse wird daher an und für sich nie ausreichen, das Uebel, welches durch eine schlechte verbreitet wird, zu heilen.

Der nun erörterten Ansicht stehen dreierlei Meinungen entgegen. Es gibt nämlich Viele, welche glauben, daß der Kampf der Wahrheit mit dem Irrthum, wie ihn gegenwärtig die Presse kämpft, ein großer Fortschritt und eine Errungenschaft sei; denn erst dadurch komme die vollständig rectificirte und sublimirte Wahrheit heraus. Beim Zusammenschlagen, meinen sie, gebe es Funken. Sie betrachten Wahrheit und Irrthum als nothwendige Correlata und glauben zwischen Geiern und Tauben „vermitteln" zu sollen. Das sind also jene Männer der juste milieu, welchen Wahrheit und Irrthum bloß Ingredienzen sind, von denen sie eine beliebige Portion in die Retorte ihrer Praxis werfen und ein Decoct daraus machen, welches gleichzeitig gegen Asthenie und Hypersthenie helfen soll. Nun, Leute dieser Art haben ein Recht, abgeschmackt zu denken, darum ärgere man sich über solche Ansichten nicht.

Es gibt ferner Männer, und diese zählen zu den besten des Volkes, welchen die Inferiorität der guten Presse tief zu Herzen geht und welche sich durchaus nicht überzeugen können, daß die Natur der Dinge und nicht zufällige Umstände diese Zustände er=

---

*) Hist.-pol. Bl. V. S. 152 ff. Auch sonst habe ich verschiedene Bände dieser „Blätter" benützt.

zeuge. Einen begeisterten Aufruf dieser Art hat Molitor jüngst ergehen lassen:*) „Auf, gründen wir eine Großmacht der guten Presse! Es bedarf der Kräfte; aber wir haben sie!" Sein Wort ist spurlos verhallt. Wilh. Meinhold hat Recht behalten mit seinem Distichon:

„Ehe der Schnee nicht schwarz, und bevor die Erde nicht weiß wird,
Wird vernünftig auch nie werden die bellende Plebs."

Der edle Seher aus Hinterpommern hat deßhalb Recht behalten, weil seine Ansicht auf Gottes Wort basirt: infinitus est numerus stultorum. Und auf die Menge müßte es ja eine mächtige Presse immer abgesehen haben; denn auch die beste Presse ohne Massen-Abonnement ist keine Großmacht.

Wir stehen immer auf dem christlichen Standpunkt, weil er der unserer Ueberzeugung ist. Aber auch der Liberalismus, welcher die Erbsünde und die daraus stammende Verdorbenheit der menschlichen Natur läugnet, stimmt darin uns bei, daß die jetzige Presse größtentheils verdorben und verderblich sei; nur meint er, es müsse nicht so sein und es könne anders werden. Auf dem Standpunkt des Liberalismus ist nun der Traum einer Großmacht der guten Presse allerdings möglich; aber die Erfahrung lehrt, daß eben auch dieser Traum nur Schaum ist. Auf Grund des Glaubens an die Reinheit der Menschheit proklamirt der Liberalismus die allgemeine Concurrenz als das Gesetz der Natur, und das Resultat ist das Großkapital einerseits und die Massenarmuth anderseits. Auf Grund desselben Glaubens proklamirte Schiller das Theater als eine moralische Bildungsanstalt und basirte hierauf sein ganzes ästhetisches System, und dieses Theater präsentirt sich bereits als ein Schandfleck der modernen Cultur. Auf Grund eben derselben Voraussetzung operirt unsere Presse — und die Früchte sehen wir Alle vor Augen. Wuttke, dem wohl Niemand die Eigenschaft der Wahrheitsliebe absprechen wird, steht leider ebenfalls auf liberalem

*) Die Großmacht der Presse. Regensburg, Pustet 1866.

Standpunkt. Er hat über die Verkommenheit der Presse ein treffliches Büchlein geschrieben, *) ist aber zu dem Resultat gelangt, daß Alles besser würde, wenn statt der Regierungen und der Capitalisten, welche gegenwärtig Herren der Presse seien, die Literaten selber es wären. Aber sind denn die Diplomaten und Capitalisten nicht auch Menschen? warum sollten die Literaten bessere sein? Wir werden sie kennen lernen.

Stellen wir uns die Frage nochmal zurecht! Es handelt sich um die Presse an sich, um die natürlichen Grundlagen ihrer Entwickelung, abgesehen von äußerer Einwirkung. Man muthet dem Volke zu, selber das Gute zu behalten und das Böse abzustoßen; man wähnt, die gute Presse könne je der bösen einen Kappzaum anlegen. Aber in welchem Lande hat man denn je versucht, den Diebstahl durch Almosengeben auszurotten? wo hat man denn je das Unkraut ausgejätet durch Dareinsaat von Waizen? Die Apostel haben zwar die Welt bekehrt, aber nicht durch die Weisheit des Wortes, sondern durch die Kraft des hl. Geistes. Es ist ganz undenkbar, daß die Societät ohne Autorität bestehe; alle Bande würden sich lösen und die Barbarei würde hereinbrechen. Die alten Theologen und Philosophen haben auf diese Wahrheit alle ihre Systeme gebaut: in der Schöpfung ist Ordnung, haben sie gesagt, folglich muß ein Ordner sein, und das ist Gott. Die neue Wissenschaft hat nun gefunden, daß die gute Ordnung schon an sich der Natur immanent sei auch ohne Gott; darauf hin war die Annahme natürlich, daß auch in der Welt der Presse alles sich schön ordentlich entwickeln würde ohne äußere Autorität. Nun wir sehen, wie diese moderne Schöpfung sich auswächst. Was müssen wir aber täglich für Sprüche hören! Der gesunde Sinn des Volkes soll die Rathschläge der bösen Regierungen vereiteln, der gesunde Sinn des Volkes soll die Scandalblätter abweisen und sich nicht von ihnen beirren lassen, der gesunde Sinn des Volkes soll der guten Presse

---

*) Heinr. Wuttke, die deutschen Zeitschriften. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1866.

aufhelfen; ja, ja, der gesunde Sinn des Volkes, was der alles könnte, wenn er nur gesund wäre! Das sind Bettelsprüche. Nitimur in vetitum semper cupimusque negata. Es gibt wohl ein Narrenseil, an das sich eine Unzahl anhält und mit fortrennt, aber von einem Weisenseil hat man noch nie gehört; darum müssen die Weisen meist auch allein gehen, weil ihnen Niemand folgen will.

Ein weiterer Grund, warum die Wirkungen der guten Presse nie weder so allgemein werden, noch so tief eingreifen können, wie diejenigen der schlechten, liegt in der natürlichen Beschränkung, die jene sich selbst zu setzen hat, diese aber nicht zu kennen braucht, ja ihrem Wesen und Zweck gemäß entschieden verwerfen muß. Kind und zugleich Mutter des Bösen gibt es für die schlechte Presse kein unerlaubtes Mittel, kein Schicklichkeitsgefühl, keine Schranken. Nicht bloß auf die Schwächen der Menge kann sie speculiren, auf ihre Leichtgläubigkeit und Urtheilsunfähigkeit, sondern geradezu auf ihre Leidenschaften und Laster. Für die schlechte Presse gibt es keine objective und keine subjective Wahrheit; jene bekämpft sie mit allen, am liebsten mit den giftigen Waffen des Spottes, des Uebermuthes, der Frechheit, diese wirft sie als unwürdige Fessel von sich. Je tiefer eine Wahrheit gewurzelt, je weiter verzweigt, je mehr sie geeignet ist, die Menschen zusammenzuhalten, die Leidenschaften zu zügeln, das Rohe zu bändigen, desto häufiger, desto schneidender, desto wüthender werden die Angriffe, desto mehr dem satanischen Zuge angepaßt, der in eines jeden Menschen Brust neben dem göttlichen schlummert. Da wird Farbe, Form, Einkleidung, Redeweise unendlich variirt, um zu diesem Zwecke, wie der Apostel zu einem entgegengesetzten Allen Alles zu werden. Die Lüge selbst, die nackte, dürre, bewußte Lüge gehört gleichfalls zu den anerkannten hilfreichen Mitteln der schlechten Presse. Sie setzt sich in den Zustand des Krieges, in welchem der eine Theil ohne irgend welche Beschränkung Alles sich erlaubt, was sonst durch das Völkerrecht verabscheut ist, der andere kraft eines inneren moralischen Zwanges streng an dasselbe sich halten muß. Denn mit diesen

Mitteln kann die gute Presse nichts gemein haben, sie würde damit einen Akt der Selbstvernichtung vollführen. Sie kann der Menge solchen Schmaus nicht darbieten, darum wird die Masse dahin sich wenden, wo ihr derselbe alltäglich bereitet wird. Sie kann zu solchem Kitzel gemeiner Lust sich nicht hergeben, darum werden sie schaarenweise dahin strömen, wo dieselbe Befriedigung findet. Sie kann in gassenbubenartige Kämpfe sich nicht einlassen, darum werden um die Arena, auf welchen diese zum Besten gegeben werden, die scandalsüchtigen Zuschauer sich drängen.

Auf der Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands im September 1865 zu Trier stellte Hr. August Birle von der „Augsburger Postzeitung" den Antrag, es möge ein katholisches Preß-Bureau errichtet werden gegenüber den Dutzenden bereits bestehender liberaler Institute dieser Art. Behufs Motivirung seines Antrages schilderte der Redner das Treiben der gegnerischen Bureaux, besonders der „Erlanger autographirten Correspondenz," wie sie durch gleichartige Artikel Einheit in die Partei-Organe bringen und dadurch ihren Parteiansichten den Schein der öffentlichen Meinung geben, wie sie die katholische Kirche durch Tendenzlügen verdächtigen, durch ausgestreute falsche Nachrichten beabsichtigte Manöver vorbereiten, ihre Fühlhörner in alle Angelegenheiten stecken, die Gegner in Athem erhalten u. s. w. Demgegenüber möge man also ein katholisches Preßbureau in Frankfurt a. M. errichten. Dieser Antrag stieß auf allgemeine Opposition, es sprachen dagegen Lindau aus Heidelberg, Heinrich aus Mainz, Lukas aus Regensburg, so daß das Project schon in der Section fiel. Es wurde dagegen geltend gemacht, daß all die genannten Operationen der betreffenden liberalen Preßanstalten unmoralisch, folglich für uns unbrauchbar seien. Unsere Blätter brauchen keine Parteidisciplin, weil wir keine Partei sind, sondern an den katholischen Principien unsere Norm haben. Zur Berichtigung von Tendenzlügen wäre ein Preßbureau unpraktisch, da eine Correction von dem Orte aus, in welchem die Lüge spielt, jedenfalls schneller auf directem Wege an eine geeignete Zeitung gelangt, als wenn

sie via Preßbureau gehen müßte. Zum Erfinden von Lügen paßt eine solche Anstalt, zum Widerlegen nicht. Die bestimmende Wirkung des ersten Eindruckes hat die Lüge — und das ist entscheidend, eine nachfolgende Berichtigung ist diesem gegenüber im Nachtheil, wird oft gar nicht mehr beachtet, jedenfalls findet sie das allgemeine Urtheil bereits nach einer gewissen Seite hin eingenommen.

Wenn die Lüge von einer gewandten Zunge getragen wird, so ist das freilich sehr gefährlich; weit verderblicher ist es, wenn ein gewandtes Blatt sie trägt. Jenes Gift muß der Mensch in der Regel suchen, dieses sucht ihn, schleicht sich ihm in die letzte Hütte nach, geht er auf die Strasse, so bietet es sich ihm an den Strassenecken dar. In aller Frühe beim Kaffee präsentirt es sich ihm zum Morgengruß, am Abende ist es die Zugabe zum Wein, den er im Freundeskreise zur Erholung trinkt; es schleicht in allen Familienkreisen, in allen Schlaf- und Ankleidezimmern, auf dem Arbeitstische des Vaters, auf dem Nähtische der Mutter und in allen öffentlichen Versammlungsorten umher; ihr findet es auf dem Ministertische, neben dem Brevier des Priesters und in der Tasche des Proletariers. Es wird an Werktagen zur Erholungsstunde, an Sonn- und Feiertagen aber als eigentliche, für diesen Tag bestimmte Nahrung eingeschlürft. Tag für Tag also Gift in neuer Gestalt, und doch immer dasselbe Gift. So häuft sich Gift auf Gift, sollen wir uns wundern, wenn dann dieser Körper in Gift-Convulsionen geräth? Unsere Presse macht entschlossene Miene, die Völker bis zum Delirium einer gegen alle göttliche und menschliche Ordnung anstürmenden und mit einer furchtbaren Krisis endenden Revolution verführen zu wollen. Sie gleicht mit erschreckender Aehnlichkeit den Blättern des fruchtreichen Paradiesbaumes, von dem das Verderben ausgegangen, oder dem aufsprossenden Immergrün, das in des Teufels Garten wächst.

Molitor, der wie vielleicht kein Zweiter den Einfluß der modernen Presse würdiget, schildert ihre Früchte mit folgenden beflügelten Worten: „Was hat diese Presse in unseren Tagen nicht

Alles zu Stande gebracht? Ist sie nicht ein Magier, dessen Zauberstab Alles gelingt? Oder wenigstens ein Taschenspieler, gegen welchen alle großen Meister dieser Kunst von Cagliostro bis auf Bosko schülerhafte Stümper sind? Ist es dieser Presse nicht gelungen, die Throne zum zerbrechlichen Spielzeuge aufgeregter Massen zu machen? Hat sie es nicht vermocht, das sociale Elend und den vielfachen ökonomischen Ruin der Völker mit dem bunten Lappen des industriellen Fortschrittes zu behängen, hinter welchem sich die Habsucht und die herzlose Geldgier der krösusreichen Oligarchen verbirgt? Hat sie nicht die absolutistische Willkür zum suffrage universel gestempelt, und die Ländergier in der Maske der Restauration der Nationalitäten ganz poetisch herausstaffirt? Ist es ihr nicht ein Leichtes, den reichsten Staat für bankerott zu erklären, und die zweideutigen Finanzoperationen des ärmsten in den geheimnißvollen Nimbus eines verschwiegenen, aber weisen Staatshaushaltes zu hüllen? Ist diese Presse nicht zu der phantasiereichsten Mährchenerzählerin geworden, welche die Geschichte zu einer Rüstkammer der Lüge und Verläumdung gemacht hat? Hat sie nicht alle Autorität herabgewürdiget und nicht nur gegenüber dem Joche des menschlichen Gesetzes den Nacken des Pöbels für souverain erklärt, sondern das Menschengeschlecht überhaupt von der Vormundschaft des göttlichen Gesetzes emancipirt? Und erst, was hat sie aus der Kirche gemacht? Ihren Institutionen? Aus ihren segensreichen Gnadenmitteln? Aus ihrem völkererziehenden Wirken seit zwei Jahrtausenden? Es gibt keine Schmach, welche diese Presse der großen Erzieherin der Nationen nicht angethan. Das ideale Bild der Mutter und Lehrmeisterin aller Geschlechter hat sie in den Koth herabgezogen und zu einem Zerrbilde verfälscht, von welchem sich die angebliche Bildung des 19. Jahrhunderts mit Schrecken und Abscheu, mit Spott und Lästerung abwendet. Gewiß Erfolge genug! Oder ist es nicht ein entsetzlich gelungener Erfolg, durch welchen die Erkenntniß und das Gewissen der ganzen civilisirten Welt irregeleitet und corrumpirt, durch welche die Zustände der irdischen Gesellschaft so aus allen Fugen gerissen worden sind, daß wir

überall, wohin wir blicken, nur Haltlosigkeit und ein verzweifelndes Sichselbstaufgeben, Trümmer und Verwüstung erblicken?" *)

Großer Gott! Glaubt man bei Durchlesung dieser Zeilen nicht, man sehe den Sturz von Troja in's Sociale übersetzt? Großartige Resultate, aber alle rein negativer Natur! eine großartige Macht, aber eine Macht der Hölle!

Die Fluthen der Journalistik gehen in Europa hoch und höher; wir wollen am Pegel einiger Länder die Wasserhöhe constatiren. Die Gesammtzahl der in Frankreich erscheinenden Zeitungen betrug am 1. Januar 1865 1098. Unter diesen befanden sich 337 politische: 63 in Paris und 274 in den Departements, und 761 die der Politik fremd waren. Von diesen erschienen 511 in Paris und 250 in der Provinz. Am 1. Januar 1866 war die Gesammtzahl der periodischen Blätter auf 1637 gestiegen, darunter 330 politische, 7 weniger als im Vorjahre. Diese Verminderung wurde von den Departements ausschließlich getragen. Dafür hatte sich die nichtpolitische Presse dort verdoppelt: es gab 604 literarische, commerzielle und andere Blätter, fast eben so viele wie in Paris, das nicht viel mehr als 700 besaß. Nach dem französischen Blaubuche betrug am 1. März 1866 die tägliche Ausgabe der politischen Presse von Paris 350,000 Nummern; von der nichtpolitischen wurden im Durchschnitt täglich 800,000 Exemplare abgezogen. Am 1. Januar 1867 erschienen 336 politische Journale in Frankreich; unpolitische erscheinen jetzt 1435, davon 710 in Paris und 725 in den Departements. Da Frankreich eine Bevölkerung von rund 37 Millionen aufzuweisen hat, so trifft auf 20,000 Bewohner ein Journal. Eine statistische Zusammenstellung der schweizerischen Blätter ergibt die Summe von 410; von diesen erscheinen 289 in deutscher, 106 in französischer, 12 in italienischer, 2 in romanischer und 1 in polnischer Sprache; 188 davon sind politische Zeitungen. Da die Schweiz eine Bevölkerung von 2,500,000 Seelen hat, so trifft eine Zeitung auf 6,000 Seelen.

---

*) Molitor, die Großmacht der Presse S. 8 u. 9.

Deutschland erzeugt viele Tausende von Zeitungen. Wuttig's „deutscher Zeitungscatalog für 1865" zählt dritthalbtausend Blätter auf und bezeichnet sich selbst nur als annähernd vollständig. Wer könnte sie auch alle zählen!

Eierhennen genug, doch der Zeitungshennen noch mehre,
Gackert im kleinsten Nest jetzt nicht ein legendes Huhn?

Jemand hat diese reiche journalistische Literatur der besseren Uebersicht wegen in „Käse-, Schmutz- und Hundeblättchen" klassificirt; wir aber wollen den Euphemismus der alten Eintheilung in Witz-, Unterhaltungs-, Fach- und politische Blätter beibehalten. Die Witz- und Unterhaltungsblätter sind weniger zahlreich, weit zahlreicher die Fachblätter. Im J. 1837 gab es 64 theologische, jetzt gibt es 200; 1837 gab es 20 pädagogische Zeitschriften, jetzt gibt es 100. Erfreulicher Weise gibt es darunter nicht nur ein „Organ der Taubstummen- und Blinden-Anstalten," sondern auch „Blätter für Taubstumme," ein Blatt für Kindergärten, eines zur Förderung des Zeichnen-Unterrichts, 3 Turnzeitungen. Medizinische Blätter gab es 1837 schon 43; jetzt gibt es 73 ohne die für Pharmazie und Thierheilkunde bestimmten. Es gibt Zeitungen für die Post, für Versicherungen, für Photographie, Gasbeleuchtung, Feuerwehr, für Auswanderer, Eisenbahnen; nicht minder solche für Brantweinbrenner, Spiritusfabrikanten, Bierbrauer, Hopfenpflanzer, für Tischler, Wagner, Färber, Gerber, Schneider. Die Abonnentenzahl dieser Blätter ist mitunter bezeichnend für das „Volk der Denker." Während das „Literarische Centralblatt" es nur auf 1,000 Abnehmer gebracht hat, setzt „der Bierbrauer" 1,200 Stück und das „Magazin für Briefmarkensammler" 1,400 ab!*)

Es wird uns aus der vielwunderreichen Zeit der Kreuzzüge erzählt, daß die allgemeine Begeisterung sogar die Kinderwelt ergriff, so daß auch Schaaren von Knaben sich aufmachten, um zur Befreiung des hl. Landes auszuziehen. Bereits hat nun auch die

*) Wuttke, l. c. S. 55 ff.

Begeisterung für das Zeitungswesen die Kinderwelt wieder ergriffen; Wuttke sah ein „Leipziger Journal“ von einem 14jährigen Schüler „nicht ungeschickt“ redigirt; ich selber habe eine einschlägige Jugenderinnerung. In der 3. oder 4. lateinischen Klasse tauchte plötzlich ein journalistisches Genie unter uns Seminaristen auf. Es schrieb Einer einen „Spectateur,“ welcher in Manuscript unter den Zöglingen circulirte und Personen wie Zustände des Seminars in Leitern und Tagesberichten ebenso freisinnig als energisch kritisirte. Der Director hatte Wind von diesem zeitgemäßen Unternehmen und fahndete eifrig darauf, er erwischte aber nichts, bis ganz zuletzt, wo ihm die Confiscation einer Nummer gelang. Bei dem gänzlichen Mangel eines Preßgesetzes im Institute, handelte er nach absolutistischen Principien und prügelte den Redacteur vom vermuthlichen Sitze der Seele bis zum unstreitigen Sitze des Körpers energisch auf und ab. Dieß hatte eine definitive Arbeitseinstellung zur Folge.

So begreift man hoffentlich, in welch schwunghaftem Betriebe das Zeitungswesen in Deutschland steht. Allein für München wurde in dem einen Jahre 1864 die Anzahl der daselbst gedruckten Zeitschriften auf 30—31 Millionen Nummern geschätzt. Wie viel geistige Arbeit wurde dafür verbraucht! Wie viele Menschen leben demnach heutzutage mittelbar oder unmittelbar von der Tagespresse!

Die Literaten.

Wir leben von Dinte und Feder,
Denn essen und trinken muß Jeder.
Moderner Turnierreim.

Alexander Dumas, der große Musketier, hat die erste Nummer seines Journals mit folgendem Gespräche verziert:

— Sie setzen also ihre Memoiren fort?

— Ja.

— Sie haben Unrecht.

— Warum?

— Weil Sie eine Menge Dinge enthüllen, die Sie besser im Verborgenen ließen.

— Nach meiner Ansicht soll gar nichts verborgen bleiben. Die guten Dinge müssen aus dem Schatten hervortreten, um beklatscht zu werden, die schlechten muß man an's Licht ziehen, damit sie getadelt und ausgezischt werden.

— Aber in Ihren Memoiren greifen Sie nicht nur die Dinge an, sondern auch die Menschen.

— Die Menschen sind die Väter der Dinge und die Väter haften für die Kinder.

Diese Grundsätze sind zwar in ihrer ganzen Ausdehnung durchaus nicht richtig; wenn aber der folgende Abschnitt nur innerhalb der Grenzen katholischer Moral davon Gebrauch macht, so mögen die Herrn Literaten daraus sehen, daß es nicht ihre Principien sind, denen sie die Schonung verdanken.

Auf wichtige Punkte gehören tüchtige Männer: man wird keinen Dieb zum Schatzmeister machen, den Erzieher souverainer Prinzen nicht aus dem Correctionshause holen und ebensowenig einen Blinden zum Steuermann, als einen Bock zum Gärtner

machen. Da die Presse einer der mächtigsten Hebel ist, die es überhaupt gibt, so möchte man meinen, er würde nur ganz erprobten Händen überlassen. Als Nachrichtensammler sind die Zeitungsschreiber Historiographen, als Publizisten sind sie Volksredner, als solche tragen sie große moralische Verpflichtungen auf ihrer Seele, sie sollten von den besten Männern ihres Volkes sein. Wie sind sie aber in Wirklichkeit? Wuttke schreibt hierüber: „Recht viele wackere und hochachtbare Männer habe ich unter den Zeitungsschreibern kennen gelernt, Männer, die lediglich nach ihrem besten Wissen und Gewissen, mehr um der Sache willen als wegen des dürftigen Soldes unverdrossen arbeiteten, unter großen Entbehrungen arbeiteten; aber unter den Zeitungsschreibern gibt es auch einen starken Haufen von ausgemachten Buben und Halunken, und es hat, was in hohem Maße niederschlagend ist, die Menge der sittlich Verkommenen, der Nichtsnutzigen in einem erschreckenden Grade zugenommen .... In der deutschen periodischen Presse ist eine ungeheuere Entsittlichung zu gewahren und unter den in ihr Thätigen hat sich eine arge Stumpfheit des sittlichen Gefühles verbreitet.“ Wuttke ist beinahe zwanzig Jahre Vorsteher des Schriftstellervereins in Leipzig, einem Mittelpunkte der deutschen Presse, gewesen.

Die Völker cultiviren die verschiedenen Zweige der Industrie nicht in gleichem Grade: geographische Lage, Boden, Geschichte und Zufall condensiren den Strom des Thätigkeitstriebes auf einzelne Objecte, ohne die übrigen gerade brach liegen zu lassen. Frankreich hat sein Lyon, England hat sein Manchester, Deutschland hat sein Leipzig; d. h. Frankreich cultivirt mit Eminenz die Seide, England die Wolle, Deutschland das Papier. Es ist bezeichnend genug, daß wir Deutsche in nichts es zu einem natürlichen Mittelpunkt bringen konnten — außer in der Schreiberei. Die Fabrikorte sind aber die rechten Frühbeete des Proletariates, und bereiten die Proletarier der Handarbeit unseren Nachbarn jenseits des Rheines und des Canales häufig schlaflose Nächte, so thun das in Deutschland die Proletarier der Geistesarbeit nicht minder. Deutschland erzeugt

mehr geistiges Product, als es brauchen und bezahlen kann,*) und diese Superfötation ist chronisch und im steten Wachsen begriffen. Hier liegt das eigentlich Gefährliche von Deutschlands socialen Zuständen. Der ganzen Welt ist bange vor den Schaaren des vierten Standes, und die Proletarier der Geistesarbeit sind in Deutschland die eigentliche ecclesia militans des vierten Standes. Sie bilden die große Heersäule, welche offen und selbstbewußt mit der bisher überlieferten socialen Ordnung gebrochen hat. Der proletarische deutsche Handarbeiter im Großen und Ganzen ist noch keineswegs zum hellen Bewußtsein seiner socialen Stellung gekommen. Das Geistesproletariat dagegen weiß und fühlt sich als vierter Stand, es stellt die Idee der Ausgleichung der alten Gesellschaftsordnung in der Praxis wie in der Theorie dar.

Wie der vierte Stand in anderen Ländern durch den plötzlichen und übergewaltigen Aufschwung der Industrie erzeugt wurde, so ist er in Deutschland wesentlich das Ergebniß übergewaltiger geistiger Erhebung. Es kann und soll nicht geläugnet werden, daß die Reformation eine tiefe geistige Erregung bewirkte. Indem sie den Schwerpunkt aus dem Werke in das Wort verlegte, aus dem Gemüthe in den Verstand, aus dem Glauben in das Forschen, ward sie die Schöpferin jener Kritik, die das Wesen der „deutschen Wissenschaft" zu sein scheint. Insoferne ist die Reformation unstreitig die Mutter jener „deutschen Wissenschaft," auf welche wir zwar auch katholische Gelehrte pochen hören, die aber nur in protestantischem Munde Sinn hat. Es lag nicht im Willen der Reformatoren, durch die Kritik den Glauben, durch den Schulmeister den Pfarrer zu ersetzen, aber es lag in ihrem Princip. Und dieses Princip fing von selbst zu treiben an und erzeugte jenen landläufigen Schulmeisterschwindel, der eben jetzt seinem Höhepunkte zustrebt, und dem Niemand mehr Trumpf bieten will. Man will

*) Vgl. „Die bürgerliche Gesellschaft" von H. W. Riehl. S. 299 ff. Die ganze deutsche Literatur hat nichts trefflicheres, als Riehl's geniale Werke. Ich habe sie oftmals benützt.

ein Volk von Gelehrten machen und zieht ein Volk von Geistesproletariern heran. Unsere Regierungen zittern einerseits vor dem Proletariat, anderseits sind sie von einer förmlichen Schulwuth befallen. Man dürfte keck in öffentlichen Blättern annonciren lassen: „100,000 fl. Belohnung für den, welcher eine Nummer der „Bayerischen Zeitung" vorzeigen kann, in der nicht Symptome der Schulwuth sich finden." Es ist für unsere Zustände characteristisch, daß das preußische Cultusministerium auf die Pariser Weltausstellung von 1867 als Blüthe und Krone deutscher Industrie nichts besseres zu schicken wußte, als das Modell eines vollständig eingerichteten Schulhauses. So kann es gar nicht fehlen, daß die Ueberproduction geistiger Arbeiter und mithin das Geistesproletariat stetig zunimmt. Die Reformation hat der deutschen Wissenschaft neue Bahnen gebrochen, und diese neuen Strassen sind in neuerer Zeit nicht bloß sehr volk- sondern geradezu sehr gesindelreich geworden. Andere Völker brauchen uns nicht zu beneiden um das Uebergewicht des Geistesproletariats über die Proletarier der materiellen Arbeit. Denn der Mensch wird viel leichter überstudirt, als er sich mit seinen Händen krank arbeitet, und gerade das Geistesproletariat erzeugt die bösartigeren Krankheitsstoffe.

Was von socialen Bewegungen im Sinne des vierten Standes in neuester Zeit in Deutschland vorgekommen ist, das ist von den Proletariern der Geistesarbeit ausgegangen. Es ist eine furchtbare Ironie auf unsere Staatseinrichtungen, wenn man erwägt, wie im J. 1848 gerade die Studirten schwierig waren und die Bauern sich ruhig verhielten, und man könnte kein beißenderes Epigramm auf unsere Schulwuth schreiben, als wenn man die Durchschnittsziffer der verdorbenen Literaten ermittelte, welche alljährlich durch unsere gelehrten Staatsschulen zum Kriege gegen die Gesellschaft eingeschult werden. In Frankreich erlebten wir neuerlich auf anderem Gebiet ein Gegenstück hierzu. Je mehr sich der Staat als solcher mit den brodlosen Arbeitern befaßte, um so proletarischer und gefährlicher wurden sie.

Weil das Zeitalter die Intelligenz auf den Thron gehoben, glaubten die großen und kleinen Leute, welche aus der Intelligenz Profession machten, daß sie wenigstens auf Sammetpolstern sitzen müßten, und wenn ihnen diese unerreichbar bleiben, steigen sie auf die Barrikaden. Das Geistesproletariat recrutirt sich aus allen Ständen. Nicht bloß verdorbene Schneider, wie Weitling, auch verdorbene Grafen, wie St. Simon, versuchten es, nachdem sie andere Formen des Proletariats bereits durchgemacht, zuletzt noch einmal unter den Literaten. Man kann sagen, das Literatenthum in Deutschland ist erst beiläufig vierzig Jahre alt. Denn so lange mag es ungefähr her sein, daß eine ganze zahlreiche Classe von Gebildeten die Schriftstellerei als Basis einer materiellen Existenz aufzufassen begann. Zu unserer Großväter Zeiten noch war mit Büchern und Zeitungen für Schriftsteller blutwenig Geld zu verdienen, und wenn sich je einmal ein verunglückter Student in den Taglohn der Buchhändler begab, so verstand sich bei ihm das obligate Loch im Rockärmel und die Dachstube von Hogarths gequältem Dichter ganz von selber. Die Periode des eigentlichen modernen Journalismus hatte sich seit den Befreiungskriegen vorbereitet; sie brach herein, als mit der Julirevolution die Geister aufs neue aufgerüttelt wurden. Aber der Journalismus war noch keine selbstständige Macht, und doch hatten wir schon Schaaren von Journalisten, welche eine selbstständige Macht sein wollten, und ihre Masse wächst von Jahr zu Jahr. Eigentlich hätte es umgekehrt sein sollen: zuerst das Bedürfniß, dann die Befriedigung, erst die Nachfrage, dann das Angebot. Das Literatenthum war also in Deutschland eine sociale Frühgeburt, und durch das Literatenthum wurde erst im Drange der Noth die gleich ihm halbreife Zangengeburt des modernen Journalismus zu Tage gefördert. Die Schulwuth hatte die Gesellschaft in ein zehrendes Fieber geworfen, und der Schüttelfrost desselben brachte Unordnungen in den socialen Organismus.

Die Ueberschätzung der geistigen Arbeit ist eben eine sociale Krankheit. Der moderne Staat maßregelt alle historischen Factoren der Gesellschaft und will, daß die Schule und das Bureau den

Ausschlag geben sollen. Seit den Befreiungskriegen waren die jeweiligen Helden des Tages Beamte, Literaten, Virtuosen und Sängerinen. Alles stürmt zum Studium; die Weiber stricken und spinnen Bücher, die Kinder spielen mit den Puppen und mit der Literatur. Die Donquixoterie der literarischen Ehrsucht ist einer der bedeutsamsten socialen Characterzüge unserer Zeit. Der Handwerksmann, welcher vordem seinen größten Stolz darein gesetzt hatte, daß Kinder und Kindeskinder in seinem eigenen Gewerbe fortarbeiteten, glaubt jetzt seinem Sohne keinen besseren Freibrief durchs Leben mitgeben zu können, als indem er ihn studiren läßt. Arme Wittwen hungern und betteln, um ihre Kinder — dem Geistesproletariat zuführen zu können. Es ist gerade, als ob der nur ein halber Mensch sei, der nicht einige Jahre lang seinen Ollendorff und Buttmann gelernt hat, um ihn wieder vergessen zu können. Jawohl, vergessen zu können; denn die Lernbegierde ist bei Weitem so groß nicht unter uns, wie die Lehrbegierde. Es soll wohl einmal Einer gewesen sein, der sterbend seine Frau bat, ihm das Conversationslexikon neuester Auflage mit in den Sarg zu geben, um seine Studien höheren Orts fortsetzen zu können. Aber das ist nur „Einer" gewesen. Sonst leben noch viele in dieser bösen Welt, denen sogar die Kenntniß des longobardischen Lehenrechtes mangelt.

In dieser krankhaften Zeitstimmung war die vorzeitige Entstehung des Literatenthums unvermeidlich. Wer ärnten wollte, ohne gesät zu haben, wurde Literat. Der halbfertige Student anticipirte seinerseits als Literat sogar noch einen Beruf, eine Existenz, die ihm von Rechtswegen erst nach weiterer jahrelanger sauerer Arbeit zugestanden hätte. Der gefährliche Vorsatz, durchs Lehren lernen zu wollen, schuf zahllose halbreife Literatenexistenzen. Darum haben die guten Mispeln und die schlechten Literaten das Gemeinsame, daß beide schon zu faulen beginnen, wenn sie eben erst halb reif sind. So erschien der Literat schon vorweg in wissenschaftlicher Beziehung als ein widerspruchsvolles Zwittergeschöpf, wie er das denn auch in socialem Betracht werden sollte; die Spannkraft zu einem ernsten Studium, zu einem tüchtigen, praktischen Wirken ging rasch

verloren, während es doch gerade sein eigenster Beruf hätte sein müssen, das ernste Studium in der Münze des praktischen Lebens umzusetzen. Der Bauer würde von einem solchen halben Manne sagen, er sei für den Wagen zu kurz und für den Karren zu lang.

Es sind diese Sätze keine willkürlichen Behauptungen, sondern logische Abstractionen aus der reelsten Wirklichkeit. Der weitaus größere Theil unserer Literaten sind verunglückte Genies, sei es, daß sie schon auf den Schulbänken aussprangen, sei es, daß das Schicksal später auf den jungen Schienen ihrer Praxis die Wechsel falsch stellte. Das erstere ist gewöhnlich der Fall. Wer nachfragen will in seinem Lande, der kann erfahren, daß die Hälfte unter den Redacteuren aller Blätter kein Fach absolvirt haben; ja viele kamen nicht einmal an jene große Thüre, die zu Allem führt, zur Philosophie, um die sieben oder acht Wege anzuschauen, die von da ins Leben führen, sondern sprangen schon im Gymnasium aus dem Feuer. Den einen hat eine Studentenliebschaft mit dem Rectorate in Conflict gebracht, und er wich der Gewalt. Wich er dieser nicht, so ließ er sich vielleicht durch die freiwilligen Bande der Liebe dahin bringen, das ferne Ithaka eines langwierigen Fachstudiums aufzugeben, und die lockende Braut auf den nahen Inseln der Literatur heimzuführen. Andere sind auf pecuniären Sandbänken aufgefahren, haben ihre theologischen, juristischen und medicinischen Hoffnungen über Bord geworfen, um in die journalistischen Gewässer abzufallen, wo Schiffe mit geringerem Tiefgang ein näheres Gestade anfahren können. Es ist das Studentenleben nicht immer so lustig, wie der Volksaberglaube es schildert: deficiente pecu — deficit omne — nia. Am schönsten ist es, wenn es sich im milden Lichte der Vergangenheit zeigt. Es gibt der Gefahren noch viele, durch welche junge Leute von der harten Chaussee des regulären Studiums abgedrängt werden in den schmutzigen Straßgraben der Journalistik hinein. Bei all diesen ist es nun möglich, daß sie in der Schule des Lebens sich weiter bilden, und es sind mitunter noch ganz tüchtige Männer daraus geworden, bei den meisten aber geht es aus dem Straßgraben in die Hecke und von da über Stock und Stein.

Girardin sagte einmal von dieser Gattung Leuten: „Die periodische und täglich erscheinende Presse rekrutirt sich in Paris aus einer Zahl von jungen Leuten, Opfern der Universitätserziehung, welche, wenn sie die Collegienbänke verlassen, keine gewinnbringende Carrière vor sich sehen und an sich selbst verzweifelnd, gezwungen für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten, sich eine Art von täglichem Brod aus ihrer eigenen Galle bereiten und ihre Feder zum Stutzen machen, bis sie ihnen literarisches Renommée oder literarische Macht erobert hat, die ihnen auf dem Markte der Literatur einen Handelswerth verleiht." Freilich sind nicht alle Journalisten von dieser Sorte, es gibt ausgezeichnete Männer darunter, die jeder Branche Ehre machen würden, aber wir reden von der Regel und nicht von den Ausnahmen.

Was die Schulbänke nicht liefern, das liefert die Bühne. Viele, denen selbst die dritte Rolle den Lorbeer versagt hat, suchen ihn noch unter den Literaten. In der Theatersprache aber sind die dritten Rollen Verräther, Eifersüchtige und alle schwarzgalligen Menschen überhaupt. Das Publikum verspeist auch Blätter, die von ehemaligen Statisten, Setzern ꝛc. redigirt werden. Buchbinder, Schulmeister und andere gelehrte Metiers stellen gleichfalls ihr Contingent. Kurz, das ganze Proletariat der Geistesarbeit ist unter den Literaten vertreten; dasselbe besteht aber nach Riehl aus dem Beamtenproletariat, Schulmeisterproletariat, perennirenden sächsischen Predigtamtscandidaten, verhungernden akademischen Privatdocenten, Künstlern aller Art, von den reisenden Virtuosen bis zu den wandernden Comödianten und den Drehorgelleuten und Bänkelsängern abwärts. Das verehrliche Publikum würde es für einen sündhaften Gedanken halten, wenn es hinter der allrichtenden Redaction oder dem wohlunterrichteten Correspondenten solche Potenzen vermuthen sollte; nur wenn die Herren selber hintereinander gerathen, was bisweilen geschehen ist, dann werden solche Dinge der beliebten Publicität preisgegeben. Was der Redacteur des berüchtigten „Nürnberger Anzeigers" bei diversen Gelegenheiten schon alles genannt wurde, weiß ich gar nicht mehr. Der Redacteur eines nicht minder berühmten hessi=

schen Blattes soll ein ausgeschossener Fuhrmann sein! Auch die Polizei lüftet bisweilen den Schleier, der so manche literarische Physiognomie in das beliebte interessante Halbdunkel hüllt. Am 5. Mai 1866 stand der Literat Max Schlägel, der so viel von sich reden gemacht, wegen Majestätsbeleidigung vor den Schranken des oberbayerischen Schwurgerichtes. Sein Personalact constatirte folgende Thatsachen: Schlägel, 26 Jahre alt, geboren in München, war 3 Jahre bis 1863 Gemeiner und Lieutenant in Ansbach, als welcher er sein Vermögen von 15,000 fl. verbrauchte und mindestens eben so viel Schulden machte. Ein verlesenes Zeugniß nennt ihn einen leichtsinnigen Schuldenmacher. Er quittirte als Lieutenant und trat als Gemeiner in's Regiment zurück. Wegen Untauglichkeit entlassen, ging er nach Paris, redigirte dann eine Zeitlang in München die bekannte schamlose „Rundschau" und gab später, am Fastnachtssonntag, das Probeblatt einer neuen Zeitung: „Lucifer" heraus, das ihn auf die Anklagebank brachte und von da, nachdem er sich ebenso läppisch als unmännlich vertheidiget hatte, 6 Monate auf die Festung. Am 8. April 1867 stand derselbe Literat mit einer ganzen Bande ähnlicher Genossen vor demselben Schwurgericht und erhielt 8 Monate Festung. Es wäre eine ebenso leichte als pikante Aufgabe, eine ganze Blumenlese ähnlicher Literaten-Biographieen herzustellen; und solche Menschen dürfen öffentlich absprechen über Gott und Welt!

Als im April des Jahres 1865 der preußische Verfassungskampf gegen Bismark auf der ganzen Linie tobte, und besonders die „Volkszeitung" gegen den Minister von Blut und Eisen schürte, da nahm sich das Organ des letzteren, die „Nordd. Allg. Ztg." die Freiheit, die Redaction der „Volkszeitung" eine von Herrn Franz Duncker (Abgeordneter und Eigenthümer der „Volkszeitung") besoldete publicistische Gaunergesellschaft zu nennen. Das Compliment wurde mit Ingrimm und Stillschweigen eingesteckt. So befindet sich also unsere periodische Presse guten Theils in den Händen der verkommensten Subjecte, die religiös, sittlich, geistig und ökonomisch ruinirt, auf nichts anderes, als auf Verwirrung, Auflösung und

Umsturz zu spekuliren wissen. Es könnten Städte und Provinzen angeführt werden, die sich jahrelang Blätter gefallen ließen, und sie kauften und lasen, deren Redacteure und Mitarbeiter die große Mehrzahl verachtete, und deren Grundsätze sie als verkehrt, als gefährlich, ja als fluchwürdig und wahnsinnig verabscheuten.

Die materielle Lage der Literaten ist zumeist eine ganz armselige. Die Schriftstellerei ist gegenwärtig kein Amt, sondern ein Geschäft, und die freie Concurrenz, das Gesetz der Natur, wie der ökonomische Liberalismus sie nennt, erzeugt überall hunderttausend Bettler als Staffage eines einzigen Millionärs. Da die Schulwuth Literaten über Bedarf producirt, so muß unfehlbar auch das Angebot literarischer Arbeitskraft größer sein, als die Nachfrage, und das drückt die Preise herab. Wuttke hat nachgewiesen, daß der Honorarsatz für die Besprechung eines Buches durchschnittlich 1 Thaler beträgt. Ein Holzhacker verdient mit dem Spalten einer Klafter Holz ebenfalls 1, auch 1$^{1}/_{3}$ Thaler, damit wird dieser aber jedenfalls viel leichter fertig, als jener auch nur mit dem Durchlesen eines oder mehrerer Bände. Ist dann die Besprechung fertig, welches Journal nimmt sie auf? versteht sich gegen Honorar, denn als milder Beitrag ist alles anzubringen. Andere Waare wird etwas besser bezahlt, als Recensionen, besonders Novellen, eingeweihte politische Correspondenzen, ziehende Leitartikel, laufende Tagesneuigkeiten; allein wie bald wird hiebei auch der tiefste geistige Fond erschöpft sein! Das ewige Kritisiren, Polemisiren und Spintisiren verdirbt den Literaten wie das Heilen den Magnetiseur, der genöthiget ist, die stille Kraft seines Innern zu oft auszuströmen. Wer viel schreibt, muß viel Wasser unter die Tinte gießen, und wer kauft ihm zuletzt wässeriges Zeug ab? Wohl kann eine Mühle jeden Tag mahlen, ein Kopf aber, der es versuchen möchte, ein Gleiches zu thun, würde nur ein jämmerliches Mehl liefern. Der Magen jedoch mahlt Tag und Nacht, und nicht bloß der Magen des Mannes, sondern oft auch noch der Frau und der Kinder. Je mehr nun die Noth den armen Literaten drängt, und je schwächer seine Producte werden, desto mehr muß er produciren, um sich über

Wasser zu halten, desto schändlichere Bedingungen muß er sich von Buchhändlern und Zeitungsadministrationen gefallen lassen, er muß sich oft unnennbaren Demüthigungen nach dieser Seite unterziehen. Unter solchen Umständen ist es dann kein Wunder, wenn auch das Herz zu mahlen anfängt.

„Ein Mühlstein und ein Menschenherz wird stets herumgetrieben:
Wenn beides nichts zu reiben hat, wird beides selbst zerrieben."

Das letztere ist das Gewöhnliche. Der hungernde Schriftsteller fängt an, Kirche, Staat und Gesellschaft in seinem Herzen zu zerreiben: er geht unter die Communisten. Ein Literat ohne Amt ist ein Hund ohne Halsband. Auch kommt es häufig vor, daß das arme Herz sich selber zerreibt und der ausgepreßte Schriftsteller in der Blüthe seiner Jahre wegstirbt — ein Opfer der modernen Schulwuth und der Preßspekulanten. Ein englischer Industrieller soll einmal geäußert haben, einen Arbeiter seiner Fabrik, der nicht mit dem 36. Lebensjahre todt ist, jage er fort, denn der Bursche habe seine Pflicht nicht gethan. Die Kapitalisten der Preßindustrie behandeln ihre Arbeiter vielfach nach gleichen Principien, obgleich sie dieselben vielleicht nicht aussprechen.

Es ist zum Erbarmen, wie die Presse ihre Jünger nicht selten verkommen läßt, bis das Spital und die barmherzige Schwester das gehetzte Wild aufnehmen. Die Localreporters sind eine besonders merkwürdige Classe von Schriftstellern. Das Pflaster der Hauptstadt gehört einigen armen Teufeln, die den ganzen Tag durch die Strassen rennen, um Neuigkeiten zu suchen. Den Portier des Fürsten fragen sie, ob Se. Exzellenz nicht den Schnupfen haben; den Polizeidiener, ob denn heute Nacht gar kein Mensch gestohlen; den Bauer, ob seine Kuh nicht ein Kalb mit zwei Köpfen oder auch zwei Schweifen gebracht habe. Sind dergleichen Ereignisse vorgekommen, so kann nichts besser sein für unseren Schriftsteller, denn jedes derselben gibt Stoff zu einem interessanten Artikel von wenigstens 15 Zeilen; das macht, für 12 verschiedene Blätter gehörig präparirt und die Zeile mit 1 Kreuzer honorirt, für diesen schönen

Tag 3 Gulden! So gibt es einen lustigen Abend für den Herrn Correspondenten; es ist nur noch zu fürchten, daß, nicht etwa seine Frau, sondern die Mutter seiner Kinder, ihm zuvorkommt und von dem mitleidigen Redacteur das Honorar für sich herausbringt. Hat der Mann nur ein Blatt offen, dann freilich muß er mit 15 Kreuzern leben; ausgenommen den Schnupfen des Fürsten; denn an diesen lassen sich geistreiche politische Combinationen knüpfen, der Artikel erhält 18 Zeilen und der Literat 18 kr. Will gar kein Blatt seine Spalten für die Erzeugnisse eines literarischen Genie's aufthun, so schreibt der Held schließlich „ein Vergißmeinnicht" oder ein ähnliches Werk zusammen, trägt sein Manuscript von Haus zu Haus und sammelt Subscribenten d. h. Thaler. Künftige ungünstige Zeitereignisse, Verschollenheit, Flucht oder die Barmherzigkeit der Angepumpten werden ihn später der Drucklegung des Manuscriptes entheben und man wird sein vergessen. Damit sind indessen die literarischen Erwerbsquellen noch bei Weitem nicht erschöpft. Es gibt Figuranten, die nicht selten bei Journalen als verantwortliche Redacteure erscheinen, als Verfasser incriminirter Artikel sich nennen und sich gegen gute Bezahlung jährlich ein paarmal einsperren lassen, um andere Personen zu decken. Bei manchen, besonders französischen, Redactionen muß die Gefängnißstrafe das Benefice eines mit Familie belasteten Unterredacteurs abgeben.*)

Das sind einige Blicke in die literarische Welt, in diejenigen Kreise, welche die Großmacht der Presse repräsentiren. Allerdings sind nicht alle Redacteure, Novellisten und Correspondenten finanziell so ruinös; wer es versteht, viele Blätter von allen Farben zu bedienen; wer es vermag, besonders ehrwürdige Dinge dem öffentlichen Skandal Preis zu geben; auch wer eine besonders gute Feder führt, wer Geist und Glück hat, der bringt es hie und da auf ein grünes Zweig; im Ganzen und Großen aber ist an Mangel leidenden Schriftstellern kein Mangel. Aus ihren Schriften merkt man

---

*) Louis Veuillot, Les odeurs de Paris. Paris, Palmé, 8. edit. 1867, pag. 27.

das aber nicht. Die Sprache, welche sie führen, klingt wie die Sprache von Männern, die da Gewalt haben. Nur Lumpe sind bescheiden, das sagt Göthe und die Literaten prakticiren es. Veuillot hat mit seiner brillanten Feder diesen hohlen Hochmuth persiflirt.*) „Ein großes, schöngedrucktes, ernstes, auch tugendhaftes und sogar religiöses Journal, ein Journal, welches das besitzt, was man Haltung heißt, ist der Constitutionnel. Dort schreiben Dréolle, Vitu rc., lauter Ritter der Ehrenlegion und mehrerer fremder Orden, und manchmal führen dort Götter die Feder unter dem Namen Boniface. Boniface! was soll das heißen? So darf man nur lispeln, aber nicht laut fragen. So weit der Himmel über die Erde erhaben ist, hat eines Tages Freund Guerault gesagt, der gewiß viel versteht, so weit ist Boniface über Grandguillot erhaben. Das gibt Stoff zum Nachdenken; denn Dréolle und Vitu sind Staubkörner gegen Grandguillot, und dieser ist nichts im Vergleich mit Boniface. Grandguillot kennt seine Größe im Vergleich zu anderen Sterblichen, die in sterbliche Journale schreiben. Er empfängt die ersten Strahlen von Boniface, und sein Kopf strahlt schon, wenn alles noch in Dunkelheit schwebt. Grandguillot macht keine Schwierigkeit, gewisse Völker unter seinen Schutz zu nehmen. Ich erinnere mich, ihn haben sagen zu hören: „Das deutsche Volk flößt uns Theilnahme ein." Dréolle wagt noch nicht sein Herz so weit zu öffnen und seine Arme; er beschützt bescheidentlich nur die Moldo-Wallachen: „Die Moldo-Wallachen wissen, daß wir ihr Freund sind." Vitu breitet seine Feder über das schöne Italien aus: „Italien kennt wohl die Zuneigung, die wir für dasselbe haben." Aber Boniface allein regelt die Angelegenheiten der ganzen Welt. Er thut nicht wie Limayrac, der manchmal die Souveräne absetzt; von Seite Bonifacens wäre das zu ernsthaft. — Zu Zeiten eines Boniface ist Paris nicht mehr Paris; es heißt Bonifaciopolis." Bonaparte I., der allen Glanz um sein Haupt zu sammeln strebte, hat sich offenbar mit Recht beeilt, die Männer von der Feder zu kaiserlichen Kammerknechten zu ernennen.

*) Ibid. pag. 35.

Ueberall guckt dem modernen Literatenthum die Eitelkeit heraus, wenn nicht aus dem Sinne der Worte, so doch aus ihrer Construction. Es läßt sich kaum eine größere Selbstironie denken, als wie sie in jenem hochgebornen Styl steckt, der bei den Literaten Mode ist. Prüft man diese Schreibart, die möglichst mit Salonsausdrücken um sich wirft und die Anschauungen der vornehmen Welt als die natürlichen, angestammten des Autors affectirt, dann sollte man meinen, unsere Literaten seien allesammt auf Parketböden groß gewachsen und müßten stolpern, wenn sie einen Fuß auf die grob gehobelten Dielen in eines Bürgers oder Bauern Stube setzten. Und doch ist der Schreiber in der Regel wohl ein ganz armer Schelm gewesen, dem es sauer genug geworden ist, die naturwüchsigen Ausdrücke der Gesellschaftsschicht, in welcher er aufwuchs, in jene vornehmen Phrasen umzuwechseln. Das ist eben der rechte Characterzug des Proletariates: Unzufriedenheit mit dem eigenen Stand und Affichiren der Formen eines höheren.

Gleichwohl muß man gestehen, daß diese Eitelkeit noch eine Tugend zu nennen ist gegenüber der Rohheit, die neuestens auch hinsichtlich der sprachlichen Form hie und da einriß. Seit das Zeitungswesen sich so sehr ausbreitet, gibt es nicht bloß keinen Beruf, sondern auch keine Bildungsstufe mehr, auf die nicht irgend ein Blättchen speculirt. Demnach werden auch Blätter geschrieben für Leute, welche mit Schiffsknechten, Salzstößern, Kanalreinigern und Hausknechten auf gleicher Bildungsstufe stehen. Jede Nummer ist ein Karren voll von Gemeinheiten. Die Brutalität der Unwissenheit wird nur übertroffen von der ungeschlachten Form. Der Styl der Correspondenzen erscheint in einem abschreckenden bukolischen Parfüm; von Orthographie und Syntax ist keine Rede, man brüllt nur, und das Gebrüll ist wahrhaft bestialisch. Sprechen in den lithauischen Wäldern die Büffel mit den Wölfen, so müssen sie etwa in solcher Weise miteinander conversiren. Das sind die Bengel der Presse.

Man wird selten Literaten treffen, die nicht wenigstens Doctoren der Philosophie sind. Es weiß vielleicht keine der vielen

deutschen Universitäten etwas von ihrer Promotion; allein der Genius trägt sein Doctordiplom in sich selber. Die meisten mit Dr. verzierten Literaten haben nicht einmal die 100 fl. bezahlt, welche der Handel auf der Doctorenmühle zu Jena kostet. Alle Welt findet das in der Ordnung, nur die böse Polizei macht manchmal Skandal. Der Redacteur der Wiener „Morgenpost“ figurirt seit Jahren auf seinem Blatte als „Dr. Landsteiner“. Es ist noch nicht lange her, als derselbe vor das Wiener Gericht in irgend einer Angelegenheit berufen wurde. Ehe die Gerichtsbeamten eine Verhandlung mit einer Persönlichkeit beginnen, lassen sie sich gewöhnlich die Polizeiauskunft über dieselbe geben. Als nun der Redacteur der „Morgenpost“ sich dem Gerichtsbeamten, zu dem er beschieden war, vorstellte, fragte dieser: „Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?“ Der Gefragte antwortete ganz zuversichtlich: „Dr. Landsteiner.“ Der Gerichtsbeamte mit seinem Polizeiberichte auf dem Tische erwiederte kalt und gemessen: „Beides unwahr! Sie heißen weder Landsteiner, noch sind sie Doctor; Sie heißen Schnutti und sind gar nichts.“ Der abgehäutete Doctor bat nun um Gottes willen: es möge diese Enthüllung nicht in die Oeffentlichkeit gebracht werden, weil man sich über ihn lustig machen würde. Dennoch brachte das „Vaterland,“ von diesem Vorgang unterrichtet, den wahren Namen des Redacteurs. Hr. Schnutti aber verleugnet seinen Namen wie vor und ehe und nennt sich auf seinem Blatte immerfort Dr. Landsteiner.*) Man glaube ja nicht, daß solche Dinge etwa nur in Wien vorkommen; man braucht nicht weit zu schweifen, das Schöne liegt so nah!

Junker, Grafen und Marquis schlagen sich gerne, es gehört das zur Noblesse und eine Schmarre über die Nase gilt als Silberprobe männlichen Muthes. Da die ächte Proletariernatur stets höhere Stände nachäfft, besonders deren Untugenden, so läßt sich leicht errathen, daß die Literaten als Ritter des Geistes auch sehr krakehlsüchtig sind. Auf dem Papier schlagen sie sich Jahr und

---

*) Hist.-pol. Bl. LI. 157 ff.

Tag unquibus et rostro mit Schnabel und Klauen herum, von Zeit zu Zeit aber muß die Feder mit dem Degen vertauscht werden, um dem Publikum zu imponiren. Böse Zungen wollen freilich wissen, daß Literaten-Duelle so mörderisch eben nicht seien. Am öftesten zog wohl Alexander Dumas père seinen Flamberg. Eben hat er sein „Fräulein von Saint-Cyr“ geschrieben; Jules Janin erlaubt sich eine beißende Kritik darüber. Dumas speit Feuer und Flammen. Er schwört, daß er Janin tödten wird.

Seine Zeugen verfügen sich alsbald nach der Rue de Baugirard. Die Unterhandlungen währen drei Wochen. Endlich wird das Duell beschlossen.

Unsere Männer stehen auf dem Kampfplatz.

Dumas, dem die Wahl der Waffen zusteht, schlägt den Degen vor.

— Nein, wahrhaftig, sagt der Kritiker, das ist unmöglich. Ich kenne einen geheimen Stoß, womit ich sie augenblicklich todt niederstrecken könnte. Ich verlange aus purer Großmuth Pistolen.

— O, o, Pistolen! ruft Dumas, Sie sind ein Narr, mein lieber Herr Janin! Ich tödte eine Mücke auf 40 Schritte, und Sie sind größer als eine Mücke.

In Folge dieser Versicherungen, daß jeder von ihnen ein unfehlbares Mittel besitzt, den anderen in den Staub zu werfen, schlagen unsere Schriftsteller sich gar nicht.

Sie entschuldigen sich gegenseitig und umarmen sich als zwei Brüder, die sich immer hätten schätzen und lieben müssen.

Ein andermal hätte eine solche Comödie beinahe tragisch geendet.

Es war zur Zeit des ersten Figaro.

Eines Abends kommt unser Dumas aufs Journal und droht Alles kurz und klein zu schlagen. Zwei Artikel sind gegen ihn ererschienen. Wer ist der Verfasser dieser Artikel? Schnell seinen Namen!

— Ich weiß es nicht, sagt Maurice Alhoy, der Hauptredacteur.

— Das ist unmöglich! ruft Dumas, Sie müssen es wissen.

— Ich versichere Sie, daß ich es nicht weiß, man wird sich erkundigen.

— Nein, ich warte keine Minute. Ich muß Jemand umbringen.

— Mein Lieber, sagt Maurice Alhoy, Sie machen mir zuletzt die Galle warm. Ich hafte für jede Zeile, die im Figaro erscheint, und ich bin Ihr Mann. Schlagen wir uns.

Freunde legten sich ins Mittel.

Alexander versteht sich dazu, Maurice nicht zu tödten. Aber er ist der Beleidigte; seine Ehre muß unangetastet bleiben. Man wird am nächsten Morgen in aller Frühe im Boulogner Walde vom Leder ziehen. Nur wird man sich nicht treffen und das Duell wird nur ein Scheingefecht sein.

Unsere beiden Gegner stellen sich pünktlich beim Rendezvous ein. Die Zeugen wissen nichts von der Verabredung.

Alexander ist erhaben in seinem Muthe. Er zeigt nicht die mindeste Bewegung, sein Gesicht verräth keine Blässe.

Man bringt Degen.

— He! was ist das? ruft Dumas. Blaue Degen? . . . . Ich habe mich niemals blauer Degen bedient! . . . . Pierre! fuhr er mit einer heroischen Pose fort, indem er sich gegen seinen Neger wandte, gib meine schwarzen Degen her!

Der Neger beeiferte sich zu gehorchen.

Die Klingen kreuzen sich.

Maurice Alhoy, der von Natur sehr reizbar war und sich schon über die unerschrockene Miene seines Mannes gewaltig ärgerte, geräth außer sich, als er Dumas während des Gefechtes rufen hört:

— Vertheidigen Sie sich, zum Henker! . . . Stehen Sie fest . . . . ich werde mit einem Gegner von Ihrer Force gar zu leicht fertig. Aeh! rief er auf einmal, indem er seine Waffe fallen ließ.

Um den Großhans zu züchtigen, hatte ihn Maurice leicht an der Schulter verwundet.

— He! was machen Sie denn? fügte Dumas, sich vergessend, hinzu; das war gegen die Verabredung.*)

Das waren nun Scenen aus dem höheren Literatenleben; Parterre und Souterrain äußert sich der Literatenmuth in anderen Formen. Da vergißt der Literat vollends den Unterschied zwischen Feder und Leder und baut sein Nest in den Helm des Mars. Er trägt als Held Wasserstiefeln und Pistolen; alle seine Leser wissen, wie viele scharfe Patronen er in seine Revolver gesteckt. Er geht nie ohne Hunde aus, denn die Bösewichter, welche er tagtäglich bearbeitet, trachten ihm, wenn nicht nach dem Leben, so doch nach dem Leder. Man sieht, das Wesen besteht, die Formen wechseln! Niemand wird getödtet.

Ohne Zweifel hat der Pulverschreiber Kramer in Brunner's prächtigem „Diogenes von Azzelbrunn" diese Journalisten im Auge gehabt, als er von den Grillen folgende Natursymbolik aufstellte. „Grille schreit; sind alle Genies, die Grillen, weil sie so große Köpfe haben und einer den andern zu todt beißt, besonders die Männlein, faulenzen, schreien, schlafen, und mit ihrem Geschrei ein großes Wesen machen, da es ihnen doch angeboren ist, — immer die Flügel mit großem Lärme schlagend, und ach wie selten sie ausbreitend zum Höhenfluge, höchstens um von einem niedrigen Ort zum andern zu fliegen, recht ein geniales Lumpengesindel, immer herumlungernd, und keine andere Freude kennend, als Einer den Andern zu überschreien."

Die angedeuteten kleinen Eitelkeiten der Literaten wären ihnen wohl zu gönnen; allein sie sind nur der Rauch von dem Feuer verzehrenden Ehrgeizes, der im Innern wühlt. Wer politischen Einfluß auf kürzestem und leichtestem Wege gewinnen will, wird Journalist, gleich wie derjenige Tageskritiker wird, der in der Kunstwelt eine Rolle spielen möchte und doch fühlt, daß er zum Künstler verdorben sei. Gleich als ob in der Tagespresse das Schwert oder

---

*) Eugen v. Mirecourt, Sieben Erwählte. Stuttgart 1857. J. Scheible. S. 146 u. 199.

wenigstens der Wespenstachel für jeden gegeben sei, der irgend einmal von obenher verletzt worden, glaubt ein solcher Gekränkter, sich nicht besser revanchiren zu können, als indem er unter die Literaten geht. Hieher flüchten sich die Schiffbrüchigen, welche in „königliches Brod“ zu kommen vergebens hofften. Auf der Presse nehmen sie Posto und kündigen der Welt den Krieg an.

Ein eigenes Ferment im Literatenthum, eine Art assa foetida, welche in die Massa geworfen die Gährung vermehrt, bilden die Juden. Den Mosaismus haben sie aufgegeben und das Christenthum haben sie nicht angenommen, so ist nur ein einziger Leitstern für ihre Ansichten zurückgeblieben — das goldene Kalb. — Dem christlichen Literaten, selbst wenn er formell mit dem Christenthum gebrochen hat, ist noch im Blute ein Fond habitueller Lebensart sitzen geblieben, in Folge tausendjähriger christlicher Cultur; das goldene Kalb hat keine Scham und keine Sitte. Der Ehrentrieb schläft im Juden wie der Bauer in der Predigt. Der Geist des Juden neigt mehr zur Analyse als zur Synthese, das Zerlegen wird ihm leichter als das Zusammensetzen, die Negation ist seine Stärke, denn darin hat er sich geübt seit 1800 Jahren. Diese Neigung zur Skepsis erklärt die geringe Productionskraft des Juden, der mit Vorliebe Negirende producirt nicht gerne, er kritisirt. Darum ist unsere Presse für den Juden eine gemähte Wiese; denn, wie wir gesehen haben, alle Wirkungen der Presse sind negativer Art. Der Jude besitzt sehr viel Geist, Esprit, im französischen Sinne des Wortes, insoferne dieser Geist der lustige Rath, der Hofnarr der herrschenden Gedanken ist. Die talmudistischen Studien entwickeln und nähren diese Anlage: Saphir hat seine Wortspiele dem Talmud abgelernt. Der weitausschauende, schöpferische Blick des Genius fehlt ihm, aber er hat Witz und Combination, diese pfiffigen, verschlagenen, fintenreichen Kammerdiener des Verstandes. Die Combinationsgabe beherrscht den Augenblick und mithin die Presse, da nichts mehr eine Beute des Augenblickes ist als die Presse. Darum treibt der jüdische Politiker immer ephemere Op=

portunitätspolitik, große Principien und der weite Blick der Divination fehlen ihm. Darum sind „unsere Leute“ auch so geschickt im Kleingewerbe des menschlichen Geistes; geschickte Schauspieler, geschickte Musiker, geschickte Financiers, geschickte Händler, geschickte Journalisten. Trotz aller Emancipationen hat der Jude kein Vaterland, keine Heimath; wo immer seine Mutter ihn geboren hat, heimischen Boden hat sie nicht unter sich gehabt; denn Ahasverus wandert von Land zu Land, seit er grausam dem müden Heilande die Rast versagt hat. Von Nationalitätsgefühl findet sich in der Brust des Juden keine Spur; er ist in Portugal nicht Portugiese, in der Türkei nicht Türke, in Polen nicht Pole und in Deutschland nicht Deutscher; er ist überall Jude, Reinblut=Jude und hat für alle Nationen das gleiche Gefühl. Religion, Vaterland, König, alles ist dem Juden nur so viel werth, als er dabei seine Rechnung findet.*) Der Jude ist der Ausgestossene der Religion, der Gesellschaft und des Staates, darum finden wir den jüdischen Literaten immer da in der Vorderreihe, wo es gilt die Lichter auszulöschen und die Feuer anzuschüren. Die Juden repräsentiren das Literatenthum in allen Consequenzen des vierten Standes, und die Zahl der jüdischen Literaten ist bereits Legion. Das sind die Fabrikarbeiter beim Preßgeschäft, die Fabrikherren sind etwas anders.

*) Vgl. Die Verjudung des christlichen Staates. Leipzig, Heinr. Matthes 1865. Diese Piece ist offenbar aus jüdischer Feder geflossen; man kann daran sehen, welcher Mittel ein Jude fähig ist.

Das Preßgeschäft.

Kein Geld, kein Kiel.
Bismark.

Die Schriftstellerei unserer Zeit gehört in das Kapitel von der Industrie und dem Handel. Es gibt Buchhändler, es gibt einen literarischen Markt. Das Steigen und Fallen der literarischen Production ist bedingt durch das Schwanken von Angebot und Nachfrage. Dem literarischen Kleingewerbe stehen literarische Fabriken gegenüber, die Ouvriers bereichern die Actionäre, und die Zeitungsschreiber die Zeitungsunternehmer. Der stolze Menschengeist ist durch die Presse in die Hörigkeit des Kapitals getreten; das ist es.

Mit Ausnahme ganz weniger Journale, die zudem meist gelehrte Fachblätter sind, dient die gesammte Presse um Geld. Die Minorität der Blätter wird von oben herab bezahlt, die Majorität von unten herauf. Zu den ersteren gehören officielle Blätter aller Art und solche, welche Organe kleinerer Parteien sind; die ganze Schaar der letzteren speculirt auf die Bedürfnisse, Schwachheiten und Leidenschaften der Massen. Diese Scheidung ist aber nicht überall streng durchgeführt: officielle Journale können nebenbei auch die Menge ausnutzen und die Massenblätter Subventionen annehmen. In einem wohlgeordneten Staate greift Alles frisch ineinander. Die Zeitungen dienen also theils zum Gelderwerb, theils dazu, die Meinungen der Menschen zu bearbeiten; im ersten Falle ist das Geld der Zweck, im zweiten ist es das Mittel zum Zweck. Reiche Herren, mit einer Presse begabte Spekulanten, Aktiengesellschaften gründen Zeitungen, welche ihnen eine Kuh sein sollen, die sie mit Milch und Butter versieht. Wo eine politische Partei auftaucht, die zahlreich genug zu sein scheint, die nöthigen Abonnen-

ten zu liefern, da wird derselben alsbald ein Blatt angeboten werden. Repräsentirt eine neue religiöse Seite die nöthige Kopfzahl, so fehlt sicher der Mann nicht, welcher ein Blatt für dieselbe und auf dieselbe gründet. Jeder gründet das Blatt „für die gute Sache“ und „rechnet auf die Unterstützung der Partei“. Rentirt das Unternehmen, so wird er es der guten Sache zu lieb ausnützen, rentirt es nicht, so wird er es mit sammt der guten Sache zum Kukuk jagen. — Nur ausnahmsweise werden Blätter von einzelnen Männern oder Parteien mit pecuniären Opfern für Ideen gegründet; man rechnet darauf, daß mit dem Essen der Appetit wächst und hofft sich ein Publikum heranzubilden. Solche Blätter werden sich aber nicht lange in dieser Situation erhalten, sie fangen entweder an zu rentiren oder einzugehen, jedenfalls zählen sie nicht zu denjenigen, welche die Großmacht der Presse bilden. Wie Liqueure producirt werden von jeder Farbe, jeder Stärke und jedem Geschmacke, je nach dem Geschmacke des Publikums, so auch Zeitungen. Großen Dank ist das Publikum den Herren Zeitungsfabrikanten für ihr Fabrikat nicht schuldig; es ist ein Geschäft, und wer es gut treibt, wird gute Procente haben. Es sind Buchdruckmanufacte, bei denen das Wort „Geistesproduct“ zum Spott wird. Würden die Herren rentablere Aussichten haben, so würden sie ein anderes Geschäft anfangen.

Bei den erheblichen Kosten, die eine täglich erscheinende Zeitung verursacht, und dem ziemlich bedeutenden Betriebskapital, das sie erfordert, ist es gekommen, daß die Tagespresse in die Hände der Geldmacht gerieth, da die Musen bei uns immer arm, oft sogar ein wenig bettelhaft sind. Nur selten sind diejenigen, welche ein Blatt schreiben, die Literaten nämlich, auch Eigenthümer desselben; Eigenthümer sind die Gründer, die Schriftsteller sind nur die Arbeiter. Ein Kapitalist unternimmt ein Blatt, sorgt für Concession, Papier, Druck, Postdebit und Expedition, bezahlt einen Redacteur und Correspondenten, der Erfolg geht auf seine Rechnung. Für die Unternehmer ist die Zeitung in erster Linie ein G e s c h ä f t, und da sie es sind, die zu entscheiden haben, so überwuchert in

allem der Standpunkt des Geschäftes, dem alle übrigen Rücksichten untergeordnet werden. Jedes Geschäft muß trachten, möglichst billig zu produciren; die Preise des Satzes, des Druckes, des Papieres und der Post sind so ziemlich fest, es kann demnach nur am Lohne der Arbeiter d. i. der Literaten gespart werden. Dadurch entsteht beim Preßgeschäft ein vollständiges Analogon zu allen übrigen Fabriken: die Arbeiter verhungern, und die Arbeitgeber ersticken im Fett.

Der Journalismus gehört noch immer zu den einträglichsten Geschäften und die Zahl der Zang, Veron und Greeley, welche durch die Presse zu Millionären geworden sind, ist keine geringe. In Deutschland ist Hr. Zang berühmt, Eigenthümer der Wiener „Presse". Er ist jetzt Millionär, und wird als einer der reichsten Männer der Kaiserstadt an der Donau geschätzt. Vor 1848 war Hr. Zang einige Jahre Bäckermeister in Paris; am Laden in der Rue Richelieu figurirt sein Name noch immer als Wiener Kipfel- und Bretzelbäcker, der jetzige Besitzer wollte die Firma nicht ändern. Kaum war die Revolution 1848 in Wien ausgebrochen, als Herr Zang die Kipfelbäckerei im Stiche ließ, nach Wien eilte und hier in Presse zu machen anfing. Er nahm in sein Geschäft fast ausschließlich Juden auf; Hauptredacteur, Unterredacteurs und die übrigen Skribifaxe waren Juden. Auch jetzt noch ist ein Hr. Friedländer von der Breslauer Synagoge einer der Hauptredacteure des Blattes. Hr. Zang begriff seine Zeit und trieb sein Geschäft darnach: jedwede Charlatanerie wurde inscenirt und selbst die gemeinste Bestechung war willkommen. Herr Zang ist Millionär geworden.. Seht, wie dankbar „Recht, Wahrheit und Freiheit" gegen ihre Ritter sind! Ganz anders betrugen sich freilich die Juden der Zangschen Preßfabrik gegen ihren Herrn, nämlich sehr malitiös. Sie empörten sich eines schönen Morgens gegen Herrn Zang, weil er nomen et omen habe, wie sie sagten, d. h. eine rechte Zange sei, und gründeten ein eigenes Geschäft, die „Neue freie Presse". Nach Ausweis der Stempelzahlung setzte nun diese „Neue freie Presse" zu Anfang 1867 bereits 17,500 Exemplare ab und die Zangische

alte „Presse" nur mehr 16,000. Bevor die Concurrenz aufkam, gab es Jahrgänge, in denen Hr. Zang nicht weniger als 200,000 fl. reinen Gewinn aus seiner „Presse" zog. Aus Aerger darüber hat nun Herr August Zang seine alte Presse im April d. J. an einen Hrn. Ritter von Geitler verkauft, und zwar um die runde Summe von einer Million Gulden österr. Währung.

Dr. Veron in Paris ist der französische Zang. Ehemals Quacksalber und Erfinder des Regnauld'schen Brustzuckers, ist er durch die Presse Millionär geworden, ohne einen Augenblick aufzuhören, mit der Sprachlehre auf dem Kriegsfuße zu stehen. Ja er ist sogar mit 6 dicken Bänden Memoiren niedergekommen, aber nur durch den Leib Anderer, die einen besonders dankbaren Magen hatten. Als er noch Chirurg war, da verfehlte er nicht selten die Adern, aus welcher er den Leuten das Blut abzapfen sollte; als er später anfing, durch die Presse in die Goldadern des Publikums zu schlagen, traf er es weit besser. Er gründete die „Revue de Paris" und öffnete sie mit beiden Flügeln der radicalen Opposition. Aufgestachelt von Herrn Thiers, der bei einem ministeriellen Eisgang sein Portefeuille verloren hatte, kaufte Veron später den „Constitutionel" just in dem Augenblick, wo das Journal an der Schwindsucht gestorben wäre. Thiers lieh ihm hunderttausend Franken, um das Blatt zur Verfügung zu haben. Jeden Morgen dictirte ihm der kleine Minister, während er sein Kinn rasirte, die Tendenz der Tagesartikel. Veron trug dann die Losung in seine Fabrik, d. h. in das Redactionslocal des „Constitutionel," wo zahlreiche Ouvriers den Rohstoff nach gegebener Schablone verarbeiteten. Als Thiers dann wieder im Klee saß, war er undankbar. Veron bat ihn um eine Stelle, die ihm Ansehen einbrächte; der Minister dreht sich um und spricht: „Sie verlangen das Unmögliche!" — Um seinen Groll auslassen zu können, nahm Veron keinen Anstand, den Socialismus über das Land loszulassen. Damals kaufte er nämlich von Hrn. Eugen Sue den Ewigen Juden, der Constitutionel gewann eine fabelhafte Menge von Abonnenten, Veron mit dieser kleinen socialen Sünde 700—800,000 Franken. Allerdings hat dieser

schändliche Roman Frankreich von einem Ende bis zum andern vergiftet. Allein was geht das einen Geschäftsmann an! Das Gift ist gekauft, ihr habt es im Leibe, es hat euch gemundet, schlagt euch jetzt mit dem Gifte herum! Allerdings hat er einen großen Orden der Kirche schmachvoll verleumdet; allein dieser Orden hat auch die Presse, um sich wieder weiß zu waschen, er mag es thun. Jeder treibe eben sein Geschäft, so gut er kann.

Amerika hat seinen Horace Greeley, den Gründer der „Tribüne". Als Greeley am 10. April 1841 die erste Nummer seines Blattes erscheinen ließ, hatte er sich 1000 Dollars hiezu geborgt. Die Gesammtausgaben der ersten Woche betrugen nur 525 Dollars. Gegenwärtig betragen oft an einem einzigen Tage die Kosten der Telegramme allein, die das Blatt empfängt, 1500 Dollars. Im Jahre 1846 wurde die „Tribüne zu einem Actienunternehmen gemacht, indem 100 Actien zu tausend Dollars ausgegeben wurden, deren jede jetzt einen Werth von 6000 bis 6500 Dollars hat. Im Jahre 1865 hat die „Tribüne" eine Dividende von 165,000 Dollars, also 1650 Dollars auf die Aktie vertheilt. Unlängst sammelte Horace Greeley seine Leitartikel über den amerikanischen Bürgerkrieg in der „Tribüne" zusammen und gab sie als American Conflict heraus. Ueber 200,000 Exemplare wurden abgesetzt und der Verfasser erhielt ein Honorar von 59,000 Dollars. Greeley's ordentliches Einkommen hat sich in den letzten Jahren ohnehin auf jährlich 40,000 Dollars belaufen. Von diesem Blatte erscheinen dreierlei Ausgaben: eine tägliche, halbwöchentliche und wöchentliche. Die Auflage der ersten beträgt 40—50,000, die der zweiten 30,000 und die der Wochenausgabe 100,000 Exemplare. Der „New-York-Herald" übertrifft selbst diese Zahlen noch. Die „Tribüne" ist das Hauptorgan des radicalen Republikanerthums in den Nordstaaten, an dem das Blut des letzten Bürgerkrieges klebt — allein was geht diese Kleinigkeit den Industrialismus der Presse an!

Nun machen allerdings nicht alle Zeitungen ihre Besitzer zu Crösusen; es ist eben wie überall im Fabrikgeschäfte, wo es große

und kleine Etablissements gibt. Ja es soll sogar noch etliche verlorne Preßhandwerker geben, die ohne Gesellen arbeiten, ihr harmloses Blättlein selbst redigiren, setzen, drucken, corrigiren, expediren, hausiren, verlegen, besitzen, verantworten und auch lesen. Solche Journale erscheinen gewöhnlich in unregelmäßigen Zeiträumen, der Abonnementspreis bleibt sehr oft gütigem Wohlwollen überlassen und wird vielfach erst am Schlusse eingesammelt. Durch Schulden und Subventionen wird das Deficit gedeckt. Im Allgemeinen aber ist gegenwärtig die Presse einer der besten Artikel des modernen Industrialismus geworden, wenn man unter gut das versteht, was sich gutschreiben läßt. Einige Unternehmungen floriren, andere vegetiren, andere falliren, im Ganzen und Großen aber prosperirt das Preßgeschäft noch gar lustig, und an eine Arbeitseinstellung von Seite der Literaten ist nicht zu denken. Der Menschengeist ist Fabrikarbeiter geworden!

Es dürfte interessant sein, einen Blick in die Geschäftsbücher eines solchen Zeitungsfabrikanten zu werfen. Wir wollen nach den Angaben Hatin's das Budget einer großen Pariser Zeitung zusamenstellen. (Eugène Hatin, Bibliographie historique et critique de la presse périodique française. Paris 1866.) Die Kosten einer Zeitung sind doppelter Art: feste (frais fixes) und wandelbare (frais progressives). Die ersten, welche von der Zahl der Abonnenten unabhängig sind, umfassen die Redaction, die typographische Zusammenstellung, die Verwaltung und die Miethe; die zweiten dagegen, die sich mit der Zahl der Abonnenten vermehren, die Kosten des Stempels und der Post, Papier, Abzug, Faltung und Adressen. Wenn wir die kleinen Kosten der Faltung unberücksichtiget lassen, so stellen sich die Unkosten, die mit jedem neuen Abonnenten erwachsen, folgendermassen:

Für Paris:

Stempel, 360 Nummern zu 6 C. . .	21 Fr.	60 C.
Papier, Druck 360 Blätter zu 5 C. . .	18 „	— „
Porto zu 1 C. pr. Blatt	3 „	60 „
Facit	43 „	20 „

Für die Departements:

Stempel, Papier, Druck, wie für Paris .	39 Fr. 60 C.
Porto zu 4 C. pr. Blatt	14 „ 40 „
Facit	54 „ — „

So kostet jeder Abonnent in Paris dem Blatte 43 Fr. 20 C.; er bringt ihm aber 52 Fr.; jeder Abonnent des Departements kostet ihm 54 Fr. und bringt ihm 64 Fr. Sieht man daher von dem Rabatt ab, der einzelnen Mäklern gezahlt werden kann, so bleiben 8 Fr. 80 C. von jedem Abonnenten in Paris und 10 Fr. von jedem Abonnenten des Departements, um zusammen mit dem Ertrage der Annoncen die festen Kosten zu decken.

In Bezug auf diese Kosten hat uns Emile de Girardin bei seiner Polemik mit der „Epoque“ feste Daten geliefert. Die frais fixes der „Presse“ betrugen 1845

Redaction und Correspondenz	144,000 Fr.
Druck und Papier	50,000 „
Abnutzung der Lettern	25,000 „
Verwaltung, Miethe	40,000 „
Verlust der Caution	3,000 „
Tausch- und Freiexemplare	6,000 „
Prozesse, Geldstrafen	2,000 „
Ausbesserung und Erneuerung der mechanischen Pressen, unvorhergesehene Ausgaben	12,000 „
Summa	282,000 „

Ohne Frage machten einzelne Journale in allen diesen Punkten bedeutende Ersparnisse, so daß man ungefähr das Richtige treffen wird, wenn man die mittlere Höhe der allgemeinen Kosten einer täglich erscheinenden Zeitung auf 250,000 Fr. feststellt. Demnach kann man sich annäherungsweise einen Begriff von dem Budget der verbreitetsten Pariser Zeitung, des „Siècle“ und der theuersten, des „Journal des Debats“, machen. Jene hat 45,000 Abonnenten zu 52 und 64 Fr., also nach einem mittleren Satze

zu 58 Fr.; diese 10,000 Abonnenten zu 64 und 80 Fr., was als mittleren Satz 72 Fr. ergibt.

Die 45,000 Abonnenten des „Siècle“ kosten also, wenn wir nach der früheren Berechnung 49 Fr. als mittlere Zahl annehmen

	2,205,000 Fr.
Die allgemeinen Kosten berechnen wir auf .	275,000 „
Summa der Ausgaben	2,480,000 „
Die 45,000 Abonnenten zu 58 Fr. geben .	2,610,000 „
So bleibt allein von dem Ertrag des Abonnements, den etwaigen Rabatt nicht abgerechnet, ein Gewinn von	130,000 „
Hiezu der Ertrag der Annoncen mindestens .	300,000 „
So überschreiten die Einnahmen des „Siècle“ die Ausgaben um ungefähr . .	430,000 „

Wenn wir dieselbe Berechnung auf das „Journal des Débats“ anwenden, so ergibt sich das Resultat, daß die Einnahmen dieses Blattes mit seinen 10,000 Abonnenten die Ausgaben um etwa 250,000 Fr. übersteigen.*)

Es erübriget noch, die Bilanz einer kleineren Zeitung kennen zu lernen. Hiefür stehen mir ganz zuverlässige, wenn auch nicht sehr detaillirte Zahlen aus der Haushaltung eines deutschen Blattes zu Gebote. Das Journal ist die „Landshuter Zeitung,“ Eigenthum des Hrn. Joh. Bapt. v. Zabuesnig, Buchhändlers ꝛc. in Landshut. Zur Zeit, da ich meine Mittheilungen empfing, hatte das Blatt in runder Zahl 3,000 vollzahlende Abonnenten. Als eine der nobleren kleinen Zeitungen bezahlte die Landsh. Ztg. außer einem Redacteur noch ein paar Correspondenten, lebte also nicht, wie so viele ihrer Colleginen, vom Rothstift und von milden Beiträgen allein. Hier steht die Abgleichung.

*) Siehe: Unsere Zeit. Von Rud. Gottschall. Leipzig. Brockhaus 1866. S. 922 ff.

Einnahmen:

3,000 Abonnenten à 3 fl. 36 kr.	10,800 fl.
Inserate	4,000 „
Summe der Einnahmen	14,800 „

Ausgaben:

Papier	4,000 „
Satz	1,500 „
Druck nebst Abnützung der Maschine u. s. w. . . .	800 „
Expedition	400 „
Redaction und Correspondenz	1,600 „
Diverse Ausgaben	300 „
Post	2,700 „
Summe der Ausgaben	11,300 „

Hiernach ergibt sich für den Eigenthümer ein jährlicher Reingewinn von 3,500 fl., ohne ein besonderes Risiko oder viele Anstrengungen zu erfordern. Und die Zahl der Abonnenten wächst fortwährend.

Der Eigenthümer eines anderen kleinen deutschen Blattes, als dessen Redacteur freilich temporär ein Setzer fungirt, gestand mir, daß sein Blatt bei nur 2,600 Abonnenten eine jährliche Rente von 5,000 fl. abwerfe.

In England, wo Alles in's Grandiose getrieben wird, geschieht es auch mit dem Preßgeschäft. Die Dimensionen der „Times" gehen in jeder Beziehung in's Fabelhafte. Die Familie Walter, die Eigenthümerin des Riesenblattes, zählt ihre Pfunde nach Millionen. Heirathet sie, was bisweilen geschieht, eine Tochter aus, so bekommt dieselbe eine Spalte Anzeigen als Mitgift. Ahnt man nun, was das Blatt einträgt? Der „Kladderadatsch" in Berlin bringt seinem Unternehmer, dem Juden Hofmann dortselbst, einen jährlichen Reinertrag von 55,000 Thalern ein; die Berliner „Volkszeitung" wirft für ihren Eigenthümer, Franz Duncker, trotz ihres billigen Preises jährlich 50,000 Thaler ab; auch die „Vossische

Zeitung" dürfte den Vossischen Erben jährlich ein gleiches Sümmchen einbringen. *)

Es ist zur Begründung eines Preßgeschäftes durchaus nicht nöthig, daß der Begründer wissenschaftliche Bildung besitze, wenn er nur Kapital besitzt. Wozu wären die literarischen Arbeiter da? Glaubt man denn, der Besitzer eines Glasetablissements, der mit seinen Prachtvasen den Preis auf der Industrieausstellung erhält, könne auch nur ein Medizinfläschchen blasen oder den Stopfel einer Bierflasche schleifen? Das ist eben die Zauberkraft des allmächtigen Kapitals, daß es nichts producirt und alles consumirt. Bloß einige Geschäftskenntniß muß der Unternehmer eines Preßgeschäftes haben, d. h. er muß beurtheilen können, ob die zu producirenden Artikel Abgang finden oder nicht. Von diesem Standpunkte aus conditionirt er seine Arbeiter. Auch hier obwaltet vollkommene Analogie zwischen einem Preßgeschäft und jeder andern Fabrik. In einer Porcellanfabrik z. B. sind Maler, Zeichner, Vergolder, Geschäftsführer ꝛc. ziemlich anständig bezahlt, können es mit der Zeit zum Wohlstande, vielleicht sogar zu einem selbstständigen Geschäfte bringen; die gewöhnlichen Schlemmer und Dreher aber werden immer von der Hand in den Mund leben. Redactoren eines rentablen Preßgeschäftes sind mitunter ganz fashionabel gestellt, der Oberredacteur der „Times" bezieht 4,000 Pf. St., die gemeinen Reporters aber bringens nie auf ein grünes Zweig. O die Fabrikanten sind hartherzig! Wuttke erzählt, daß ein gewisses Preßgeschäft einem Schriftsteller per Zeile einen Pfennig bezahlte. — Natürlich! schlecht auszahlen und gut einstreichen, das ist das Lebensprincip jedes rentablen Geschäftes.

Läugne, wer es kann: die Presse ist bei uns eine reine Geschäftssache. Machen wir uns nun einen Augenblick klar, was dieser Satz sagen will. Nicht die Intelligenz gibt Grundton und Richtung einer Zeitung an, sondern das Interesse. Die Schrift-

*) Siehe die trefflichen Artikel über „die Berliner Presse" von Hermann Kuhn im „Mainzer Journal" Jahrg. 1865. Nr. 12—15.

steller müssen ihr Concert nach dem Grundtone stimmen, den ihnen der Verleger angeschlagen hat. Die Variationen des Themas gleichen selbstständigen Compositionen und doch sind sie alle nach dem Klange des Goldes gestimmt. Der Eigenthümer ist vielleicht ein Nichtswisser; was liegt daran? wer Geld hat, muß für einen guten Kopf gelten, weil er eine Menge Köpfe im Sacke hat, die für ihn denken. Herausgeber und Redactoren von Blättern sind gezwungen, nicht nur verstümmelnde und verdrehende Censur eintreten zu lassen bei Aufnahme von Mitarbeiten, sondern sie müssen auch der eigenen Feder Fesseln anlegen, die Verläugnung der Selbstständigkeit wird unerläßlich. Kann es ein schmählicheres Joch für den Menschengeist geben! Wer sich nicht ducken will, mag gehen; Redactoren und Correspondenten sind auf Kündigung gestellt. Die Presse ist das vervielfältigte Wort. Das Wort ist oft schon eine Flamme gewesen, die Länder und Völker in Brand steckte; ein zweischneidiges Schwert, das durch die Seele drang; es ist schon oft ein Donner gewesen, der Furcht und Schrecken verbreitete, auch war es lindernder Balsam für alle Wunden; aber Lumpenpapier für den Schacher spekulirender Juden ist es erst durch die Presse geworden. Der Teufel hat das Wort nur vergiftet, die Presse verkauft es!

Jedes rentable Geschäft erzeugt Concurrenz, und beim Preßgeschäft ist dieselbe erstickend geworden. Wo der Buchhandel irgendwie zu Wort kommt, klagt er über die unerhörte Concurrenz.*) Es gibt mehr denn 1,200 Buchhändler in Deutschland. Der Börsenverein der deutschen Buchhändler zählt in diesem Jahre 911 Mitglieder. Wer weiß, gibt es so viele Liqueurfabriken! Der Verleger einer Brochüre braucht demnach schon 1,200 Exemplare, um nur jedem Buchhändler eines pro novitate zusenden zu können. Man kann sich daraus einen Begriff bilden von der wahnsinnigen Schreiberei, die in Deutschland eben grassirt. „Unsere Zeit leidet

*) Siehe: „Der Buchhandel von 1815—1856.“ Hamburg und Altona im Verlagsbureau.

an einer eckelhaften Krankheit," schrieb König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen an den alten Thiersch: „sie kann die Dinte nicht halten." Fast jeder dieser Buchhändler will doch auch sein Blättchen haben, schon der für jedes literarische Geschäft unentbehrlichen Annoncen wegen. Andere gründen eine Zeitung, weil sie sonst keinen soliden Verlag zu gründen im Stande sind. Es gibt allerdings auch großartige Firmen, denen ihr Blatt eine Last ist, und die es nur der Sache zu Lieb fortführen; aber viele sind das nicht. Ursprünglich hat das überwuchernde Geistesproletariat den Verlagshandel aufgestachelt; jetzt geht es vielfach auch umgekehrt: sie ziehen sich gegenseitig. Wo irgend ein Flecken oder ein Städtchen bevölkert genug scheint, um ein Blättlein tragen zu können, da findet sich gewiß auch ein unternehmender Buchhändler, der wenigstens ein Wochenblatt gründet. Mittelstädte von etwa 10,000 Einwohnern haben schon zwei Blätter: ein kirchlich und politisch conservatives und ein liberales; denn so theilt sich die Bevölkerung der Gesinnung nach und darauf spekuliren die Unternehmer. — Hauptstädte produciren dann die Blätter zu Hunderten, je nachdem sie nur irgend die nöthige Kopfzahl für ein gutes oder schlechtes Interesse zu gewinnen hoffen. Wie es auf dem Felde der That Pulvermühlen und Lösch-Anstalten, Färbereien und Bleichereien, Schergen, Seiltänzer und sogar Schinder gibt, so auch auf dem Felde des Wortes. Der Mensch will leben; und wo Einer gut zu fahren scheint, probirt es auch ein Zweiter und Dritter. Niemand merkt es dem funkelnden Thaler an, ob er für Guano oder für Königsrauch eingenommen wurde. Dieser Wetteifer im Erwerbe hat nun freilich zu einer übermäßigen Zersplitterung führen müssen: wir haben in Deutschland keine einzige Allgemeine Zeitung, selbst die „Gartenlaube" zerbröckelt sich. Solche Concurrenz verschlechtert Waare und Arbeiter.

Jedes Blatt muß trachten, Boden zu gewinnen, d. h. ein möglichst großes Publikum. Das Waten des Organs durch den dicksten Parteischmutz, mit Verläugnung aller besseren Einsicht, ist dabei noch keineswegs die härteste Bedingung. Da Wahrheit, Geist,

Wissenschaft &c. nicht unter den Abonnenten stehen, so kann auf sie auch nicht reflektirt werden; der Appetit des Publikums allein entscheidet, denn das Publikum abonnirt. Als ein Mann, der sein Einmaleins versteht, sorgt der Unternehmer für wohlfeiles Lesefutter. Er sorgt dafür, daß seine Zeitung so viel möglich ein Omnibus werde; die Schriftsteller haben sich zu accomodiren, denn die Concurrenz drängt. Bei der „Times" haben sie gleich offen folgenden Satz in das Programm aufgenommen: „auf das Formtalent wird bei den Redacteuren vorzugsweise gesehen, und rasche Auffassung und scharfe Beurtheilungsgabe gilt höher als Festigkeit der Grundsätze." Es steht nichts im Wege, Gott und seine Heiligen in den Spalten eines freisinnigen Blattes durchzuhecheln; denn die Himmelsbewohner abonniren nicht; aber die Bureaukratie angreifen, das geht nicht. Warum nicht? Die Bureaukratie ist übermüthig! Sehr gut; dafür sind andere Blätter da; bei uns aber kauft die Bureaukratie alle ihre Formularien, was eine Jahreseinnahme von 10,000 fl. repräsentirt, verstehen Sie? Die Regierung und alle Behörden können in einem Blatte „für das Volk" füglich heruntergerissen werden; denn die Beamten abonniren das Papier nur spärlich und kaufen ihre Formularien anderswo; aber „das Volk" muß durchaus geschont werden, wenn es noch so versoffen, dumm und unbändig ist, denn „das Volk" abonnirt. So mutatis mutandis überall: das ist eben Geschäft. Der Geldbeutel hat keine Scham. Ehre — ein sonores und hohles Wort! Liebe — eine angenehme Chimäre! Hingebung — ein Irrthum, der aus einem anderen Zeitalter sich erhalten! Patriotismus — eine heroische Schwachheit! Uneigennützigkeit — baares Utopien! Es lebe das Interesse! Das ist der Gott und der Cultus unserer Zeit! Was gibt es außerdem Reelles hienieden? Höchstens das Elend und die Entbehrung. Es lebe das Geld! Der Zinscoupon ist König!

Wenn sich „das Geschäft" eines Gegenstandes bemächtiget hat, so wird er alsbald der Verfälschung erliegen. Der Wein, den wir trinken, riecht nach Spiritus, das Bier ist verdünnter Syrup, die

Seide indische Baumwolle. Alle Arzneimittel, so weit sie des Polizeischutzes entbehren, sind verfälscht, wie die chemische Analyse der sogenannten Geheimmittel frappant beweist. Seit nun das Wort dem Geschäfte anheimgefallen ist, geht es der Wahrheit eben so: allgemeine Verfälschung, das Aechte kann mit dem Unächten nicht mehr concurriren; nur einzelne Aristokraten des Geistes lieben noch ächtes Wort.

In dem Vorgehenden ist nun bereits angedeutet, wie es kommt, daß die Presse im Großen und Ganzen eine Domäne meist verkommener Literaten geworden ist, und daß wahrhaft gelehrte und sittlich ernste Männer sich nur ausnahmsweise daran betheiligen.

Die Literaten-Existenz ist eine höchst unsichere und schwankende, der Schriftsteller kommt nicht über die Rechnungsbücher seines Verlegers hinaus. Die Anwartschaft auf ein Amt ist viel praktischer und verlockender, als so ein literarisches Proletarierleben. Ferner: der wirklich gelehrte und ernste Mann treibt mit der Wahrheit keinen Schacher, er accommodirt sich nicht einem dummen Publikum, er wird um keinen Preis die Leuchte der Vernunft in eine diebische Blendlaterne umwandeln. Darum taugt er nicht recht zum Literaten; wenigstens kann er nur für solche Blätter arbeiten, welche für die genannten Aristokraten Aechtes zu liefern haben, und diese sind ebenso dünn wie die Aristokratie selber. Ein solcher Mann ist zu stolz, sich unter das Einmaleins seines industriösen Arbeitsgebers zu beugen. Im Allgemeinen werden darum immer die Halb-, Drittel- und Viertel-Gelehrten die besten Literaten sein. Verunglückte Genies, ja, diese müssen dienen; denn der Hunger thut wehe. Die Presse ist Eigenthum des Kapitals geworden, darum hat sie auch all die Sünden des Kapitals auf sich.

Allerdings sind nicht alle Eigenthümer von Zeitungen ohne Ueberzeugung und Gewissen: es gibt ausgezeichnete Männer darunter, die wirklich noch Opfer bringen für Edles und Schönes; allein sie sind die Ausnahme, und wir reden von der Regel. Die meisten dieser Herren gleichen gewissen Engeln in den Zopfkirchen: sie haben nichts als Kopf und Flügel — kein Herz.

Sie kennen wohl das Rechte,
Warum denn thun sie das Schlechte?
Darum, weil ja nun das Rechte
Die schlechtesten Früchte bringt.

Fabriken gründet man auf Actien, Zeitungen auch, besonders in Frankreich; wer dann die Actien hat, beherrscht die Blätter. Die „Presse“ gehört zum Inventar eines grossen Bankhauses, das in den Mirès'schen Prozeß verwickelt war. Wie erzählt, hat Louis Veron den „Constitutionnel“ 1843 gekauft und zwar um 432,000 Francs. Als das Gesetz von 1852 kam und das Blatt an zwei Tagen hintereinander (7. und 8. Juni) zwei Verwarnungen erhielt, trat ihn Veron an Mirès ab gegen 1,900,000 Frs. Mirès war damals auch schon Eigenthümer des „Pays“. Daß die amerikanische „Tribüne“ auf Actien ruht, mithin dem Großkapital gehört und dient, ist ebenfalls erzählt. In den deutschen Hauptstädten ist es nicht anders: die grossen Zeitungen sind Unternehmungen des kosmopolitischen Kapitals, in letzter Instanz der Bank, der Börsenwölfe.

Wir haben bisher nur eine Art literarischer Fabriken im Auge gehabt, nämlich die Redactionen mit ihren diversen Mitarbeitern und ihren Special-Correspondenten; es gibt aber noch ganz andere Etablissements.*) Da sind vor Allem die lithographirten Correspondenzen. Nicht bloß die Herausgeber treiben ihr Geschäft in's Große, sondern auch die Correspondenten. Ein Literat, der vom Correspondiren leben soll, muß für mehrere Zeitungen liefern dürfen; denn ein Blatt wird selten so gute Honorare zahlen, daß sich davon leben ließe. Nun ist es aber sehr schwer, täglich mehrere Briefe verschiedenen Inhaltes zu schreiben, dazu fehlt es an Stoff; und es ist eben so mühselig als abgeschmackt, eine Correspondenz durch Abschreiben zu vervielfältigen. Ein badischer Literat, Dr. Singer in Straßburg, fing daher in den 30ger Jahren an, seine Mittheilungen mit autographischer Dinte zu schrei-

*) Vgl. Wuttke l. c. S. 76 bis zu Ende.

ben und abzuklatschen. Er machte damit ein famoses Geschäft: 21 Zeitungen abonnirten und honorirten seine Briefe. Dr. Singer hatte dadurch mit der Presse dasselbe gethan, was Sheakspeare im „Sommernachtstraum" mit dem Theater that: er brachte die Comödie in die Comödie. Wie im „Sommernachtstraum" die Acteurs während der Action auf der Bühne selber wieder einem andern Schauspiele beiwohnen, so sind jetzt die Zeitungen, während sie zum Publikum sprechen, selber wieder ein Publikum geworden, das auf eine im Hintergrunde plaidirende Zeitung lauscht. Diese Urzeitungen der lithographirten Correspondenz dringen nicht in's Publikum, sondern nur in's Geschäftszimmer der gedruckten Zeitungen, welche von jenen vielfach nur mehr ein Abklatsch sind. Dr. Singer hatte also jedenfalls eine lebensfähige Erfindung gemacht. Andere Unternehmer erweiterten bald darauf das Geschäft, associirten sich noch einige schriftstellerische Commis, welche Neuigkeiten herbeischleppen mußten, um die lithographirte Correspondenz zu bereichern, und so erweiterte sich der Correspondent zum Bureau, das Handwerk zur Fabrik. Obwohl auch hier alsbald die Concurrenz eintrat, so daß es gegenwärtig sehr viele solche Bureaux gibt, so florirt das Geschäft doch. Die Generalcorrespondenz von Oesterreich wirft jetzt täglich zwei Bogen aus, eine Elle im Geviert.

Die lithographischen Correspondenzen haben eine gewaltige Centralisation der Presse angebahnt: eine Nachricht, eine Idee findet durch sie gleichzeitigen Eingang in hundert Blätter. Die Wichtigkeit eines solchen Centralorganes liegt am Tage, und wer es vermochte, suchte sich dieses Central-Hebels alsbald zu bedienen. Politische und sociale Gewalten, Staatsmänner und Kapitalisten wendeten Summen auf, um solche Generalcorrespondenzen für sich zu haben, wohlwissend, daß man mit Worten Menschen fängt. Ein neuer Geschäftszweig war also eröffnet, noch dazu ein Preßgeschäft; es versteht sich von selber, daß alsbald die Juden am Platze waren. Zur Stunde liegt die lithographirte Zeitungsschreiberei vorzugsweise in jüdischen Händen.

Die lithographische Correspondenz ist von Haus aus nur für die Redactionen der Journale angelegt, kann also nicht nach unten d. h. auf die Massen speculiren. Einige hundert Journale sind zwar immerhin ein Feld, aber doch kein allzu großes. Die Spekulation trieb demnach nach oben. Man begab sich allgemein in die Knechtschaft verschiedener Regierungen und geldgewaltiger Parteien und arbeitete in ihrem Dienste. Dadurch ist es gekommen, daß viele solche Correspondenzen den Redactionen jetzt unentgeltlich zugeschickt werden, wenn sie nur die Correspondenzen verbreiten. So ist der Stein der Weisen gefunden: man kann zwar nicht aus Eisen, wohl aber aus Worten Geld machen. Aus solchen Quellen kommen die Gewässer unserer Zeitungen!

Es ist bereits erzählt worden, daß Herr Birle auf der Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands in Trier die Errichtung eines ähnlichen Bureau's mit katholischer Tendenz beantragte und daß der Antrag auf allgemeinen Widerspruch stieß. Merkwürdigerweise unterhielt aber die Generalversammlung zu gleicher Zeit selbst eine Art lithographirter Correspondenz ad hoc. In früheren Jahren hatten die öffentlichen Blätter, besonders die liberalen, Berichte über die Verhandlungen der Versammlung gebracht, die oft bis zur Karrikatur entstellt waren. Da man nicht Ursache hatte, an der Ehrenhaftigkeit der betreffenden Redactionen zu zweifeln, wenn sie nur besser bedient wären, so beschloß die Versammlung, ein Correspondenzbureau ad hoc zu autorisiren und beauftragte Herrn Niedermayer aus Frankfurt damit. Freund Niedermayer war unermüdlich, wir halfen ihm, und wenn die Mitglieder der Versammlung früh Morgens ihr Quartier verließen, bot ihnen ein Dienstmann bereits die Reden gedruckt an, die sie spät Abends vorher gehalten oder gehört hatten; zugleich hatte die Eisenbahn den Bericht schon an die größeren Blätter Deutschlands auseinander getragen. Der Erfolg war nach Wunsch. Warum dann wurde Birles Antrag nicht angenommen? Die Gründe sind bereits angegeben; ein rentables Geschäft wäre es wohl auch nicht geworden.

Die lithographischen Correspondenzen sind zwar Etwas, aber nicht Alles. Manche Blätter verschmähen Mittheilungen, die zu gleicher Zeit zwanzig anderen ebenso zugehen. Die Journale sind in Stylisation, Format und Tendenz unendlich verschieden; schon mit Rücksicht auf die Mannigfaltigkeit der Tendenz sind die lithographirten Correspondenzen genöthiget, möglichst parteilos zu sein. Die Neuigkeit muß ihr Lebenselement bilden; das Raisonnement wird sie auf einen um so kleineren Kreis von Redactionen zurückdrängen, je gefärbter es ist. Allerdings kann auch in die Neuigkeit Tendenz gelegt werden, daher der Werth der Centralcorrespondenzen für die Mächte des Tages; aber diese können auch das Raisonnement nicht entbehren, und hiefür sind die Preßbureaux erfunden. Die preußische Regierung organisirte zuerst ein solches Bureau, andere folgten nach. Ein Literat, von der Regierung mit den nöthigen pecuniären Mitteln ausgestattet, wirbt eine Anzahl schriftstellernder Hungerleider an. Um 15 bis 30 Thaler monatlicher Löhnung verpflichten sie sich, Aufsätze im Sinne der Regierungsparole in alle Zeitungen einzuschmuggeln, deren Spalten sich ihnen öffnen würden. Diese Artikel sind nun den einzelnen Blättern speciell adaptirt. Die Redactionen der bedachten Journale wissen zum Theil nicht, in welcher Condition ihr Berliner Correspondent steht, und halten ihn für unabhängig; andere wissen es, allein die Preßknechte sind gut unterrichtet, da das Ministerium sie inspirirt. Man läßt sie also gewähren, wenn die Marionetten nicht so groteske Sprünge machen, daß man die Drähte unter dem Rocke sieht. Die Preßbureaux sind eigens für die „unabhängigen“ Blätter hergerichtet.

Noch eine Art von Preßgeschäft ist zu berühren: die telegraphischen Agencen. Sie sind dasselbe für den telegraphischen Weg, was die lithographirten Correspondenzen für den brieflichen sind. Die Kostspieligkeit der Telegramme hat diese Agencen von vorneherein der Geldmacht überliefert und Regierungen und Juden beherrschen sie bis zur Stunde allein. In London besteht die Reuter'sche und Scharf'sche Agentie, in Paris Havas-Büllier,

in Berlin Wolff, in Wien das Correspondenzbureau. Diese Agentieen müssen ihre Agenten an allen grösseren Höfen, Börsenplätzen, Seepunkten ꝛc. unterhalten, und da nur wichtige Nachrichten telegraphirt werden, der Kosten wegen, so können auch nur wichtige Leute als Agenten bestellt werden. Gewöhnlichen Literaten steht eben nichts offen als das Stadtpflaster und der Stadtklatsch. Telegraphische Agencen können daher nur Millionäre gründen. Welche Bedeutung solche Geschäfte für das ganze Preßwesen haben, liegt am Tage. Die Nachrichten, welche der Blitz bringt, schlagen auch ein wie der Blitz. Der briefliche, eigentliche Bericht wird durch das vorlaufende Telegramm zu der Bedeutungslosigkeit eines Nachtrages degradirt. Da nun sämmtliche telegraphische Agencen in den Händen von Ministern und Börsenmännern sind, so läßt sich ermessen, welches Chaos zwischen einem Telegramm und der Wahrheit liegen mag. Die am meisten berüchtigte Nachrichtenschmiede ist die Agentie Stefani zu Turin. Sie befindet sich in vollständiger Abhängigkeit von dem italienischen Ministerium, singt und schweigt nach dessen Noten und streut mit unvergleichlicher Schamlosigkeit Lügen in die Welt aus. Die Pariser Zeitungen drucken sie nach und aus diesem Kanale fließen dann die trüben Gewässer in die deutschen Blätter. Briefe enthüllen die Lügen — aber erst hintennach. Im August 1862 ließ die Stadt Catania dem Garibaldi durch eine Deputation wissen: er werde mit Jubel aufgenommen werden; Agentie Stefani telegraphirte nach Europa: Catania habe ihm wissen lassen, er habe in ihrer Stadt auf keinen Anhang zu rechnen. Was hilft es, wenn nach Wochen die Lüge sich herausstellt? Niemand liest mehr eine solche Erklärung. So weit treibt es Stefani, daß er oft das gerade Gegentheil von dem heraustelegraphirt, was im Parlamente zu Florenz gesprochen wurde.

Das sind die Fabriken und die Fabrikanten und die Fabrikarbeiter der Presse; die ganze Geschichte dreht sich um Geld. Ein Theil bohrt den Lehmboden der Massen an, um Quellen zu finden, andere fangen das Regenwasser auf, das von oben fällt; alle suchen

Geld. Dabei aber ist nichts auf Erden so uneigennützig und unabhängig wie die Presse, Tag für Tag erzählen sie uns von ihrem Opferleben, und sie finden bezauberte Käufer und cultiviren ihren Artikel mit Erfolg. Die Zeitungen sind Papier ersten Ranges.

Die Geschäftsmoral.

Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke.
Schiller.

Die allerwenigsten Menschen haben auch nur im Entferntesten eine Vorstellung davon, wie ein Journal componirt wird. Da sie jeden Morgen zur gewohnten Stunde mit der warmen Semmel zum Frühstück vom Bäcker auch ihr nasses Zeitungsblatt vom Ausläufer richtig erhalten, so zerbrechen sie sich über die Fabrikation weder des einen noch des andern den Kopf. Sie glauben, wie die lesenden Kammerfräulein von den Romanen, die Journale schrieben sich selbst oder wüchsen auf den Bäumen, wie die Mädchen in Sachsen. Wer hätte aber auch den gemeinen Mann gelehrt, aufklärende Tiefblicke durch die Astlöcher jener Bretter zu machen, mit welchen gewöhnlichen Leuten das Getriebe der Journalistik verschlagen ist. Würde das Publikum die Presse durchschauen, so wäre die Macht der Presse in demselben Momente gebrochen.

Unsere Tagespresse gerirt sich als die oberste Wächterin alles Rechtes und aller Moral. Sie citirt Papst und Kaiser, Justiz und Administration vor ihr Forum und proclamirt laut ihr souveraines Aufsichtsrecht. Sie bedroht Sakristei und Bureau ebenso mit ihrem schonungslosen Lichte wie das Boudoir und die Coulissen. Von einer so allrichtenden Presse wird man doch mit Recht verlangen dürfen, daß sie selber nur auf geraden Wegen wandle; wer

den Teufel bannen will, muß selbst rein sein. Nun aber ist das keineswegs der Fall; und daher wird es auch kommen, daß die Presse den Teufel nirgends bannt, sondern überall noch fuchtiger macht. Der gemeine Mann, der gar nichts weiß von den Zeitungen, weiß doch dieses, daß sie lügen. Einst wurde alles, was „gedruckt zu lesen“ war, als wahr hingenommen; erst mit den Zeitungen ist das Sprüchwort aufgekommen: „er lügt wie gedruckt.“ Wie könnte es auch anders sein: in multoloquio non deest peccatum. Die falschen Münzen gehen am leichtesten mit dem Haufen. Man denke nur an die 16 bis 20 Spalten, die so ein Journal tagtäglich ausfüllen muß, und es läßt sich a priori begreifen, daß da viel Schofel mitunter laufen wird. Es wird auch wissentlich und unwissentlich, aus Bosheit, Noth und Scherz gelogen. An der Spitze seiner ersten Nummer „Zum neuen Jahr!“ sagte heuer ein preußisches Blatt mit anerkennungswerther Aufrichtigkeit:

Hab' ich vorig' Jahr gelogen,
Lüg' ich dieses Jahr auf's neu'.
Manches ward mir aufgebunden,
Was mir reine Wahrheit schien,
Bis ich endlich selbst gefunden,
Daß ich oft betrogen bin.

Ja wohl, Verehrteste! jedem Menschen und sogar jeder Zeitung kann ein Irrthum und ein Mißverständniß passiren; allein diese wollen wir auch passiren lassen und nur die Lüge festhalten. Man soll täglich Neues bringen: das drängt zum Erfinden; man will Pikantes bringen: das reizt zum Aufschneiden und Aufputzen; man soll allzeit Red und Antwort stehen: das verführt zum Lügen. Wer möchte es widersprechen: die Zeitungen rücken die nächste Gelegenheit zum Lügen sehr nahe, und nicht bloß die Boten lügen, sondern auch die Landboten, Kuriere, Stadt- und Landboten u. s. w. Am meisten sind die Local-Reporters, zu deutsch Neuigkeitslieferanten, der Versuchung zur Lüge ausgesetzt; denn wenn man nichts weiß, so gilt es eben schnell etwas zusammenzulügen. Gleich zu Anfang dieses Jahres lasen wir im Münchener „Punsch“: „Die

Bayerische Zeitung und noch andere Zeitungen verabschieden öffentlich einen Mitarbeiter, der ihnen den Maffei'schen Fackelzug als am Samstag abgehalten und vom Wetter ziemlich begünstigt beschrieben hatte, während er doch wegen heftigen Sturmes auf Montag verschoben werden mußte. Es ist freilich traurig, wenn schon ein junger öffentlicher Meinungsmacher solchen Schwindel treibt. Aeltere und hartgesottene Correspondenzsünder geben sich mit solchen Kleinigkeiten nicht ab, müssen aber doch ihre Freude d'ran haben."

Jeder Philister liest Zeitungen und raucht Cigarren dazu. Er übt dabei allerdings ein gewisses Recht der Wiedervergeltung: die Zeitung macht ihm und er macht der Zeitung einen blauen Dunst vor. Der frühere Redacteur Bernays, jetzt Consul in Helsingör, schrieb: „Eine Hälfte der Blätter lügt, die andere wird betrogen!" Und kein Wohlunterrichteter, fügt Wuttke hinzu, der ehrlich sein will, kann dieser schlagenden Wahrheit widersprechen, wie beschämend diese Zustimmung auch sein wird.

Eine besondere Art von Zeitungs-Lügen sind die „Fühler". Als Noe im Kasten wissen wollte, ob die Sündfluth schon wieder verlaufen sei, ließ er einen Raben fliegen, und wenn unsere Zeitungsschreiber ein Geheimniß entdecken wollen, lassen sie eine „Ente" fliegen. Sie streuen keck eine Behauptung „aus bester Quelle" in den Wind und warten auf ein Dementi; aus diesem suchen sie dann herauszufühlen, ob und wie etwa der Wind gehe. Die Zeitungsschreiber machen es also wie die Bauern, welche, wenn sie den Wind erforschen wollen, ihren Finger mit Speichel belecken und ihn dann in die Luft strecken. Auf diese Weise entstehen Reden, Actenstücke, Briefe, Toaste, Aeußerungen, Bonmots und thun einige Zeit ihre Wirkungen. Eine Species dieser Gattung nennt man auch „Tendenzbären".

Die politischen Zeitungen, und diese bilden bei uns die Majorität, behandeln als principalen Gegenstand die Schachzüge der Diplomatie. Die moderne Diplomatie, chemisch zerlegt, läßt sich aber in folgende Grundelemente auflösen: Simuliren, Dissimuliren,

Maskiren, Irreführen, Blenden, Läugnen und Lügen. Schon nach ihrem Objecte muß daher die Presse ein höchst verlogenes Ding werden; subjectiv kennen wir sie auch bereits d. h. wir kennen die Subjecte, welche sich mit ihrer Herstellung befassen. Was haben die Journale nur im Jahre 1866 lügen und läugnen müssen, als es sich um die Priorität der Rüstungen vor dem Ausbruche des Krieges handelte. Als Regel ist daher unbedingt zu empfehlen, alles mit Mißtrauen aufzunehmen, was die Zeitungen bringen, selbst die Nachrichten von Thatsachen mit derjenigen Reserve zu benützen, welche gewitzigte Leute einem Gewohnheitslügner gegenüber für nothwendig erachten. Festberichte, Kammerverhandlungen u. dgl. bekommen wir immer nur durch das gefärbte Glas der Tendenz zu sehen; Augenzeugen solcher Vorgänge fragen sich mit dem Journal in der Hand erstaunt, ob denn diese Berichte auch von den nämlichen Sitzungen handelten, denen sie doch selber beigewohnt. Wie ich höre, subsumiren die Männer, welche auf der Höhe der Zeit stehen, diese Mystificationen in Diplomatie und Presse unter die Rubrik der Kriegslisten, die von der Moral bekanntlich etwas anders behandelt werden, als die ordinären Lügen. Daher mag es erklärt werden, daß auch die Feldherren der öffentlichen Meinung solche Operationen unbedenklich insceniren. Man hat gar gemeint, das Auftreten des bayerischen Ministers von der Pfordten vor den versammelten Kammern in München in Angelegenheiten des bekannten Schutz- und Trutzbündnisses, sowie die Versicherungen inspirirter Blätter in demselben Betreffe seien Lügen gewesen. Ei bewahre! Es waren nur Kriegslisten. Denn in heller Fehde mit der öffentlichen Meinung in Bayern befand sich der Minister, ja er befand sich sogar im Gedränge.

Kehren wir von den Kriegslisten zu den einfachen Lügen zurück! Gewöhnlich ist schon das Datum an der Stirne der Blätter erlogen, da die meisten Zeitungen vordatirt sind, um entfernten Lesern weiß zu machen, als ob die altbackene Pastete eben erst aus dem Ofen gekommen wäre. Sehr viele Journale bringen Originalcorrespondenzen aus Moskau, Madrid und Peking; man kann

behaupten, daß 90 Prozent derselben in Deutschland verfaßt worden sind. Im Redactionsbureau verfaßt man sich jetzt Correspondenzen von überall her, und die Leser staunen über die weitverzweigten Connexionen des Blattes und die Menge der Mitarbeiter. Auch ist es neuestens allgemein üblich geworden, Berichte aus anderen Orten zu datiren. Es ließe sich zur Entschuldigung anführen, daß der Correspondent sich decken müsse, denn, wisse man woher der Brief gekommen sei, so wisse man meist auch, wer ihn geschrieben habe. Allein es wird Mißbrauch getrieben. In Breslau befand sich noch in neuerer Zeit eine wahre Schmiede für Nachrichten aus Polen, und Europa liest aus denselben die öffentliche Meinung Polens heraus.

Soferne die Lüge plump und grob auftritt, wird sie sich nur so lange halten können, bis sie in die Nähe der Wahrheit geräth. Es gibt aber eine Art der Lüge, welche überaus gefährlich ist, und gerade diese Art grassirt in der Presse besonders: man lügt nämlich nicht völlig, sondern mischt jederzeit ein Achtel oder ein Viertel Wahrheit unter ein Pfund Lügen. Das Körnchen Wahrheit hilft dann der Entstellung fort und es gehört schon ein scharfer Geist dazu Wahrheit und Dichtung zu unterscheiden.

Eine besondere Art der Lüge ist die Reclame. Schon das Wort zeigt, daß dieses Geschäft in Frankreich aufgekommen ist, wir Deutsche haben den Ausdruck Marktschreierei. Marktschreierei ist aber nicht ganz das, was Reclame ist: jene tritt mit der Schellenkappe auf, diese mit feinem Cylinder, jene spielt im Annoncentheil der Blätter, diese innerhalb der Spalten. Sie unterscheiden sich also wie ein Particulier und ein Bummler, eine Lorette und eine Grisette, ein Hanswurst und ein Komiker u. s. w. Handeln wir zuerst von der Marktschreierei. „Noch nie dagewesen! Voller Ausverkauf unter dem Selbstpreise! Hunderttausend Gulden dem, der nachweist, daß auf unser Oel nicht sogleich ein ganzer Wald von Haaren wächst! Herr Doktor! Ihre Mixtur hat mich vom Tode auferweckt! schicken Sie mir sogleich vier Flaschen weiter u. s. f.“ Wer kennt sie nicht diese schönen Annoncen und wem haben sie

nicht schon Spaß gemacht! Sie erscheinen in allen Größen und Farben; einfach, doppelt, dreifach gesetzt, schräg, verkehrt, quer durcheinander. Sie erscheinen in allen Formen als Briefe, Zeugnisse, Warnungen, Biographieen, gereimt und in Prosa, lithographirt, autographirt, illustrirt oder wenigstens mit riesengrossen Händen verziert. Ihr Inhalt ist beinahe ausnahmslos schändlicher Schwindel, aber kein Blatt recusirt solche Anzeigen, denn sie werden ja bezahlt und der Annoncentheil ist „neutraler Boden". Schmutzige Bücher, besonders über geschlechtliche Krankheiten, Gedichte, Geschichtswerke läßt man im Inseratentheil ungenirt anpreisen, obwohl man sich hüten würde, dieselben in den Spalten des Blattes zu loben. Das ist eben Geschäft. Man irrt aber sehr, wenn man glaubt, solche Inserate seien unschädlich; wäre das der Fall, dann wären sie schon längst abgekommen. Die Leute kennen den Terminus „unterm Strich" nicht, und es kommen zu solchen Charlatanen zwar keine Weisen aus dem Morgenlande, aber um so mehr Thoren aus dem Abendlande, um ihnen erst ihr Gold, später ihre Myrrhen zu opfern. Der Weihrauch wurde schon in der Annonce verraucht.

Einem Theil des Publikums war am Ende mit solchen Inseraten nicht mehr beizukommen, für sie mußte der Spiritus raffinirt werden. Man trachtete also, die Empfehlung seiner Waare, seines Buches, seines Kunstwerkes in die Spalten des Blattes selbst hineinzubringen. Vor dem Leser erscheint dann das Lob nicht als eine Anpreisung von Seite der Betheiligten, sondern als das Urtheil eines unparteiischen wohlunterrichteten Dritten. Je öfter dieses geschehen kann, um so effectiver muß es sein, und das heißt man „Reclame machen". Einen oder den andern empfehlenden Artikel kann wohl ein guter Freund unterbringen in Blättern, mit denen er in Verbindung steht. Eine Schwalbe macht aber keinen Sommer, und ein anderer Schriftsteller könnte ja in den nämlichen Spalten durch Rücksichtslosigkeit Alles wieder verderben. Es müssen demnach Eigenthümer und Redactoren des Blattes gewonnen werden, und das führten, wie gesagt, die Franzosen zuerst auf.

Jedermann weiß, wie sehr Dienstesnachrichten, Börsenberichte ꝛc. die betreffenden Stände interessiren: jeder hält sich dasjenige Blatt, welches diese Nachrichten zuerst bringt. Darum hatten die französischen Zeitungen früher für die Erlangung der wöchentlichen Börsenschau monatlich 100—200 Thaler bezahlt. Bald aber wendeten sie das Blatt: sie verpachteten um noch höhere Preise ihre Spalten an die Speculanten, welche nun durch Leitartikel und falsche Nachrichten ihren Börsenschwindel unterstützten. Das weltberühmte Nachahmungstalent der Deutschen ließ nicht lange auf sich warten, und es wurden die Vögel aller Länder in die Netze getrieben.

Die Reclame ist wohl einer der einträglichsten Artikel des ganzen Preßgeschäftes. Hat ein Bankhaus es übernommen, ein Anlehen unterzubringen, so schickt es den großen Blättern Gratis-Actien in's Haus, damit sie die öffentliche Meinung bearbeiten. Rothschild in Paris hatte die Nordbahn übernommen; dieß Mal wurde für den Journalismus ein förmlicher Tarif festgesetzt. Fünf Actien für eine Anzeige unter der Rubrik: Allerlei; zwanzig für eine Notiz in der Mitte des Blattes, fünfzig für einen Leitartikel. Dr. Veron taxirte sich selbst und forderte Rothschild auf, ihm hundert und sechzig zu schicken. Man setzte die Zahl auf hundert und zwanzig herab. Welche Unvorsichtigkeit! Veron donnerte von den Höhen des „Constitutionel" herab, Rothschild beeilte sich, vierzig weitere Actien zu schicken, um den Feindseligkeiten ein Ende zu machen. Sogar Herr Sax, der Kupfer-Instrumenten-Fabrikant, in seiner Eigenschaft als Mann, welcher viel Lärm machte, fand ihrer zwei unter seiner Serviette, als er eines Morgens im Hotel des Bankiers frühstückte. Der Erfolg war glänzend. Die Actien gingen zu hohen Cursen ab und fielen bald darauf enorm; die hohe Bank gewann eine halbe Milliarde, Rothschild natürlich den Löwenantheil, die kleinen Spieler wurden sämmtlich ruinirt. Tausende von unvorsichtigen Fröschen waren auf den Lärm der Presse hin in den Sumpf der Speculation gesprungen. Der Seerabe

verschlang sie sammt und sonders. Was geht das die Presse an; da seht ihr zu! Sie ist unschuldig an diesem Blute.

Im J. 1857 erschien in der „Oesterr. Ztg." ein Artikel aus der Feder des Publizisten Warrens, der von Beschuldigungen einer bis zu Erpressungen gesteigerten Käuflichkeit des Eigenthümers der „Presse," Hrn. Zang, wimmelte. Hr. Zang zog wohl den Hrn. Warrens vor Gericht, aber schon in der Voruntersuchung erklärte letzterer, daß er alle seine furchtbaren Beschuldigungen beweisen wolle. Herr Zang ließ nun die Sache zu keiner Schlußverhandlung kommen. 1860 aber las ein Privatgelehrter, Dr. Chiolich, diesen Artikel in einer Wahlversammlung wieder vor, mehrere Blätter reproducirten ihn, und nun klagte Zang gegen Dr. Chiolich. Bei dieser Gelegenheit wurde eine Thatsache constatirt, die absolut nicht zu bestreiten war. Dr. Chiolich verlangte nämlich: es möge der Gerichtshof aus dem famosen Prozeß gegen den (seither verstorbenen) Direktor der Creditanstalt, Franz Richter, das Verhörsprotokol ddo. 25. Sept. 1860 Journalnummer 20 produciren. Richter wurde nämlich bei Gericht gefragt: was eine gewisse Summe an Hrn. Zang verausgabt in den Büchern Richters zu bedeuten habe? Richter erwiederte: „Ich war der Presse gegenüber bloß der Vertreter einer Coterie des Verwaltungsrathes der Creditanstalt. Der Mitbesitz an der Presse hat 1 ½ Jahr gedauert und endete mit Schluß 1859. Herr Zang empfing für die Presse 160,000 fl. baares Geld und hat diesen Betrag, als ich ihm den Mitbesitz wieder abtrat, inclusive 5 Prozent Zinsen mir wieder zurückerstattet, nachdem ihm der ganze Gewinn der Presse während der Dauer des Mitbesitzes belassen worden ist."

Das ist nun eine Thatsache, und diese zeigt, wie man als Journalist, mit dem gehörigen rücksichtslosen Geist ausgestattet, Millionär werden kann. Wozu bekam Hr. Zang diese ungeheuere Summe? Darauf antworten folgende Thatsachen: 1) Die Creditactien wurden das Stück zu 200 fl. ausgegeben. 2) Diejenigen, welche Massen von diesem Papier besassen, wollten es hinauftreiben; sie gingen auch bis an 400 fl. hinauf. 3) Zu diesem Hinauftreiben

mußte die „öffentliche Meinung" mithelfen und den Zeitungslesern vorsagen, daß dieß Papier ein gutes Papier sei und sie sehr damit profitiren werden. 4) Thatsache ist, daß die Leute ungeheuer einkauften und eben so ungeheuer verloren, wie die Verkäufer ungeheuer gewannen.

Wer nun seine Abonnenten im Interesse eines oder auch mehrerer „Geldinstitute" derart den Vogelstellern in's Garn jagt, von dem könnte auch noch ein anderes Bild angefertigt werden. Es treibt ein Individuum eine Heerde von Hammeln vor sich her und denkt ohne Unterlaß daran, wie man sie scheeren oder zum Scheeren vermiethen könne, um durch ihre Wolle reich zu werden. Und dieses Geschäft nennt man „Oeffentliche Meinung", oder hier speciell „Reclame".

Einige Tage darauf brachte „die Presse" einen Artikel über gewisse Schwierigkeiten zwischen Hrn. v. Schmerling und der Mehrheit des Reichsraths, und nun schrieb Hr. Warrens im „Botschafter" über das Blatt des Hrn. Zang folgende sehr verständliche Worte: Dem Charakter der „Presse" sei die Gerechtigkeit widerfahren, daß sie auch bei dieser Gelegenheit ihrem eigenen Selbst treu verblieben. Sie hatte, ihrer eigenen Aussage in ihrem letzten Sonntagsblatte zufolge, den Staatsminister lange, lange gewarnt. Aber der Staatsminister hörte nicht auf sie. Die „Presse" ist nun nicht gewohnt, umsonst zu warnen. Sie warnte einst die Unternehmer von gewissen Güterlotterien, sie warnte die Aussteller zu Londoner- und Pariser-Ausstellungen, und alle diese ließen sich ein weises Wort zur rechten Zeit in der Stille gesagt sein. Die feuerfesten Kassen, welche unglaubliche Grade von Hitze ungestraft ertragen konnten, sie schmolzen vor Niemand Anderem als vor den Augen der „Presse". Sprödes Glas wurde vor ihr geschmeidig, hartes Erz weich wie Wachs in ihren H ä n d e n. Die härtesten Herzen wurden durch ihr Zureden zur Nachgiebigkeit bewogen. — Aber „Hr. v. Schmerling, der immer eifersüchtig seine stolze Unzugänglichkeit zu bewahren bemüht war," hörte allein nicht auf die Mahnungen der „Presse" und die „Presse" haßt noch aus guter

alter Zeit als die schlimmsten Leute die „unzugänglichen" Leute. Das edle Journal erzählt nun in seiner Weise die schrecklichen Folgen des Lasters der Unzugänglichkeit. . . . .*)

Nicht bloß die Börse, auch die übrige Industrie kennt bereits den Werth der Reclame, und wer keine Actien hat, gibt eben andere Papiere, auch Gold und Silber wird angenommen. Das Alles findet indessen nur in der haute volée der Geschäftswelt und des Preßgeschäftes statt, in der demi monde herrschen andere Formen. Da läßt ein Haus seine Waare in verschiedenen Blättern fleißig inseriren, das macht jährlich sehr respectable Contos. Demnach ist es selbstverständlich, daß sich auch die Spalten der betreffenden Blätter einem solchen Hause freundlich erweisen. Wenigstens ist es selbstverständlich, daß die Inserate sofort zurückgezogen würden, wenn das Blatt sich beifallen ließe, ein solches Unternehmen mißgünstig zu beurtheilen. Ein anderes Haus abonnirt 20 bis 50 auch hundert Exemplare eines Blattes mit Verzicht auf die Zustellung; wollte nun das Blatt Miene machen, die Interessen dieses Hauses zu gefährden, dann würde das Haus eben Miene machen, das Abonnement einzustellen. Kurz und gut: all die tausendfachen Rücksichten eines Geschäftes üben bestimmend ein auf das Urtheil unserer Presse; Lob und Tadel sind aus der Waage der Intelligenz zum großen Theile in die Waagschüsseln des Industrialismus gerollt.

Am meisten bedürfen die Schauspieler und reisenden Künstler aller Art der Reclame, dafür werden sie aber auch am ärgsten gebrandschatzt. Inhaber von Gemäldesalons, Wachsfiguren-Kabineten, Affentheatern, Kunstreiterbanden, Concertisten und Sängerinen gehen einfach auf die Redactionen, geben gute Worte, warme Blicke, oftmals Thränen, immer aber einige Freibillets ab, um sich die öffentlichen Meinungsmacher günstig zu stimmen. Sie alle haben ohnehin nur bei kleineren Blättern Zutritt, große geben sich so weit nicht herab. In den höheren Regionen kostet es Geld. Ein Künstler, scheint mir, hat den Vers gemacht:

---

*) Hist.-pol. Bl. LI. S. 78 ff.

„Die Redactoren, innig gesellt,
Kritisiren die Leute und haben das Geld."

Dawison, obwohl ein Künstler ersten Ranges, mußte dennoch viele tausend Thaler ausgeben, um nicht muthwillig herunter gerissen zu werden. Die Patti-Concerte haben Unsummen verschlungen, bis sie es zu dem grandiosen Zudrange brachten, den sie jetzt bewirken. Es gibt eine kleine Klasse von Literaten, die „Kunstrichter", welche ihren Lebensunterhalt lediglich aus der Blutsaugerei von armen Schauspielern und Primadonnen ziehen. Will eine hübsche Dame nicht als Furie geschildert, ein Sänger nicht als Singknabe vor Aller Augen hingerichtet werden, so müßen sie zahlen. Solche critische St. Justs können im Caffehause neben einer Tasse Melange mit Bleistift auf einem kleinen Fenstertischlein ein Dutzend Dichter, Schauspieler und Sängerinen kaltblütig vernichten. Außer sie zahlen; dann aber werden sie auch unter die Musen und Götter versetzt, und das ist die Reclame. Und das Publikum? Hat das keine Meinung? Das Publikum ist das ewige Kind, hat Göthe gesagt, und da gescheite Kinder nicht einmal alt werden, geschweige denn ewig leben, so mag man daraus einen Schluß auf den Verstand des Publikums ziehen.

Aber nun die armen Schriftsteller selber! Sie brauchen die Reclame am allermeisten und haben kein Geld! Was ist da zu thun? Man könnte etwa auf den Einfall kommen: eine Krähe haue der andern kein Auge aus. Weit gefehlt! Es ist noch nicht entschieden, ob die Hähne feindseliger gegen einander sind, oder die Schriftsteller. Erstens sind sie halbe Gelehrte, und die Friedsamkeit der Gelehrten ist bekannt; zweitens rauft die Noth unter ihnen; drittens ist die Parteistellung nicht zu übersehen. Schon der alte Kortüm schrieb hierüber sehr schön:

„Denn die Herren Kritiker und Recensenten
Machen heuer mit solchen Producten keine Komplimenten,
Und verfahren überhaupt bunt und kraus,
Wenn ein Autor gibt ein Büchlein 'raus."

Wir haben ja gesehen, daß sich die Literaten gerne schlagen und raufen, das ist immer nur die Folge vorhergehender Federduelle. Nichts ist leichter und natürlicher, so schreibt Flögel in seiner Geschichte der komischen Literatur, als der Uebergang von der Satyre zu Prügeln, massen letztere nichts anderes seien, als ein derberer und stärkerer Ausdruck der Satyre. Wenn nun ein Buch erscheint, so schwebt es bereits zwischen Scylla und Charybdis: es wird entweder todtgeschwiegen oder todgeschimpft. Schon Schiller und Göthe sahen sich gezwungen, ihre Schriften selber zu recensiren und auszurufen; allein was ist Einer gegen so Viele. Doch, das erfindungsreiche Völkchen der Schriftsteller wußte sich zu helfen: sie stifteten Ruhmesassekuranzen auf reine Gegenseitigkeit. Freunde thun sich zusammen und loben sich gegenseitig nach Noten, sie loben sich durch dick und dünn; denn sie preisen ja den Wald um des Wiederhalles willen. Wie bei allen Genossenschaften, die auf Gegenseitigkeit gegründet sind, liegt der Vortheil auch hier im Massenbeitritt. Wer viele Freunde hat, mag keck auf den literarischen Markt gehen; wenn er auch nur Spreu producirt, durch Windmachen ist auch dieser fortzuhelfen. Wer allein steht, mag zu Hause bleiben und über das vaeh soli! meditiren. Die Reclame ist Siegerin, nicht die wissenschaftliche Tüchtigkeit. Ich spreche immer von der Regel, nicht von der Ausnahme. Die „Katholische Literaturzeitung" characterisirte vor einem Lustrum das Treiben der Juden in der „Sybel'schen hist. Zeitschr." mit folgenden Worten: „Kaum hat Jude Oelsner ein Werk von 40 Seiten über das kaiserliche Tabaksmonopol geschrieben, als Jude Kohn den Genossen als „„sehr sorgfältigen"" Forscher belobt, und kaum ist Jude Kohn seinerseits wegen einiger Bemerkungen über die Pegauer Annalen als „„sehr scharfsinnig"" angepriesen und die Welt bei einer zweiten Stelle darauf aufmerksam gemacht worden, daß selbiger einmal auch eine „„gründliche"" Recension in den Göttinger Gelehrten Anzeigen abgefaßt, so greift er zum zweitenmale zur Trompete und verkündet das Ereigniß: Jude Bärwald habe 28 Seiten über das Wiener Provincialconcil von 1287 geschrieben, um sie als „„vor-

trefflich, gründlich und scharfsinnig"" zu feiern. Weil Maloch in Prag es gewagt, gegen Jude Büdinger aufzutreten, so wird er mit „„wissenschaftlicher"" Urbanität ganz einfach unter die „„Karrenschieber und Schulknaben"" versetzt u. s. w." Man sieht schon, diese Ruhmesassekuranzen sind Schutz- und Trutzbündnisse, und es ist keinem Schriftsteller mehr zu verübeln, wenn er mit Gleichgesinnten gleichfalls sich liirt. Es ist Nothwehr; denn nicht das Pergament entscheidet, sondern das Kalbsfell.

Im Ganzen sind Bücher allgemein menschlichen Inhalts der Gefahr des Todtgeschimpftwerdens ausgesetzt, rein wissenschaftliche Leistungen der Gefahr des Todtgeschwiegenwerdens. An jenen kann nämlich jeder Halbgewachsene seine Zähne probiren; diese hängen für Literaten zu hoch; auch interessiren rein wissenschaftliche Fragen das große Zeitungspublikum begreiflicher Weise nicht. Theils um sich aus der unebenbürtigen Gesellschaft der Literaten zurückzuziehen, theils um gegen das Todtgeschwiegenwerden zu reagiren, hat sich nun die Fachgelehrsamkeit eigene Recensions-Anstalten gegründet. Entweder ediren wissenschaftliche Corporationen eine solche Zeitschrift, oder es unternehmen dasselbe wissenschaftliche Partheien. So ist die „Tübinger theologische Quartalschrift" Organ der dortigen katholischen Fakultät; der Mainzer „Katholik" Organ derjenigen Parthei in der deutschen Theologie, welche an die Schule des Mittelalters wieder anzuknüpfen strebt; auch diejenige Fraction in der deutschen Gelehrtenrepublik, welche den deutschen Michelismus auch noch in die Theologie hineintragen möchte, hat ihre Organe.

Hat ein Verleger eine Pièce fertig, so schickt er Recensionsexemplare an die wichtigeren Zeitungen seines Rayons. Wenn die Redaction diese Schriften an einzelne ihrer Mitarbeiter zur Besprechung hinausgibt, so ist das gut; gewöhnlich aber recensirt ein einziges Subject alle diese Erscheinungen: Theologie und Mathematik, Poesie und Physik, Philologie und Literaturgeschichte, Philosophie und Maschinenkunde, und zwar alle Tage des Honorars

wegen. Das ist nun freilich nicht mehr Reclame, sondern purer Schwindel.

Es muß bemerkt werden, daß nicht bloß Bücher, Brochüren und Flugschriften in den Ruhmes-Assekuranzen versichert werden, sondern auch Zeitungsartikel. Die Arbeiter der Preßbureau's loben und citiren sich gegenseitig fleißig in den zugänglichen Blättern. Man schickt einen Artikel in die Köln. Ztg.; morgen schreibt ein Freund in der „Spener'schen:" dem gestrigen *Artikel der Köln. Ztg. wird große Wichtigkeit beigelegt. Dadurch werden auch andere Blätter auf diesen wichtigen Artikel aufmerksam und copiren oder excerpiren denselben. Man nennt das journalistisches Doppelräucherpulver.

Eine besondere Art der Reclame ist die Quartalsreclame. So oft nämlich der Abonnementswechsel herankommt, suchen die Blätter durch Sensationsartikel, gelinde Scandale, glänzende Versprechungen ꝛc. die Abonnenten zu ködern. Gewöhnlich beschwören sie drohende Kriegswolken herauf, die sich aber nach dem Abonnement bald wieder legen. Man kennt das übrigens.

Wenn die Preßbengel einen Sinn für Ehrlichkeit hätten und jeden, der es wagen würde, sie zu einem Lügendrucke zu mißbrauchen, einen festen Schlag zum Umfallen in's Genick gäben, dann wäre die gute alte Zeit, wo man zur Bekräftigung eines erzählten Factums sagen könnte: ich habe es gedruckt gelesen. Jetzt aber sind schon die Waldbauern hinter das Arkanum gekommen, daß das Papier geduldig ist. Es ist wahrhaftig ein Glück, daß das Papier aus Lumpen gemacht ist, jeder andere Stoff wäre zu bedauern, wenn er sich mit so lumpigem Zeug bedrucken lassen müßte.

So ist nun die Journalistik allerdings ein großes Waschhaus; aber es wird darin, im Unterschied von anderen Waschhäusern, nicht bloß eingeseift, gewaschen, gebürstet, gerieben, gebläut, gestärkt und gebügelt, sondern es wird auch tüchtig angeschwärzt, beschmutzt und befleckt. Die Presse marodirt unablässig auf dem Gebiete der Persönlichkeiten. Durch eigenen Instinct gegen alles

Höhergestellte, Hervorragende, Lautere, Selbstständige zu unablässigem Haß angetrieben, weiß sie, daß ihr Publikum die gleiche Neigung theilt, daß von demselben mit Lust beklatscht wird, was solche Neigung kitzelt. Daher sie über alle Verstorbene und Lebende Verdächtigungen, Verunglimpfungen, böse Nachreden ersinnt, die Thatsachen zu solchen umgestaltet, wohl wissend, daß je tiefer man die Träger der Autorität herabsetzt, desto sicherer diese selbst untergraben werde. Im Bewußtsein des eigenen Unwerthes bestrebt sich die Presse, alles wahrhaft Hohe herabzuziehen.

Die gute Presse thut das freilich nicht; aber wir reden ja immer von der Regel und nicht von der Ausnahme. In der Regel nun wird jeder Mann, der wirklich etwas bedeutet, sogleich von der Presse angenagt. Bietet er keine Blöße, so thut das gar wenig. Sie geben ihm, — wie soll ich mich nur gleich rund genug ausdrücken? — ich will einen Ausdruck aus dem Hudibras borgen — sie geben ihm die Krätze, um ihn reiben zu können. Das Kapitel von Verläumdung, Ehrabschneidung und Ohrenbläserei findet in unserer Presse eine furchtbare Anwendung. Es ist durchaus nothwendig, den Begriff dieser Laster hier festzusetzen, weil er unserer Zeit ganz abhanden gekommen ist. Verläumdung ist es, wenn man dem Nächsten Fehler andichtet, die er gar nicht hat, oder seine wirklichen Fehler vergrößert. Geschieht das in der Presse? O, manche Partheien leben nur von diesem Metier und müßten sogleich zu existiren aufhören, wenn sie den Leuten die Wahrheit sagen wollten. Was wird nicht Alles hinaufgelogen auf den Papst, den Kaiser von Oesterreich, die Jesuiten und überhaupt alle Männer von character public. Nemo est principum, quem non gravis fama perstringat.*) Man kann mir sagen, das Verläumden sei kein Fehler der Presse, sondern ein allgemeiner Fehler der Menschen, den die Presse nur wiederspiegle. Allein es ist nicht so. Abgesehen davon, daß die Verläumdung durch die tausendzüngige Presse unerhörte Dimensionen annehmen muß, so inclinirt die Presse

*) Capitolin. in Anton. Philos. c. 15.

von Natur aus zum Verleumden. Die Zeitungen sind auf Neuigkeiten angewiesen, je frischer sie dieselben bringen, desto besser. Eine interessante Anecdote, ein pikantes Wort, ein prikelndes Abentheuer, eine schlechte That, die ein Journal gebracht hat, wird sogleich von den übrigen Blättern copirt werden, muß abgedruckt werden, wenn man sich auf dem Laufenden erhalten will. Nach wenigen Tagen stellt sich Alles als eine boshafte Mystification heraus, man hat das vermuthen können, man hat es vermuthet, gewissenhafte Blätter haben sogar ein Fragezeichen beigesetzt; allein semper aliquid haeret: der Mann hat seinen Klecks, das Kleesalz der Berichtigung läßt immer einen gelben Fleck sitzen. Die Neuigkeit ist das vitale Element der Zeitung, eine alte Zeitung ist so abgeschmackt wie laues Wasser; die Zeitungen können demnach in der Regel nicht abwarten, bis eine Thatsache constatirt ist, sie müssen sie bringen, wie sie dahergeflogen kommt, und das ist eine unsittliche Ohrenbläserei. Wir fühlen das kaum mehr; aber es ist doch so. Der Effect des ersten Eindruckes bleibt, Berichtigungen werden kaum gelesen, viele Blätter bringen sie gar nicht. Man glaubt kaum, wie wenig Bedürfniß das Publikum nach Berichtigungen hat. Es gibt Blätter, diese lassen den Minister X. heute seine Entlassung nehmen, den Minister Y. sterben, den Fürsten Z. heirathen, und morgen regieren X. und Y. wieder fort und Z. ist noch ledig, ohne daß das Blatt sich bewogen fühlte, anzudeuten, wie das zugehe. Das Publikum merkt nicht das mindeste. Anstatt daß die Presse wegen der ungeheueren Tragweite ihres Wortes in einer gewissen Reserve sich hielte, wird sie durch die Lebensbedingung der Neuigkeit zur rückhaltslosen Unvorsichtigkeit gedrängt.

Wir kommen zu den Ehrabschneidungen. Ehrabschneiden heißt man es, wenn man die wirklichen Fehler des Nächsten ohne Noth offenbart. Hier haben sich die Begriffe geradezu auf den Kopf gestellt. Man glaubt nämlich, die Presse habe das Recht, Alles zu veröffentlichen; ja nicht bloß das Recht, sondern geradezu die Pflicht. Nichts kann verderblicher sein, als eine solche Meinung. Die Veröffentlichung der Criminalgerichtsverhandlungen, der Schwurgerichte,

der Stadtscandale u. s. w. sind vielfach Ehrabschneidungen der ärgsten Sorte, so wahr ihr Inhalt sein mag. Ich weiß wohl, daß der Pranger seine sittliche Berechtigung hat, auch weiß ich, daß derselbe von den Wänden der alten Rathhäuser abgenommen wurde und jetzt eine Zierde der modernen Blätter bildet; allein jede Sünde gehört nicht an den Pranger, und was an den Pranger des Dorfes gehört, soll nicht an dem Pranger von Europa stehen, endlich müßte eine competente Behörde und nicht die Scandalsucht des Publikums in jedem einzelnen Falle zu entscheiden haben, was zu veröffentlichen sei und nicht. Die alten Gesetzgeber haben schwere Strafen gelegt auf das Verbrechen der Diffamation, die nur durch richterlichen Spruch, nicht nach Privatgutdünken verhängt werden konnte; über solche Dinge lacht unsere Presse.

Daß unsere Sprache auch Begriffe hat, welche sie durch die Worte „falscher Argwohn“ und „freventliches Urtheil“ zum Ausdrucke bringt, davon wollen wir gar nicht reden. Niemand wird läugnen, daß das Neuigkeits-Lieferungswesen unserer Presse sehr unsittliche Ingredienzien in sich schließt, die ihr nicht bloß zufällig, sondern wesentlich sind, weßhalb auch gute Blätter dieselben enthalten. Ehrabschneidung und Verläumdung aus unserer Journalistik entfernen, das hieße ihr ein anderes Gesicht geben, und ihre aufregende und packende Kraft wäre um die Hälfte gedämpft. Eine solche Presse wäre nicht mehr unsere Presse. Diese Lügen, Tendenzbären, Fühler, Verdächtigungen, freventlichen Urtheile, Ehrabschneidungen und Verläumdungen sind gerade der Sauerteig, der die Massen in Gährung bringt, und die Gährung sprengt die Reife. Darin liegt die Macht der Presse. Würde man nun die genannten Ingredienzien aus der Presse ziehen können, so würde sie die dramatische Form mit der epischen vertauschen müssen und die dramatische Spannung wiche der epischen Ruhe. Aber ehe noch die Wahrheit aus dem Treiben des Tages abgegohren ist, die Hefe des Unklaren und Falschen sich gesetzt hat, werfen unsere Zeitungen die Gemüther schon hinein, setzen noch treibende Gifte hinzu, und lassen den Hexenkessel brodeln. Eine Presse wie die unsere

kann daher nur auflösend wirken; die Tendenz selber bewirkt sehr wesentliche Unterschiede, aber eine zerstörende Wirkung bleibt auch dem Gegengifte mit dem Gifte gemein, eben weil es auch Gift ist. Abgesehen von aller Tendenz: schon dieses tägliche Hineinschleudern hastig zusammengeraffter, unfertiger, dunkler, mit Lügen und Verläumdungen vermischter Nachrichten in das Volk ist unmoralisch.

Doch, halten wir mit unseren principiellen Ausfällen noch zurück, bis die Trancheen vervollständiget sind. Ein Mensch, der Tag für Tag allen Klatsch des Städtleins sammelt, ihn aufputzt und rückhaltslos weiter verbreitet, ist allenthalben als ein mauvais sujet gefürchtet und verachtet; an der Presse aber liebt man das. Der heil. Augustin ließ in seinem Speisesaale folgende Verse mit großen Buchstaben an die Wände schreiben:

„Wen es erfreut, des Entfernten Leben zu tadeln, der achte
Diesen ärmlichen Tisch seiner Gesellschaft nicht werth.“

Der große Bischof von Hippo hat gestützt auf sein Hausrecht diesem Spruche auch Geltung verschafft; wollte man ihn auch in unseren Zeitungen durchführen, dann würden wir viel Zeit bei dem Lesen derselben ersparen. Es ist ganz richtig, was Sebastian Brunner irgendwo sagt: Wir halten uns zumeist für Salomo's oder für Daniels oder überhaupt für weise Richter, und doch wissen wir mit dem Stäbchen der Urtheilskraft nichts anderes zu thun, als das was jeder schwache Knabe kann: es über den andern zu zerbrechen, statt es als einen Wunderstab an's lieblose Herz zu schlagen, und den klaren Quell, der herausfluthet, über den Schmutz der Verläumdungen hinströmen zu lassen, um den Nächsten zu reinigen. Die Sarazenen sollen die Gewohnheit gehabt haben, jedem überwiesenen Verläumder Kopf und Leib bis auf den Nabel mit dem Schwerte zu spalten. Welch ein Glück für unsere Blätter, daß sie keinen Nabel haben und die Sarazenen ausgestorben sind! Graf Bismark hat bekanntlich nicht erlaubt, daß die Verhandlungen des norddeutschen Reichstages unbeschränkt veröffentlicht werden.

Am 29. März d. Js. sprach er deßhalb das vernünftige Wort: „Es sei eine Beschränkung nöthig aus Gründen der Sittlichkeit. Die Privatehre müsse geschützt werden, wenn sie angegriffen werde; das sei ein Erforderniß der Menschenrechte; auch die 1789 in Frankreich verkündigten Menschenrechte sagten, daß nur das zu thun erlaubt sei, was Anderen nicht schade.“ Das sind Sätze des Naturrechtes; ihnen gegenüber zeigt sich die Schwäche unserer Presse in ihrer ganzen Stärke, oder wenn man will, ihre Stärke in ihrer ganzen Schwäche.

Die Denunciation ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern verabscheut gewesen. Der natürliche Instinct schaudert vor solchen gemeinen Seelen zurück wie vor nackten Mäusen. Aber man staune über die Macht der Presse: das Publikum fängt eben allmälig an, die Denunciationen der Journale weniger zu perhorresciren. Die Bauern denunciren ihren Schulmeister, wenn der Mann Vernunft genug hat, den Werth der Vakanztage einzusehen, sofort in öffentlichen Blättern; andere Zeitungen denunciren die Pfarrer wegen verdächtiger politischer Gesinnung; auch die Beamten werden öffentlich denuncirt, wenn sie vielleicht gar einer Jesuitenpredigt beigewohnt haben. Kurz die Denunciation in den Journalen wird immer allgemeiner. Diese Einrichtung kann sich noch lieblich auswachsen: da der Pranger bereits unwiderruflich der Presse einverleibt ist, so scheint hier die Möglichkeit geboten, auch noch die Guillotine zu acquiriren. Wenn sich dann in Zukunft Einer berufen fühlt, irgend einen sächsischen oder bayerischen Nebenmenschen ein Bischen hinzurichten, sei es nun physisch oder moralisch, so braucht er bloß die verhängnißvolle Feder zu rühren. Ich rede im Ernste. Als im J. 1866 die Mecklenburger Nürnberg occupirten und im Ensemble mit anderen preußischen Heerhaufen München bedrohten, brachte ein in Nürnberg erscheinendes Schandblatt die Namen derjenigen Personen in der bayerischen Hauptstadt, welche Ursache zu haben schienen, sich in die Schweiz zu flüchten. Die Preußen verstanden den Wink mit dem Zaunpfahl,

und ein preußischer Militär-Arzt sagte in Baireuth beim Anblick dieser Nummer: „So etwas Gemeines gibt es nicht mehr.“

Das Pasquill ist gleichfalls eine sehr schöne Erfindung; es wäre wohl unverzeihlich, wenn unsere Presse sich dieselbe nicht adaptirt hätte. Es ist indessen schon geschehen. Wenn in früherer Zeit Jemand einen Feind hatte, an dem er sich durchaus rächen wollte, dem er aber gar nicht beizukommen wußte, so gab er zuletzt einem Spitzbuben einen Thaler, damit er jenem nächtlicher Weile die Fenster einwarf. Die armen Spitzbuben! Die Presse hat sie um diesen Nahrungszweig gebracht. Man gibt jetzt keinen Thaler mehr aus für solche Experimente, sondern man läßt einfach ein Pasquill in das nächste beste Blatt einrücken, das kostet nur etliche Groschen. Wer Fenster einwerfen ließ, riskirte dabei sammt seinem Spitzbuben mit der Polizei in unangenehme Conflicte zu kommen, eingesperrt, gestraft, diffamirt zu werden. Das ist bei der Presse alles ganz anders: hier geht die Geschichte am hellen Tage vor sich, ist kein Bubenstück, sondern ein Meisterstück, und es muß Einer schon recht plump in's Zeug gegangen sein, wenn der Beschimpfte ihn fassen kann. Das haben sogar die altbayerischen Bauern schon herausgebracht; wenn daher ein Dorfbräutigam verlassen wurde, die Wirthin Schnaps statt Essig an den Salat geschüttet, der Bader die Ader verfehlt hat, so wird in den nächsten Tagen ein schönes Verslein unter den Annoncen irgend einer Zeitung diese Affaire pasquilliren. Auffallend ist, daß die Bauern ihre Pasquille in Versen schreiben; wahrscheinlich sagt ihnen der Instinct, daß ihre Gedanken nur dort, wo sie gereimt behandelt werden, dem Schicksale entgehen, ungereimt zu erscheinen. Die Studenten aber pasquilliren ihre Professoren in Prosa, ebenso die Schreiber ihre Landrichter und die Commis ihre Principale. Würde sich ein Unverschämter an die Strassenecke stellen und Vorübergehende beschimpfen, so würde ihn der nächste Polizeisoldat abfassen; stellt er sich aber an die Ecke einer Zeitung, so kann er nach Herzenslust lästern, die Polizei wird es nicht hören. Das ist der Zauber der Presse.

Uebrigens enthält das Pasquil noch andere sehr entwickelungsfähige Keime für das Preßgeschäft in sich. Am 28. Mai 1867 wurde von dem Schwurgerichte in Augsburg Max Fuchs, Redacteur der dortigen „Stadtfraubas“, wegen Verleumdung eines Priesters zu 3 Monaten Festung verurtheilt. Die Verhandlung ward durch folgendes Intermezzo verziert. Unter andern war auch ein Zeuge geladen, der die eidliche Aussage machte, daß Herr Max Fuchs auf einem Balle zu ihm gekommen sei und gesagt habe, daß auch ein (Spott=?) Gedicht gegen ihn zur Aufnahme in die Stadtfraubas eingeschickt worden wäre; daß er aber über dessen Aufnahme sich noch bedenken wolle. Folgenden Tages jedoch habe er ihm ein Billet geschickt mit dem Offerte, daß, wenn Zeuge ihm sofort 4 fl. überschicke, er das Gedicht nicht aufnehmen würde. (Das Billet überreichte er dem Herrn Präsidenten des Schwurgerichtshofes.)

Mir sind noch andere, sehr interessante Beispiele bekannt, wie man sich durch Geld loskaufen kann, doch sind dieselben nicht gerichtlich constatirt.

Die Annonce macht noch grössere Fortschritte. Weiß der freundliche Leser, was Bestellzetteln sind? Wir wollen es an einem Beispiele sehen. Die Münchener „Neuesten Nachrichten“ vom 29. Sept. 1865 enthalten drei Annoncen hintereinander, deren Inhalt sehr interessant ist. In der ersten wünscht ein hier noch ganz fremder solider Herr ein solides Frauenzimmer — nicht zu heirathen, sondern „kennen zu lernen“. In der zweiten wird „einer vermöglichen Dame, wenn auch reiferen Alters oder Wittwe, Gelegenheit geboten, einen bei Gericht bediensteten Herrn in den 20er Jahren kennen zu lernen“ und in der dritten wünscht „ein Herr von reellem Charakter, angenehmem Aeußern und gebildetem Stande in den 30er Jahren mit einem soliden und hübschen Mädchen von sanftem Wesen unter 24 Jahren bekannt zu werden, welches mit aufrichtiger, inniger Liebe sich ihm anschließen will“ und wird seinerseits auch — nicht die Heirath — sondern die „beste Behandlung“ versprochen. Alle drei Angelegenheiten vermittelt die Expe=

dition der „Neuesten Nachrichten," welches Blatt bekanntlich dem entschiedensten Fortschritte huldigt. Da nun die Zahl der „soliden" Frauenzimmer der gesuchten Gattung in München eine sehr ansehnliche sein soll, so ist kein Zweifel, daß diese Geschäftsbranche bald eine sehr ergiebige sein wird. Nun ja, ohne Inserate kann ein Blatt nicht leben und leben muß jeder. Die Inserate machen den Kohl erst fett und in solcher Qualitat wenigstens schmierig. Eine Zeitung ist eben Geschäftssache.

Reine Geschäftssache und nichts weiter ist auch die Sabathschänderei, welche in der Zeitungswelt beinahe allgemein ist. Für die Journale existirt kein Sonntag und keine oder äußerst wenige Feiertage. Ich rede beileibe nicht von der Kopfarbeit, obschon jenes Bäuerlein gesagt hat, er sähe es an seinen Ochsen, wie hart sie sei, und obschon sie zumeist eine wirklich „knechtliche" ist, sondern von der groben Handarbeit rede ich. Die Concurrenz hat bewirkt, daß die meisten Blätter auch an Sonntagen erscheinen. Um 6 Uhr Morgens wird also die Maschine geheizt. Die Setzer stellen sich an, der Maschinist und der Faktor schlagen und keilen darauf los, die Mädchen legen ein und ziehen ab vom Morgen bis zum Abend — das ist der Tag des Herrn! Vor 3 Jahren hat man sich in Bayern viele Mühe gegeben, diesen Scandal abzuschaffen, mehrere Blätter waren bereit dazu — andere nicht, es blieb beim Alten. Mit Mühe halten sich wenige ehrenhafte Journale noch frei von dieser Sabathschänderei.

Wir fahren fort mit unserer Geschäftsmoral und kommen zum Brodneid. Derselbe ist nirgends grösser, als bei der Presse. Er ist es, der in Verbindung mit dem Parteihaß jenes unerträgliche Gezänke und jene unausstehliche Beißerei in die Journalistik bringt, durch welche sich besonders die kleinere Presse auszeichnet. Solche Blätter begegnen sich nie, ohne sich zu beschimpfen, zu verdächtigen und herabzureißen. Das Herabreißen ist aber ein unschuldiges Vergnügen unter solchen Geschöpfen: sie fallen nämlich nicht hoch. Es bietet sich für diese Seite der Presse wohl kein anderes Analogon mehr in der Menschenwelt, als ein städtisches Spital oder

Pfründnerhaus. Daselbst wird auch nie gesprochen, sondern nur gebissen und geschrieen, der Neid ist König. In der Thierwelt gäbe es allerdings naheliegende schöne Gleichnisse, da in der Natur kein Sprung ist und keine Lücke. Ich erinnere mich in Beda Weber's „Characterbildern" gelesen zu haben, es sei dem seligen Möhler einmal verübelt worden, daß er mit Vorliebe die Allgemeine Zeitung las. Er antwortete: er kenne gar wohl die schlimme Tendenz dieses Blattes, aber man müsse sich einmal einige Jahre durch die Gemeinheiten einer scheelsüchtigen Provinzialpresse durchgeschlagen haben, um die Wohlthat einer anständigen Lectüre begreifen zu können, auch wenn diese nicht unseren Sternen folge. Wer hätte das dem großen Symboliker nicht schon nachgefühlt! Den alleruntersten Schichten des Publikums imponirt aber solches Gepolter. Gilt ja auch in den Vorstadtkneipen derjenige für den größten, welcher die meisten Krüge zusammenschlägt und am unbändigsten sich geberdet. Selbst für diesen Geschmack hat das Geschäft gesorgt: es gibt Blätter, die wie tollwüthig über Alles herfallen, was ihnen in den Weg kommt, sie bellen wie die Bauernhunde Alles an, was durch die Thüre geht, Ehrlich und Dieb. Ihr Publikum aber staunt und sagt: „der hat Schneid," „der sagt es ihnen," „der ist recht." Es gibt eben auch Nasen, welche literarischen Brasiltabak mit Kalk, Glasscherben und Brennesseln versetzt verlangen, und das Preßgeschäft ist diesem Bedürfnisse entgegengekommen. Der Vortheil treibt das Handwerk.

„Wer lügt, der stiehlt": sagt ein altes Sprüchwort, das wenigstens bei der Presse ganz und gar eintrifft. Die Freibeuterei ist nicht abgekommen, nur hat sie ein zeitgemäßes Costüm angelegt. Die literarischen Freibeuter stehlen nicht mit Dietrich und Brecheisen, sondern mit Rothstift und Scheere. Viele Blätter haben außer einigen milden Beiträgen gar keine Originalartikel, sie holen sich den Klee für ihr Publikum einfach vom nächsten besten Acker. Wenn einmal die Allgemeine Zeitung einige Tage ausbliebe, müßten viele Blätter mit Schürzen ausgehen, oder sich mit gestohlenen Novellen zudecken. Originalcorrespondenzen und Telegramme kosten

Geld, und das spart man nach Kräften. Ein Bischen stehlen und ein Bischen betteln muß man, um ehrlich durch's Leben zu kommen, räth ein Volkswitz. Wenn sie doch ihre Quellen ehrlich allegiren wollten, dann würde Niemand gegen den Abdruck von Nachrichten u. dgl. etwas einwenden; allein das hält man in der Regel für Luxus. Blätter, welche auf dem gleichen Rayon concurriren, citiren sich schon gar nicht. Wo wird auch ein Bäcker sagen, daß er seine beste Waare von seinem Nachbar gekauft habe.

Den Schluß dieses schönen Kapitels wollen wir nicht den Redactoren, sondern den Correspondenten widmen. Wir werden ihnen den Tribut unserer Bewunderung darbringen ob der staunenswerthen Vielseitigkeit und Elasticität ihres Genie's. Es gibt Aerzte, welche ihre Patienten homöopathisch und allopathisch behandeln, je nach Wunsch. Daß es Wirthe gibt, die an Freitagen Fleisch und Fastenspeisen nach Verlangen verabreichen, ist bekannt. Weniger bekannt dürfte sein, daß es einmal einen Pfarrer gegeben hat, der die Schafe seiner gemischten Pfarrei nach katholischem oder lutherischem Ritus pastorirte, je nach Wunsch. Das Alles haben nun unsere Zeitungscorrespondenten weit überholt. Sie correspondiren zu gleicher Zeit und mit derselben Feder in 10 Blätter der verschiedensten Tendenz; berichten jedem, was ihm paßt; kleiden dieselbe Nachricht für jedes Blatt in eine andere Tendenz; nennen den Papst in einem katholischen Blatte den heil. Vater, in einem liberalen den römischen Bischof und in einem protestantischen den Antichrist, und das Alles natürlich aus innigster Ueberzeugung. Sie fabriziren ihre Waare mit gewöhnlichem Talent, aber mit ungewöhnlicher Schamlosigkeit, blasen das Warme und das Kalte mit der gleichen Gewandtheit, und in den Apriltagen, wo der Wind jeden Augenblick von Osten nach Westen, von Norden nach Süden umspringt, können sich die Windfahnen nicht so geschwind drehen, als die Feder eines solchen Literaten. Der Vortheil treibt das Handwerk, und das Gewissen ist noch nie ein rentabler Geschäftsartikel gewesen.

Das ist die Presse! Dieselbe, welche Gott und Menschen, Wahrheit und Moral, Recht und Eigenthum vor ihr Forum als oberstes Tribunal zieht. Wahrhaftig, man muß ausrufen mit Karl Moor: „Mir eckelt vor diesem dintenkleckſenden Säculum.“ Aber die ganze Presse ist doch nicht so, wir haben die Fehler Einzelner generalisirt! Ach, daß dem also wäre! Wahr ist: wie es einzelne ausgezeichnete Männer unter den Literaten und Preßunternehmern gibt, so gibt es auch ganz vortreffliche Journale. Aber sie sind ein so verschwindend kleiner Bruchtheil, daß man sie immer nur als Ausnahme nach der Generalregel aufführen kann. Wuttke z. B. hat in seinem oft citirten Buche sie fast ganz mit Stillschweigen übergangen. An erster Stelle unter diesen rühmlichen Ausnahmen nenne ich mit achtungsvoller Betonung die katholischen Blätter. Kein katholisches Journal wird sich mit Bewußtsein im Kampfe zwischen Geld und Moral auf die Seite des ungerechten Mammon schlagen; allein ganz rein vom allgemeinen Verderben vermögen selbst sie sich nicht zu erhalten. Es wird sich beim besten Willen in den Inseratentheil manches Unhaltbare einschleichen, und da auch die guten Blätter gezwungen sind, tagtäglich mit der laufenden Zeitgeschichte zu erscheinen, so ist es ganz unmöglich, sich der allgemeinen Verlogenheit völlig zu entziehen. Sie tragen also auch den ungelöschten Kalk der Parteimanöver unter das Volk und helfen locale Entzündungen generalisiren. Ich meine so: der Tages-Stoff erzeugt sich unabhängig von der guten Presse; wir haben ja die Preßbureaux, die telegraphischen Agencen, die lithographirten Correspondenzen, überhaupt die „Urzeitungen“ kennen gelernt. Auch sind sie auf die übrigen Blätter anderweitig angewiesen. Demnach müssen auch sie ihren Rohstoff grossentheils in vergiftetem Zustande beziehen und dieser wird im modernen Zeitungswesen nicht im Redactionsbureau, sondern im Herzen der Leser zur Gährung und Klärung gebracht. Am meisten ist zu bedauern, daß selbst die gute Presse kein Mittel gefunden hat, die Principien des Naturrechtes und des Christenthums in Betreff der Diffamation nach allen Seiten vollständig zu wahren.

Die Presse und der Staat.

Als das größte Uebel zeigt sich,
Daß die Bauern gar nichts lesen;
Das ist Schuld an allem Unfug
Und am Bauernkrieg gewesen.
S. Brunner.

Es kann nicht der geringste Zweifel darüber bestehen, daß die Presse ernstlich auf das goldene Zeitalter hinarbeitet; bis dasselbe allgemein zum Durchbruch kommt, muß sie sich ja freilich mit dem silbernen begnügen. Wo es nun gilt, das Täubchen der Finanz zu rupfen, da wird der moderne Staat immer den Vortritt haben; die Juden wären zwar reicher, aber ihre Federn sollen nicht so leicht gehen. Wenn man dieses zugibt und zugleich den gegenwärtigen Stand des Preßgeschäftes erwägt, so kann man keinen Augenblick im Zweifel sein, daß der Staat eine große Hand bei der Presse habe.

Der Einfluß des Staates auf unsere Journalistik ist in der That colossal. Der Telegraph ist in den Händen der Staatsgewalt. Es werden aber alle Ereignisse telegraphirt, bevor sie uns auf dem gewöhnlichen Wege zukommen. Die ganze Macht des ersten Eindruckes beherrscht demnach die Staatsgewalt: sie kann den electrischen Funken einschlagen lassen, wann, wo und wie sie will. Das Urtheil hat sich festgesetzt, das Raisonnement hat sich schon nach einer bestimmten Richtung in Bewegung gesetzt, ehe nur ein eigentlicher Bericht kommen kann. Es existirt in ganz Europa kein unabhängiges Telegrammengeschäft. In Frankreich hat das Haus Havas, Laffite-Bullier und Comp. das Monopol; in welchem Verhältnisse dasselbe zur Regierung steht, wird schon daraus klar, daß von ihm jeden Morgen, noch bevor der Moniteur in Paris er-

schienen ist, dessen wesentlichster Inhalt den deutschen Zeitungen zutelegraphirt wird. Aus dieser Quelle kommen nun alle unsere telegraphischen Nachrichten über Spanien, Portugal rc.

Die Agence Stefani in Italien kennen wir bereits; sie bedient uns über Italien, die Levante rc. Das Wolf'sche Telegrammengeschäft in Berlin mit der Wagner'schen Filiale in Frankfurt gehören zwar einer Commanditgesellschaft, dienen aber der preußischen Regierung mit noch mehr Hingebung als selbst der Börse. Das österreichische Bureau in Wien wird ohnehin gleich auf Regie betrieben. Reuter in London zeichnet sich dadurch aus, daß er nicht einer, sondern mehreren Regierungen zu gleicher Zeit mit großem Geschicke dient. Aus diesen Quellen fließen nun alle unsere politischen Telegramme. Eigene Telegramme sind schon aus finanziellen Rücksichten beinahe unzugänglich; dazu kommt noch der Umstand, daß über die Telegramme noch die alte Censur besteht! Die Telegraphie ist gleich der Post Staatsdomäne. Bei der Post bedeutet das weniger, obgleich noch immer auf Briefe gefahndet wird, weil die Briefe verschlossen aufgegeben werden; Telegramme aber müssen naturgemäß offen aufgegeben werden. Es hat wohl einmal ein Bäuerlein ein Paar Stiefel mit Begleitbrief seinem Sohne in die Krim telegraphiren lassen, aber dergleichen gelingt nur Bauern. Aus all dem dürfte klar sein, daß der Telegraph ergebenster Diener der Staatsgewalt ist.

Wie sehr die Preßbureaux reine Staatsanstalten sind, geht daraus hervor, daß sie auf Regie betrieben und in Preußen sogar von den Gerichten als solche behandelt werden. Dieselben stehen immer auf der Lauer nach gewandten feiernden Federn und Dutzende solcher arbeiten Tag und Nacht für die Minister. Angesichts dieses Notoriums ist es schwer zu begreifen, wie unsere Presse nicht alles und jedes Vertrauen verliert. In den Budgetvorlagen aller Länder finden sich hohe Summen postirt für „Preßzwecke". Von den Tausenden, die aus geheimen Fonds zu denselben Zwecken fließen, gar nicht zu reden. Alle Welt weiß, daß diese Summen zur „Bearbeitung" der Journale und Journalisten verwendet wer=

den; dennoch getraut sich diese Presse die oberste Gerichtsbarkeit in allen göttlichen und menschlichen Dingen zu beanspruchen, sich als die oberste Wächterin der Ordnung, Moral und Freiheit zu geriren. Wenn die Minister jährlich 50,000 Thaler fordern würden, um die Gerichte zu „bearbeiten", so würde das Publikum sich darüber empören, und die Richter würden der öffentlichen Verachtung rettungslos anheimfallen. Die Presse aber wird notorisch von allen Seiten bestochen, wird budgetmäßig bearbeitet; dennoch bleibt das Publikum vor diesen papiernen Tribunalen stehen und reißt das Maul auf wie die Drachen auf den Dachrinnen.

Man muß nicht glauben, daß die sogenannten unabhängigen Blätter den Preßbureaux nicht zugänglich seien; gerade für diese sind sie ja errichtet. Wie wir oben gesehen haben, sperrt der Dietrich der officiellen Inspiration allein schon die meisten Redactionsschlösser. Die officiösen Preßknechte sind ja immer am besten unterrichtet. Einer Regierung stehen aber noch ganz andere Mittel zu Gebote, ihren Commis die Thüren zu öffnen, mögen sie nun als Blaufärber, oder als Räucherpapa's oder als Schönfärbergesellen, oder als Anstreicher reisen. Die „Allgemeine Zeitung", welche sich durchaus widerhaarig zeigte, wurde in Preußen so lange verboten, bis sie die abgezogene Klinke wieder an ihre Thüre steckte. Die „deutsche allgemeine Zeitung" wollte es schlau machen: sie nahm die offiziösen Correspondenzen zwar an, denuncirte sie aber auf feine Weise selber als solche: dafür traf auch sie das Verbot. Die Herren vom Preßbureau wollen und müssen incognito reisen, deßhalb arbeiten sie ja in „unabhängige" Blätter. „Ich höre die Knaben, ich sehe sie nicht." Die Geister der Preßbureaux sind wie die Dämonen in der Luft: wir wissen, daß sie darin stecken, wir sehen sie aber nicht; es müßte Einer denn ein recht dummer Teufel sein. Der goldene Esel Philipp des Macedoniers legt übrigens auch jetzt noch jene Mauern um, die allen Sturmböcken widerstehen. Die Wiener „Presse" mag auch hier als Paradygma dienen. Es kämpft dieses Blatt seit Jahren einen eben so zähen als perfiden Kampf gegen das Concordat. Komischer Weise hat aber die „Presse" da-

mals, als das Concordat erschien, für die Nothwendigkeit desselben gesprochen. Es läßt sich voraussetzen, daß der Minister Bach keinen geringen Fond von Beredsamkeit aufwenden mußte, um auf die Römerseele des Herrn Zang für einige Zeit Eindruck zu machen. Unbekümmert um Consequenz wurde die „Presse" wieder in ihr natürliches Fahrwasser gesteuert, nachdem der Dank verdient war. Bei Erwägung solcher Thatsachen wandelt uns einiges Mitleid an mit den — Juden. Für die Interessen der Juden hat nämlich die „Presse" immer und zwar in erster Linie gewirkt. Wenn nun schon eine Coterie der Creditanstalt mit 160,000 Gulden ihre Dankgefühle beurkunden mußte, und wenn selbst ein allmächtiger Minister nur mittelst eines goldenen Esels diesem Journal beikommen konnte, so läßt sich wohl denken, daß die Juden dieser ihrer permanenten Vertretung auch die geeigneten Worte ihres aufrichtigen Dankgefühles permanent werden verleihen müssen. Man sieht schon, daß nicht bloß die Frömmigkeit zu allen Dingen nütze ist, sondern auch die Unabhängigkeit der Zeitungen. Mundus vult decipi, decipiatur.

Zwei Mittel französischen Ursprunges finden jetzt bereits überall Anwendung, nur der Modus ist hie und da verschieden: die Verwarnung von Zeitungen, die systematisch opponiren und die Mittheilung von Communiqué's. Auch wird es bereits üblich, um die Nichtaufnahme mißliebiger Artikel zu ersuchen. Es begreift sich hienach leicht, welchen Einfluß die Preßbureaux den Regierungen an die Hand geben, um damit öffentliche Meinung zu machen.

Die lithographirten Correspondenzen sind gleichfalls sammt und sonders in den Händen der Staatsgewalt; Wuttke hat das mit detaillirter Genauigkeit bei jedem einzelnen dieser Geschäfte nachgewiesen. Die „Urzeitungen", aus denen unsere Blätter ihr Wasser holen, sind demnach Staatsanstalten und dienen dem jeweiligen Regime. Dazu kommt noch das ganze Heer der officiellen und officiösen Blätter, die als erklärte Organe der Regierungen deren An- und Absichten vertreten. Da diese das Geld nicht zu sparen haben, so begreift man, welchen Vorsprung

ihnen das vor anderen Blättern gewährt. Für die Behörden besteht hinsichtlich derselben meist ein Zwangsabonnement; das Monopol der amtlichen Inserate versteht sich von selbst. Die unzähligen Ministerial=, Regierungs=, Amts=, Kreis=Blätter dürfen auf Regiekosten angeschafft werden, werden von Gensdarmen colportirt, und sogar die Gemeindevorsteher wurden schon vielfach angewiesen, ihren Leuten die dort gegebenen Directiven einzubläuen — bei Ordnungsstrafe!

Der Einfluß der Staatsgewalt ist demnach trotz der abgeschafften Censur geradezu unermeßlich. Die „Militärischen Blätter" in Berlin dürften ganz Recht gehabt haben, als sie im März 1866 folgendes schrieben: „Die deutschen (!) Zeitungen sind nur ausnahmsweise in der Lage — in Berlin ist es vielleicht die Kreuzzeitung allein — um selbstständige Verbindungen zu haben, welche zu der Höhe der Ereignisse heranreichen; die anderen sprechen von der Tagespolitik wie der Blinde von der Farbe oder nähren sich von dem, was ihren Correspondenten durch die zweite, dritte Hand amtlich insinuirt wird. Indessen — „„das Beste, was man weiß, darf man den Herren doch nicht sagen"" und dasjenige, was durch derartig inspirirte Correspondenten verbreitet wird, ist genau dasjenige, was verbreitet werden soll, aber doch nicht immer dasjenige, was wirklich vorgeht."

Mit einem Worte: die politische Presse ist beinahe ganz in der Gewalt der Regierungen. Ich habe mich bei der Ausführung dieser Thatsache etwas länger aufgehalten, aber nur — um sogleich als frappanten Contrast die andere Thatsache zu betonen, daß eben dieselbe Presse in chronischer Opposition gegen dieselben Regierungen ist. Die Meuterei ist allgemein, und nicht selten meutern sogar die Officiösen indirect mit. Die Minister hätten kein anderes Kreuz als ihre Ordenskreuze, wenn nur die Presse nicht wäre. Da war doch ein anderes Leben für die Herren Staatslenker in guter alter Zeit, wo unsere Ahnen die Feder nie anders führten, als auf dem Hut. Und in der That: der Ueberfluß des Papiers brachte einen Ueberfluß der Gedanken und Phantasien und

einen Ueberfluß von Schreibereien in die Staatsmaschinerien; die Zeitungen gar haben den Tintenfässern den Boden eingestoßen. Ob nun die mit tausend und tausend Tinteneimern übergossenen Räder der Staatsuhren jetzt ruhiger, tactvoller, verläßlicher gehen als früher, ist eine Frage, die sich schon sehr oft beantwortet hat, und auf die unsere europäischen Zustände täglich antworten.

Seit die Polizei den Grundsatz aufgegeben hat, jeden insoweit und insolange für einen Spitzbuben zu halten, als er sich nicht vom Gegentheil ausweise, haben die Zeitungen sich denselben angeeignet, um ihn nunmehr auf die Regierungen anzuwenden. Es ist kein Spaß, Minister zu sein, wenn ein Mann nicht von Natur aus mit Taubheit gesegnet ist, oder wenigstens die Kunst besitzt, sich auf beide Ohren zugleich zu legen. Wenn das Gezische, Gezänke, Geschrei und Gebrüll unserer Blätter hörbar wäre, müßten alle Minister an Schlaflosigkeit sterben. Was müssen sie sich nur von den langathmigen Vertretern des Volkes in den Kammern sagen lassen! Auch daran sind wieder nur die Zeitungen Schuld; denn würden diese nicht die volksfreundlichen Ausfälle den entfernten Wählern zutragen, so würden viele der Herren ihre Diäten in Ruhe verzehren. Diogenes hörte einst mit vielen anderen Männern von Griechenland einen Volksredner an. Das Ding dauerte lange und das Publikum nebst Diogenes wurden müde. Der Redner las natürlich ab, wie auch manche Kammerredner es machen, im richtigen Gefühle, daß es doch nicht der Mühe werth wäre, solches Zeug zu memoriren. Endlich blätterte er wieder um, und schnell merkte Diogenes, daß es die letzte Seite sei, denn sie war halb leer. Voll Freude rief er seinen Leidensgenossen zu: *θαῤῥεῖτ᾽ ὦ ἄνδρες γῆν ὁρῶ.* Der glückliche Diogenes! Unsere armen Minister sehen niemals Land, sie kommen nur vom Regen in die Traufe und von der Traufe wieder in den Regen. Wo die Redner aufhören, fangen die Schreiber wieder an, sie zu kritisiren, zu persifliren, zu schimpfen, zu verdächtigen, zu karrikiren, wenigstens zu corrigiren und zu apostrophiren. Kurz die Opposition ist allgemein und alle Parteien drängen. Die meisten Mini-

sterien werden durch die Presse gestürzt, und nicht bloß Cabinete, sondern auch Dynastien schwemmt die hochgehende Tintenfluth hinweg. Es ist allgemein anerkannt, daß sowohl die Julirevolution als auch die Februarrevolution von der Presse angeschürt waren. Mit einem Worte: über die Stimmung zwischen Presse und Staat wird sich Niemand täuschen.

Woher nun die merkwürdige Erscheinung, daß die Staatsgewalt einen so großen Einfluß auf die Presse hat, und der Einfluß der Presse dem Staate doch durchaus feindlich ist? Das liegt in dem demokratischen Principe der Presse. Die Presse ist von Natur aus eine Feindin der Autorität; denn sie legt den Schwerpunkt in die Massen. Sie ruft die Massen auf zum Beobachter und zum Richter der bestehenden Gewalt. Sie appellirt von der Autorität an das Volk, controlirt die Regierung durch die Unterthanen. — Das ist ja das ganze Geheimniß ihrer Macht, daß sie immer den drohenden Haufen hinter sich hat, den sie jeden Augenblick aufstacheln kann. Es ist das die verkehrte Welt: der Hirte wird beaufsichtiget und die Heerde wacht! Eigentlich müßten die Völker sich schämen und scheuen, Böses zu thun vor den Augen ihrer Fürsten, die Unterthanen vor den Augen der Obrigkeit; die Presse stellt die Ordnung auf den Kopf; controlirt den Professor durch die Schüler, den Pfarrer durch die Bauern, den Präsidenten durch die Practikanten. Unsere Presse ist also von Natur aus, ihrem Principe gemäß, autoritätswidrig, auflösend, und darum kann ihr Resultat nur Umsturz sein. Es geht der Staatsgewalt mit der Presse, wie dem Bauer mit den Kaninchen; er zähmt sie, sperrt sie ein, kauft und verkauft sie; aber sie untergraben ihm doch das Haus. Sie können nicht anders. Unsere Presse fingirt eine Art von Infallibilität des Volkes als höchste Instanz für alles Recht und alle Autorität; so lange sie dieses thut, ist sie nothwendig revolutionär, und sobald sie dieses zu thun aufhört, ist sie nicht mehr unsere Presse. Schon Ancillon hat die Wirkungen der Presse klar durchschaut, wenn er auch den principiellen Grund nicht ebenso klar

ausgesprochen hat. Er schreibt:*) „Die Buchdruckerei ist ein Princip der steten und fortschreitenden Bewegung, und so lange diese sich nur auf die fortschreitende Wissenschaft ausdehnt, sehr heilsam. (!) Allein seit mit mobilen Lettern mobile Meinungen über Staat, Verwaltung, Verfassung und Kirche, in einem ewigen Wechsel begriffen, in Umlauf gesetzt werden, ist Alles schwankend und beweglich geworden. Die Buchdruckerei ist ein wirkliches Auflösungsprincip. Sowie die Bücher mit beweglichen Typen, so auch laufen die Staaten und alle bürgerlichen Einrichtungen Gefahr, in bewegliche Formen zusammen und dann wieder auseinander geworfen zu werden."

Die Presse weckt und nährt den Insubordinationstrieb, der im Menschenherzen steckt, sie predigt dem Pferde, daß es stärker ist, als der Reiter; dadurch ist es aber auch gekommen, daß unsere Staatslenker Thierbändigern gleichen im Löwenkäfig und nicht mehr den homerischen Hirten der Völker. Einerseits bemüht man sich die Circulation der Ideen zu begünstigen, anderseits die Circulation der Bataillone sicher zu stellen. Unsere Blätter legalisiren die Kritik der Autorität durch die Untergebenen, stellen es als eine Pflicht des Volkes dar, die Regierungen zu beargwohnen, und das ist schleichende Demagogie, ihr Resultat Anarchie. Warum haben denn die officiellen Blätter, überhaupt die conservativen Organe so wenig Erfolg? Sie verschwinden neben der titanenhaften Macht der oppositionellen Journale. Jene haben nur die Minorität der Regierenden hinter sich, diese die Masse der Regierten; jene lehren die Subordination, diese die Souveränetät des Individuums; jene Männer aber sind stets sehr wenig, welche freiwillig und aus Ueberzeugung unter die Autorität sich fügen, die Massen waren immer reitstützig und werden es ewig sein. Den geheimen Sachwalter der schlechten Presse im menschlichen Herzen, was den lesenden, oder geheimen Aufmunterer und Einflüsterer, was den schreibenden Theil betrifft, — die Erbsünde — läugnet der Liberalismus, und daher begreift er zwar die Wirkungen der Presse, aber nicht ihren Grund.

*) In dem Buche „Ueber den Geist der Staatsverfassungen" S. 207.

Die gute Presse anerkennt gleichfalls das Volk als oberste moralische Instanz, nur provocirt sie das Urtheil des Publikums nicht gegen, sondern für die Autorität. Die Thronbesteigung des Publikums ist also eine von der gesammten Presse anerkannte Thatsache; die gute und die schlechte unterscheiden sich durch die Tendenz, nicht durch das Princip. Und gerade dieses Princip ist der Sieg der Insubordination über die Autorität d. h. die Revolution. Es wird doch wohl Niemand glauben, daß es das Ansehen der Regierungen stärke, wenn sie täglich um die moralische Unterstützung ihrer Unterthanen betteln müßen, um sich aus ihren Verlegenheiten zu ziehen. In der Theorie sind dann die Könige allerdings von Gottes Gnaden, in der Praxis aber weisen ihre eigenen Organe sie an die Gnade des Volkes an. Es ist daher immer ein Unglück, wenn Papst, König und Bischof in eine Lage kommen, daß man Volkskundgebungen in Adressen, Meetings ꝛc. für sie provociren muß. Solche Demonstrationen sind ein moralisches Erdbeben, das vielleicht den Feind verscheucht, aber auch die Häuser erschüttert.

Es gibt einen doppelten Gehorsam: den formellen und den naiven. Jener gehorcht aus Ueberzeugung und wird stets das Vorrecht weniger bevorzugter Charactere bleiben. Dieser gehorcht aus instinctivem Pflichtgefühl, und dieser muß der Gehorsam der Massen bleiben, wenn die Ordnung erhalten werden soll. — Der dunkle Trieb des Instinctes, die unbewußt gehegte Sitte ist fast immer gewaltiger, spröder und ausschließender als das bewußte Begreifen. Die Sitte dauert Jahrhunderte, die Ueberzeugungen wechseln viel schneller. Ich behaupte daher kühn: ein Regiment ist gar nicht mehr möglich, wo kein Grundstock naiven Gehorsams mehr im Volke sitzt. In dem Augenblicke, wo das ganze Volk Zeitungen lesen wird, hat die Stunde der rothen Republik und der anarchischen Strassenkämpfe geschlagen. Griechenland mag uns ein lehrreiches Beispiel sein. Es gibt kein Land in der Welt, wo das Journalwesen so entwickelt ist, als in Hellas. Erscheinen doch in der Hauptstadt von kaum 30,000 Einwohnern gegenwärtig allein

dreiundzwanzig Zeitschriften von allen Farben.*) Es gibt aber auch kein Land in der Welt, wo die Unordnung größer wäre, als in Griechenland; und darüber ist nur eine Stimme, daß die Journale zum größten Theile daran schuld sind. Schon den Helden der Befreiungskämpfe war bang vor dieser papierenen Sündfluth. Hr. v. Rudhart schrieb aus Athen unterm 16. März 1837 an Fr. Thiersch:**) „Der alte Kolokotroni, mir zur Seite sitzend, umarmte mich mit Rührung, goß von seinem Glase Wein in das meinige und von dem meinen in das seinige und brach in lauten Gesang aus. Sonst, — so sang er — im Kriege für die Freiheit, hatten wir keine Journale. Durch den Gesang gaben wir uns die Neuigkeiten von Berg zu Berg. Der Unfug der Journale ist nicht klein und wird von außen her unterstützt. Doch sind bereits Journale erloschen.“ Jetzt könnte der tapfere Kapitän ein Lied singen, wenn er noch lebte!

Es ist keine Täuschung mehr möglich: unsere Zeitungen schwimmen auf dem tosenden Strom der Volkssouverainetät; freilich rudern sie in verschiedener Richtung. Die fortschrittlichen fahren mit Macht stromabwärts, die liberalen wollen übersetzen und treiben schräg hinunter, die conservativen mühen sich ab gegen den Strom, gleiten aber doch langsam dem Wasserfalle zu. „Die Theorie vom beschränkten Unterthanenverstand!“ ruft man mir zu. Ich bitte nur, mich ruhig anzuhören.

Am zerstörendsten wirkt die Presse dann, wenn die Autorität eine solche Richtung einschlägt, daß selbst die conservative Presse opponiren muß. Das bringt Mißmuth und Verzweiflung in das eigene Lager und beschleuniget die Katastrophe. Leider haben die Träger der stattlichen Autorität in moderner Zeit fast regelmäßig

---

*) Bayern und die neue Aera. München, Lentner 1865. S. 38. Es ist seit 10 Jahren in Bayern keine trefflichere Brochüre erschienen, als diese.

**) Fr. Thiersch's Leben. Von H. W. J. Thiersch. Leipzig 1866. I. S. 453.

Front gegen die kirchliche Autorität gemacht. Dieser Zug in der Physiognomie des modernen Staates ist der wahrhaft hippokratische, der todverkündende. Der Irländer sägt den Ast ab, auf dem er sitzt. Die Inhaber der Gewalt verschütten die Quelle aller Autorität und zwingen die Anhänger des Autoritätsprincipes, sich um des Principes willen gegen die Träger desselben zu kehren.

Vertheidigen wir also den Absolutismus? und soll das Volk nicht theilnehmen an seinen öffentlichen Angelegenheiten? Der Absolutismus ist das schlechteste System; aber der Kammer=Absolutismus ist schlechter, als der monarchische, und der Massenabsolutismus ist noch schlechter, als der Kammer=Absolutismus. Mit dem Rechtsstaat, den wir vertheidigen, verträgt sich keines dieser Systeme. Das Volk soll participiren an den öffentlichen Fragen, aber nur mittelbar, durchaus nicht unmittelbar. Die Minister sollen die politischen Instincte des Volkes studiren und nach Möglichkeit respectiren, sie sollen den historisch gewordenen, legitimen Vertretern des Volkes verantwortlich sein; aber eine beständige, gleichzeitige active Mitregierung der ganzen Masse des Volkes, wie unser Zeitungswesen sie vermittelt, kann kein Staatswesen in die Länge ertragen. Die Cumulative zwischen den Ministern einerseits und den Volkshaufen anderseits ist ein eben so unehrliches, als unpraktisches System und führt stets zur Ochlokratie.

Wo die Autorität so weit herabgekommen ist, eine solche Mitregierung zuzulassen, da zeigt sich alsbald der brutale Uebermuth der Massen und ihrer journalistischen Wortführer. In Frankreich trat dieser Zustand zuerst ein. Im Wahlkriege von 1826 mußte Hr. Villele Hrn. Martignak weichen. Bertin de Vaur, Inhaber des Journals des Debats, hatte die Frechheit zu König Karl X. zu sagen: „Ich bin's, der dieses Ministerium gemacht hat. Daß es sich nur gut gegen mich benehme, sonst werde ich mich seiner entledigen, wie ich's mit dem andern gethan habe." Ohne Zweifel wird sich das Ministerium auch „gut benommen" haben; denn Geld hatten sie ja, und ohne Zweifel werden Bertin's Leser auch ihrerseits das Yo el rey angenehm empfunden haben. Unter der

Julimonarchie sagte Lamartine mit Recht von diesem Journal: „Es schien mit der Monarchie zu herrschen.“

So impertinent haben sich aber die französischen Blätter selbst in ihren Flegeljahren nicht gegen die Träger der politischen Gewalt benommen, wie es die Wiener Journalistik gegenwärtig vor unseren Augen treibt. Es ist bekannt, daß die großen Wiener Zeitungen jüdisches Fabrikat sind: die Juden beherrschen dort den Markt. Nach dem Vorbilde der galizischen Judenschaft, die sich ihren „Kachal“ schuf, um eine gemeinsame Operationsbasis für „unsere Leut“ zu haben, stiftete der Jude Mannheimer in Wien einen jüdischen Literatenverein, in den auch unbeschnittene Juden aufgenommen werden, wenn sie sich für die orientalischen Interessen qualificiren. Mannheimer, Kuranda, Wittelshöfer, Friedländer, Schuselka, lauter gute Juden, und Hr. Zang, ein bekannter guter Christ, thaten sich in der „Concordia“ zusammen, um die Minister durch combinirte Angriffe förmlich zu terrorisiren. Wir haben schon oben gesehen, wie Hr. Zang in der „Presse“ den Staatsminister Schmerling „gewarnt“ hat und was solche Warnungen bedeuten. Das war nur ein Streiflicht auf den unwürdigen Druck und die schmähliche Behandlung, welche sich die Minister Sr. k. k. apostol. Majestät von diesen Judenblättern gefallen lassen, ohne sich zu mucksen. In schwachen Stunden rühmen die Tyrannen vom Gänsekiel auch selbst die unwiderstehliche Macht, welche ihr Bund zur Ungebühr ausübt. Als vor einigen Jahren die Wiener Journalisten dem Abgeordneten Professor Herbst in der Eigenschaft als Berichterstatter über das neue Preßgesetz ein Festdiner gaben, brachte Herr Kuranda „seinem Freunde Schmerling“ einen Toast aus, worin es wörtlich hieß: „Was wäre denn Schmerling, wenn wir nicht wären; Schmerling ist nichts, wir müssen ihn halten.“ Etwas später war in vielen Schaufenstern von Wiener Buchhändlern das Bild eines dortigen Witzblattes ausgestellt. Der deutsche Michel steht vor seiner Thür, und zwei Männer, von denen jeder an einem Leierkasten herumdreht, suchen den deutschen Michel für sich zu gewinnen. Der Eine ist das Porträt des ungarischen Ministers

Forgach; zum Ueberflusse steht auch noch Forgach auf dem Leierkasten. Der Andere ist ein sehr wohlgetroffenes, aber schandbar karrikirtes Bild Schmerlings. Der Minister hat seinen Leierkasten an einem Riemen hängen, der über das Genick geht, seine Stellung halb Tanz halb Taumel, zeigt einen total betrunkenen Leiermann, oder wie man in Wien sagt „Werkelmann".

Hoc erat in votis: das ist das Ende vom Lied. Dahin wird und muß es überall kommen, wo der Presse, als der Repräsentantin der Volkssouveränetät, die Mitregentschaft mit der Autorität eingeräumt wird. Unter solchen Umständen ist es allerdings kein Wunder, wenn sich die Presse für die mächtigste unter den Großmächten erklärt, wenn Manche meinen, daß der Herausgeber eines Blattes viel mehr zu bedeuten habe, als der Oberst eines Regimentes Soldaten. Der Verlauf der Dinge sollte aber unseren Staatsmännern doch klar gemacht haben, daß sich mit der modernen Presse überhaupt nicht regieren läßt. Alle Revolutionen dieses Jahrhunderts sind durch die Presse angezettelt worden, und wo ein Gewaltiger den Aufstand bändigte, war es sein erstes Werk, die Journale abzukühlen. Und wunderbar leicht ist ihnen das zumeist gelungen. Bonaparte hatte eine Direction de l'esprit public eingeführt, vor welcher die Journale so zahm wedelten, wie die abgerichteten Wachtelhunde. Kaum waren sie angekettet die vorher so bissigen Bestien, so waren sie auch schon gezähmt. In gebundener und ungebundener Rede schienen sie sich ihres gesammten Vorrathes von Enthusiasmus für den großen Cäsar mit Einemmale entledigen zu wollen. Ein Leichtes wäre es diesen ehedem so tyrannenfeindlichen Blättern gewesen, jetzt für den Imperator selbst in den Tod zu gehen, wenigstens in Zusicherungen und Worten. Der Neffe des Onkels war ebenso klug und ebenso glücklich. Louis Veuillot schreibt über die heutige Pariser Presse: *) „Es geht wie am Fasching: ein paar Gendarmen genügen, um die Tänzerin in Mitte des schandvoll amüsirten Publikums zu ergreifen und in

*) l. c. pag. 98.

den Käfig zu stecken." Ob die Wiener Presse stärker sein würde, weiß ich nicht; daß aber Kuranda, der Freund Schmerlings, gerade kein Spartaner ist, wissen Alle. Als er einige Zeit früher in der Staatskanzlei unter dem absoluten Minister Buol-Schauenstein sich seine Inspirationen (auch seine Orden, oder nicht?) zu holen pflegte, da galten seine tiefsten Bücklinge dem absoluten System. Es war eben zu jener Zeit beim absoluten System ein Geschäft zu machen.

So viel ist gewiß, die moderne Presse und der moderne Staat ringen einen Kampf auf Leben und Tod: eines von beiden muß unterliegen. Die Mitregentschaft, welche der Staat anbietet, erträgt die Presse nicht. Sie weiß nichts von Brüderschaft und zieht, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, die ganze Decke an sich. Die bisherige Taktik des Staates, die Presse mit dem eigenen Steuer zu lenken und mit den eigenen Waffen zu schrecken, erweist sich immer mehr als verfehlt. Strömung und Wind spotten des Steuers. Auch in der Politik muß die dramatische Form der Presse auf die epische zurückgeführt werden; es geht nicht, wenn Tausende zugleich den Staatswagen lenken wollen. Sogar in einer Republik müßte die zeitweilige Obrigkeit pro tempore die Zügel allein führen dürfen, sonst würde die Ordnung aufhören zu bestehen — die Justiz aber und die Religion dürfen, wenn anders eine Republik ein geordnetes Staatswesen vorstellen soll, auch hier nicht im mindesten dem Volkswillen unterliegen.

Schon der alte wahre Spruch: non omnes possumus omnia spricht unserer politischen Presse das Urtheil. Was soll denn der Bauer von der Politik und der Schuster von der Diplomatie verstehen? Und doch werden sie von den Journalen angereizt überall abzuurtheilen und mit darein zu reden. Alexander d. G. trat einst in das Atelier des Malers Apelles. Der König sprach von Farbe, Schatten, Licht und allem Möglichem. Da flüsterte ihm Apelles zu: Schweige doch, ich bitte dich, denn die Knaben, welche mir die Farben reiben, lachen dich aus. Unsere Journale urthei-

len ganz anders! sie vindiciren in den spinosesten staatsrechtlichen und politischen Fragen jedem Esel das Recht mitzurathen und mitzuthaten. „Dreierlei ist jetzt ein jeder, auch der Schuster und Schneider, Dichter, Politiker und Religionsphilosoph.“ Gehen wir nicht zu weit? Das Volk soll eben durch die Journale politisch erzogen werden; die Erzieher aber, die Publicisten, verstehen ihre Sache wohl. Die Schüler machen ihren Meistern leider so wenig Ehre, daß wir uns berechtiget glauben, nach den Maturitätsproben dieser letzteren selbst zu fragen. Wir haben gesehen, daß ein grosser Theil unserer Schriftsteller sich an die Publicistik nur aus dem Grunde gemacht hat, weil sie die moralische und scientivische Caution nicht aufzubringen vermochten, welche von denjenigen gefordert werden, die ein öffentliches Amt heimführen wollen. Erstickte Studenten sind sie zum guten Theile, und nachdem sie auf den Schulbänken nicht vorwärts kamen, probiren sie es auf den Lehrstühlen der Politik. Sie drehen Phrasen und vermessen sich von ihren löschpapierenen Thronen herab die Geschicke der Länder und Völker zu lenken; sie achten ihren Federkiel Alexanders Schwert gleich, das jeden gordischen Knoten zerhaue. Sie sprechen kühn ab, wohl wissend, daß die Sympathie des großen Haufens jeder hat, der seiner Obrigkeit Schwierigkeiten bereitet. Wenn die Blinden eines Blindeninstitutes spaziren gehen, so geht voran und hinten ein Sehender, und diese beiden halten die Leitschnur, und die Blinden halten sich daran und folgen, in der Mitte gehend, der Leitung. Die Zeitungsleser wollen aber keinen Sehenden vor sich haben, sie lassen ihn hinter sich gehen, und darum hat der Sehende gewöhnlich nur das Nachschauen. Nichts kann bezeichnender sein für den Verstand des modernen Staates, als daß er den allereinflußreichsten Lehrstuhl, den der Presse, vogelfrei gibt, während er es für das wichtigste Kronrecht erklärt, Meßner und Trivialschulmeister selbst anzustellen und zwar erst nach strenger staatlicher Prüfung. Der moderne Staat prüft die Veterinäre, Bader, Hebammen, Apotheker, Aerzte &c.; die Seelen seiner Bürger aber überläßt er jedem Quacksalber und Giftmischer. Louis Veuillot schreibt hierüber

ganz schön:*) „Ich würde es vielleicht billigen, ich sogar, daß niemand in ein Journal schreiben dürfte, ohne vorher ein gewisses kleines Examen zu bestehen; ich würde vielleicht nichts dagegen haben, daß jeder Journalist, der überführt ist, in der Literatur und Geschichte schon sehr viel sich geirrt zu haben, abgesetzt werde wie ein Kutscher, der mit seinem Omnibus schon gar zu oft verunglückt ist."

Seien wir gerecht: es arbeiten sehr viele Männer an der Presse, welche entweder in der Schule oder im Leben ihr Fach wohl absolvirt haben. Ganz gut. Ich achte diese Männer; aber sie sind mit einigen wenigen Ausnahmen dennoch keine Staatsmänner, sondern Theologen, Juristen, Philosophen, Philologen und Historiker sind sie. Sie haben nie weder einen theoretischen noch einen practischen Curs über Diplomatie durchgemacht, und dennoch schreiben sie alle politische Zeitungen. Es wird Niemanden einfallen, in ein Journal für Goldschmiede zu schreiben, wenn das sein Fach nicht ist; in politische Zeitungen arbeitet Jeder. Allerdings steht staatsmännische Bildung der allgemein menschlichen Bildung näher, als die technische einer speciellen Kunst; sie wird also nicht auf die Zunft beschränkt bleiben und am allerwenigsten bin ich es, der auf eine Schule versessen ist. Aber bereits besitzen soll sie derjenige, welcher auf den politischen Lehrstuhl steigt; zum Experimentiren sind die Zeitungen durchaus nicht da; denn hier ist kein Unterschied möglich zwischen blinder und scharfer Ladung. Wir wollen lieber den wilden Bart tragen, ehe wir zugeben, daß die Lehrlinge der Barbierstuben das Rasiren an uns lernen. Wenigstens zum Redigiren eines Blattes sollten durchaus nur Männer zugelassen werden, deren politische Bildung, gesellschaftliche Stellung, oder publicistische Vergangenheit eine gewisse Garantie ihrer Fähigkeit darbieten.

Dieses Postulat ist nun freilich gerade das Gegentheil von dem, was in Deutschland immer mehr in Schwung kommt. Da

---

*) l. c. pag. 53.

nimmt man eine Tapete von Redacteur und stellt die scharfen Schützen hinter dieselbe. Wir handeln vom Principe der Anonymität in den deutschen Zeitungen. So eine deutsche Zeitung ist eigentlich eine geheime Gesellschaft. Während der Staat die geheimen Gesellschaften sonst perhorrescirt, duldet er aber diese, gibt ihnen sogar korporative Rechte, indem er ihnen einen Vertreter legalisirt, den Redacteur. Das ist eine schreiende Inconsequenz. Die Redactoren sind wohl „verantwortlich;" allein was hat das zu bedeuten? Moralisch gar nichts; denn das Correspondenzzeichen überhebt ihn aller moralischen Verantwortlichkeit. Gegen juridische Gefahren, die übrigens sehr klein sind, deckt ihn der anonyme Correspondent, den er ja nennen kann, wenn er nicht gehörig garantiren wollte. Sie sprechen immer von Muth, der dazu gehöre, Mißstände zu rügen 2c. Die Siccarier! sie gehen nur vermummt ihrem Handwerke nach. Heutzutage gehört nur mehr Unverschämtheit dazu, hinter dem Fließpapier der Blätter alle Frechheiten auszuüben.

Im Jahre 1850 beschloß die französische Volksvertretung ein Gesetz, daß jeder Zeitungsartikel, politischen, philosophischen und religiösen Inhaltes von seinem wirklichen Verfasser unterzeichnet werden müsse. Es war ein weiser Beschluß. Nicht als ob die Anonymität keine Vortheile hätte. Mancher kann unter ihr seine Kraft verwerthen, dem polizeiliche und andere Rücksichten ein offenes Auftreten mißrathen würden. Das Maskiren hat seine Reize, auf dem Maskenball, wie in der Presse. Es ist gut, wenn das Publikum die Sache von der Person trennen lernt. Mancher treffliche Artikel würde übersehen, wenn ein obscurer Name darunter stünde, eine Wahrheit, die unser unvergleichlicher Nariskus in seiner geistvollen Weise also erklärt hat.*) Eine Zigeunerfamilie führte in einer Müllerstube ein Concert auf. „Vater Andreas spielte die Violine meisterhaft; ich (Pedrillo) war auf der Cither schon ziemlich eingeübt; Lieschen spielte die Schellentrommel und sang kleine

---

*) Joh. Nariskus, Zwölf Körbe. Landshut, Vogel, 1845. S. 8.

Liedchen, mit schwacher, aber sehr angenehmer Stimme; die Mutter sang einen für ihre Jahre noch recht hübschen Alt, und spielte die Mandoline. Hätte ein moderner Kritiker uns bloß gehört, so würde er gerufen haben: schön! vielleicht gar: himmlisch, göttlich! — hätte er uns aber zugleich auch gesehen, dann lautete sein Urtheil völlig anders: das Local taugt nicht den Henker; die Beleuchtung erbärmlich; das Meublement unter aller Kritik; nicht Eine Dame als Zuhörerin! und erst die Virtuosen! der alte Geiger in einer Jacke von gröbstem Tuche, und im Gesichte nicht einmal rasirt; der Zitherspieler, dem die blossen Ellenbogen herausgucken, in verschiedenfärbig geflickten Hosen; das kleine Mädchen nicht einmal geschnürt, noch weniger frisirt; die alte Hexe, wie ihre Schwestern im Macbeth! die ganze Garderobe nicht zwei Coburger Sechser werth! ein infernalischer Charivari, ein diabolischer Ohrenzwang.“ Nichts kann psychologisch richtiger sein; das Publikum sieht auf Namen. Was ein Kaiser, König oder Bischof schreibt, wird gekauft, nicht wegen des Inhaltes, sondern wegen des Verfassers. Manches Gedicht von Schiller würde einem Schüler wenig Ehre einbringen, nun aber wird es bewundert. Diese Seite hätte gleichwohl weniger zu bedeuten; sehr zu bedauern aber ist, daß auch die besten Sachen ignorirt und von oben herab angeblinzelt werden, wenn ein Deus minorum gentium sie producirt hat. Jeder Anfänger muß das bitter erfahren. Gegen die Stupidität des Publikums schützt die Anonymität ebenso gut, wie gegen die Schlauheit der Polizei; gleichwohl werden alle ihre Vortheile weit von ihren Nachtheilen überwogen.

Durch das Unterzeichnen der Artikel wird doch in etwas die Schmach gehoben, welche der Menschengeist in der Sclaverei des Kapitals erträgt. Denn wenn auch das materielle Eigenthum eines Artikels in den Besitz des Geschäftsunternehmers übergeht, das intellectuelle, das moralische Eigenthum daran bleibt dem unterzeichneten Literaten dann doch. Bei der Ungenanntheit erhält der Verfasser für das Werk seiner Seele und seines Herzens nur einige Loth Silber. Er bleibt unbekannt, und die Zeitung, für die er

liefert, schmückt sich mit dem Glanze seines Talentes. Ganz imbecille Menschen, die nie in ihrem Leben eine anziehende Seite zu schreiben vermochten, werden unter dem Schutze des Kapitals angesehene Leute, und diejenigen, welche das Blatt eigentlich gemacht haben, bleiben ihre Bedienten. Die Anonymität ist der Sieg der Dummheit über die Intelligenz. Darum haben wir aber auch in ganz Deutschland keinen einzigen berühmten Zeitungsschreiber. Die Mitarbeiter eines deutschen Blattes müssen sich alle als gemeine Soldaten in Reih und Glied stellen, ohne jegliche Auszeichnung; der glänzendste Artikel erscheint mit der ordinärsten Stümperei in gleicher Uniform. In Frankreich ist das ganz anders: man braucht nur an Namen zu denken wie Louis Veuillot, Boniface, Girardin, Grandguillot, Granier de Cassagnac &c.

Die Anonymität hat auch noch die größten materiellen Nachtheile für den Schriftsteller. Sie drückt die Honorare herab. Würden die Artikel unterzeichnet, so müßten die Zeitungen trachten, gute Mitarbeiter zu haben, jetzt aber trachten sie nur wohlfeile zu bekommen. Ja man braucht auch gar keine; Brackgut und Contrebande thun es auch; man grast eben die großen Blätter ab. Durch die schlechte Bezahlung wird der Literat gezwungen, schnell d. h. oberflächlich zu arbeiten, und so rutscht die Literatur hinab auf der schiefen Ebene. Die schlechten Manöver, die wir kennen gelernt haben, daß man sich nämlich auswärtige Correspondenzen im Redactionsbureau selber fabricirt, ja daß man daselbst ganze Scheingefechte für und wider aufführt mit derselben Feder, diese würden durch das Unterzeichnen fast unmöglich werden. Das Lügen, Verläumden und Ehrabschneiden würde dadurch nicht beseitiget, denn die Literatenwelt hat schofle Subjecte genug, die ihren Namen selbst unter eine Proclamation des Teufels setzen würden; aber ein solcher Name würde den unterzeichneten Artikel auch so gut wie unschädlich machen. Gewisse Gesichter brauchen sich nur zu zeigen, um verachtet zu sein. Jupiter verschmähte die Rose im Munde der Schlange. In unseren deutschen Zeitungen verbirgt die gleiche Maske den Schurken wie den ehrlichen Mann.

Der Schriftsteller, welcher seinen Artikel unterzeichnen muß, wird sich auch zusammennehmen, denselben fleißig auszuarbeiten. Darum stehen die französischen Zeitungsschreiber, was Feinheit und Eleganz der Sprache, Gewandtheit und Präcision des Ausdruckes betrifft, weit über den deutschen, die sich nicht scheuen, Plumpes, Ungeschicktes und Stümperhaftes in die Welt zu schicken. Es weiß ja doch Niemand den Urheber, und mischt sich Alles unter die gleiche Kleie. Die politischen und religiösen Felonisten würden sich durch die Unterzeichnung ihrer Programme selber das F (fugitivus) auf die Stirne brennen, das die alten Römer den flüchtigen Sklaven aufgebrannt haben. Kurz die Anonymität beraubt die deutsche Zeitungswelt der kräftigsten aller Triebfedern, nämlich des Ehrgefühls, ein Trieb, welcher für sich allein im Stande ist, die europäischen Armeen so furchtbar zu machen. Alle Versuchungen, welche der Mantel der Nacht für den Menschen birgt in dieser sublunarischen Welt, birgt die Anonymität für den Schriftsteller.

Und der Staat läßt einfach gewähren. Jeder fechtende Handwerksbursche wird arretirt, wenn er nicht ein amtliches Document producirt, das wenigstens die Identität seiner Person feststellt, verstehe das Wanderbüchl; die catilinarischen Existenzen des Journalismus aber dürfen maskirt fechten, bombardiren und donnern. Man hält nur die Arbeiter für gefährlich, die Gelehrten nicht. Sonderbar! Die Gelehrten haben die Republik längst schon vor den Arbeitern proklamirt. Man kennt schon seit Jahrhunderten eine „Gelehrten-Republik," von einer Gelehrten-Monarchie, wenn auch noch so constitutionell, weiß man nichts. Unsere Literaten sind am Ende auch keine Gelehrte; aber Arbeiter sind sie gewiß. „Ich bin ein Arbeiter des Gedankens:" rief Alex. Dumas père, als er in den Pariser Clubs als Candidat der constituirenden Versammlung auftrat.

Täuschen wir uns nicht über das Verhältniß zwischen Presse und Staat. Es wird bald dahin gekommen sein, daß der Patriotismus eine Lächerlichkeit ist, die Politik ein mittelalterlicher Irrthum, daß nur mehr die socialen Fragen interessiren werden.

Wenn die Autorität vorne und die Volkssouveränetät hinten am Staatswagen zieht, so wird bald ein Theil rücklings geschleift werden. Welcher? das will ich nicht prophezeien, wohl wissend, daß unsere Welt regiert wird providentia divina et confusione humana.

Die Presse und die Kirche.

Timeo Danaos et dona ferentes.
Virgilius.

Es ist ein wunderbares Schauspiel, das sich vor unseren Augen abwickelt: die Kirche im Kampfe mit der Welt. Wenn je einmal die Pfeile des Feindes die Sonne verfinstert haben, daß der Angegriffene in ihrem Schatten kämpfte, so ist dieses die katholische Kirche. Feinde ringsum! Alle politischen, socialen und militärischen Kämpfe der Zeit gelten im letzten Zwecke der Kirche; von religiösen und wissenschaftlichen Kämpfen ist gar nicht zu reden. Wo Einer einen alten Nagel in einem Pfahlbau findet, so wird dieser sogleich verwendet zu einem Sarge für die Kirche; im Namen der Freiheit der Wissenschaft nähen sie eine Zwangsjacke für die Kirche; alle religiösen Secten, so unzählbar und verschieden sie sein mögen, haben den Instinct des Hasses gegen die Kirche gemeinsam; die moderne Gesetzgebung zerwühlt sogar die eigene Gesellschaft, um nur die Kirche aufzulösen; wenn bei Solferino geschlagen wird, so gilt das der Kirche Italiens und dem Papste; wenn bei Königgrätz Deutschland untergeht, so erfahren wir noch am selben Abende, daß das Ganze eigentlich ein Gustav=Adolphs=Ritt in's katholische Land gewesen sei. Europa schaudert unter den Zuckungen der Revolution und die Revolution ist die geborne Gegnerin der Kirche, ist eigentlich die Anti=Kirche. Wo die Revolution

auftritt, stoßt sie auf die Kirche; denn diese ist die Trägerin des Autoritätsprincipes. Die Kirche hat fast so viele Feinde, als es Menschen gibt. Sie muß kämpfen gegen die Sünde im Herzen der eigenen Kinder; sie muß beinahe überall kämpfen gegen die Träger derselben Gewalten, deren Autoritätsprincip sie vertheidigt; sie muß kämpfen gegen ihre offenen Feinde. Kurz, die unermeßliche, dämonische Kraft der Revolution kämpft vor unseren Augen den Entscheidungskampf gegen die Kirche. Und die Kirche kämpft diesen Weltkampf ohne Geld, ohne Waffe, ohne Armee, ohne alle irdische Hilfe. Das ist ein erhabenes Schauspiel! eine göttliche Tragödie! Die Kirche hat nie eine großartigere Periode durchgemacht, nicht im Mittelalter und nicht in ihrer ersten Zeit. Nicht einmal innerlich ist sie im Momente dieser Weltkatastrophe so kräftig, als sie oft schon war, und doch steht sie, und doch ist sie allein es noch, welche das heilige Feuer birgt in diesem allgemeinen Einsturz. O heilige Kirche! ja du bist die Braut des Sohnes Gottes; deine Feinde beweisen es viel besser, als alle deine Freunde.

Dem äußeren Scheine nach ist die Kirche in ihrem Zerfalle begriffen. Ihre Rechte werden ungestraft ignorirt und verletzt; ihre Moral wird von Wenigen ganz befolgt; ihre äußere Stellung verdüstert sich von Jahr zu Jahr. Gar viele Religionen sind schon in sich zerfallen: der Mohamedanismus, die antike Mythologie, der ägyptische Cult u. s. w. Aber merkt ihr nicht den wesentlichen Unterschied zwischen dem Untergang jener Religionssysteme und der Bedrängniß unserer Kirche? Jene zerfielen, obschon alle Welt sich Mühe gab, sie zu halten, und unsere Kirche besteht, obschon alle Mächte der Welt sich Mühe geben, sie zu verderben. Dieser dämonische Haß unserer Zeit gegen die Kirche, diese infernale Wuth gegen sie beweist ihre Abstammung vom Himmel; denn so können sich nur Hölle und Himmel zu einander verhalten. Wenn sie zerbröckelt, warum überlaßt ihr sie nicht ruhig ihrem Verfalle?

Bereits haben wir gesehen, daß unsere Presse der rechte Apostel der Revolution ist, ja daß diese das Princip jener ist. Hienach mag man sich leicht vorstellen, auf welchem Fuße Kirche und

Presse zu einander stehen: die Feindseligkeit könnte nicht leicht weiter getrieben werden. Wenn der Teufel es für klug hält, den Zustand der Besessenheit auch noch in moderner Zeit zu insceniren, so ist es wahrscheinlich, daß derselbe bei unseren kirchenfeindlichen Blättern stattfindet. Anders läßt sich ihre Wuth, ihr Ingrimm und ihre Verbissenheit gegen die Kirche nicht so leicht erklären. Freilich wohl haben wir auch eine für die Religion gutgesinnte Presse, welche mit Energie und Hingebung die Sache der Kirche vertritt. Diese befindet sich aber in so prekärer Stellung und in so erschreckender Minorität, daß sie schon deßhalb den Kampf des verlorenen Postens kämpft. Zudem ist es auffallend, daß bittere Klagen über mangelhafte Unterstützung von Seite der Bischöfe, des Clerus, der Katholiken überhaupt, als üppiges Immergrün in diesen Spalten wuchern. Das katholische Preßwesen siecht an einem innerem Fehler dahin, das fühlt Jedermann; es will nicht gedeihen trotz aller Pflege; es ist wie ein kränkelndes Kind mit dem verhängnißvollen blauen Aederchen über die Nase. Andere meinen, Mangel an Nahrung sei Schuld daran, ich aber vermuthe einen organischen Fehler. Die moderne Presse steht, wie wir gesehen haben, auf dem Boden der Volkssouveränetät. Die katholische Tagespresse kämpft nun auf demselben Terrain für die legitime Autorität. Ein solcher Kampf glänzt durch die Ironie des Widerspruches zwischen Zweck und Mittel. Wenn der hl. Crispinus das Leder gestohlen hat, um den armen Leuten Schuhe daraus zu machen, so war das freilich etwas ganz anderes; doch ging die Manipulation nach einem ähnlichen Princip. Es ist ein Dogma der katholischen Lehre, daß die Kirche von oben herab und nicht von unten herauf construirt ist: „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt." (Joh. 15, 16.) Wo die Kirche das Wort ergreift, da tritt sie den Gläubigen autoritativ gegenüber: belehrend, warnend, strafend. Die Briefe der Bischöfe, die Predigten der Priester sprechen die Sprache des Hirten zur Heerde, des Vaters zu den Kindern; aber durchaus nicht die Sprache des Wahlcandidaten zu den Wählern. Der katho-

lische Priester tritt auf, wie Einer der Gewalt hat, und das Wort „abkanzeln" hat seinen Sinn durchaus nicht vom Ambitioniren und Schmeicheln bekommen. Wenn den Aposteln die Predigt nicht gefiel, dann frug sie der Heiland: „Wollt auch ihr gehen?" (Joh. 6, 68.) Schon ihre merkantilischen Instincte werden die Presse vermögen, diese Sprache der Kirche zu überlassen, denn das Abonnement ist sehr schwankend. Diese Erwägungen machen es klar, daß die Presse, wie sie nun einmal ist, einen antipathischen Beigeschmack für den katholischen Gaumen hat, und daß das Verhältniß zwischen Kirche und Presse nur ein sehr äußerliches sein kann. Der katholische Priester wird allerdings Allen Alles werden, um Alle zu gewinnen; aber so einfach aus seiner Haut fahren kann er nun einmal doch nicht. Darin liegt es auch, daß der katholische Priester vortrefflich zum Kreuzzugsprediger paßt, aber nicht zum Agitator im modernen Sinn. Wenn Peter von Amiens schwieg, dann rief das Volk mit Begeisterung: „Gott will es!" wenn unsere Publizisten schweigen, dann ruft ihr Publikum mit Trotz: „das Volk will es." Das ist kein sympathischer Ton; die katholische Kirche wurzelt in der priesterlichen Zucht des Volkes. Mit ganz richtigem Gefühle hat sich daher die Generalversammlung unserer katholischen Vereine als Laienversammlung proklamirt; denn da ihr Zweck Organisation der öffentlichen Meinung in kirchlichem Sinne, aber mit modernen Mitteln ist, so ist der katholische Priester hiebei schon nicht mehr recht in seinem Fahrwasser. Ich bleibe dabei: das beständige Plaidiren zu Gunsten der Autorität, der immerwährende Recurs an die Sympathien des Volkes für dieselbe lockert ihr Ansehen. Wahr ist, daß die Zeitverhältnisse die Kirche dazu zwingen; aber deßwegen bleibt es doch immer eine traurige Nothwendigkeit. Wenn das Volk immer gar so viel für die Kirche rufen und begeistern hört, da vermuthet es am Ende, es müsse sich wohl um Kirchengelder handeln. Traurig bleibt es jederzeit, wenn die Mutter ihren Kindern zur Last fallen muß.

Ob ich mich wohl deutlich genug ausgedrückt habe? Nichts ist widerwärtiger als der Absolutismus, auf kirchlichem wie auf poli-

tischem Gebiet. Das Verhältniß der Kirche zu den Gläubigen besteht durch Autorität und Pietät; die modernen Zeitungen aber stehen auf dem Standpunct der Volkssouveränetät. Sie treten nicht belehrend und unterwerfend an das Volk hin; sondern rufen dessen Urtheil an, appelliren an dessen Intervention, ambitioniren um dessen Gunst. Darum wird eine solche Presse für die Kirche immer nur ein Nothanker sein. Es könnte zu einem Concordat zwischen Kirche und Presse kommen; aber nie und nimmer zu einer entente cordiale.

Der Protestantismus ist unserer Presse sympathisch, aber auch nur als Princip, nicht als Kirche, denn als solche ist er lediglich eine Inconsequenz. Als Princip ist der Protestantismus Emancipirung von der Autorität; das Dogma der freien individuellen Forschung, das einzige, welches er aufstellt, ist auch das protestantische par excellence. Der Protestantismus ist von unten herauf construirt, das Priesterthum ist ein allgemeines und ruht im Volke, die Prädicanten sind die Diener der Gemeinden. In einem Aufsatz über die Mission in der „deutschen Vierteljahrschrift" (1850, Heft 4) spricht Wolfgang Menzel den Gegensatz in der Stellung der katholischen Kirche und des Protestantismus in folgender Weise aus: „Bei den katholischen Missionen hat das verschuldete Volk vor der Kirche gebeichtet; bei dem (protestantischen) Congreß für innere Mission stattete umgekehrt die verschuldete Kirche gleichsam eine Generalbeicht vor dem Volk ab und deckte alle ihre Schäden auf, um Heilung zu suchen im Volk, in dessen alter Gläubigkeit, in dessen gesundem Sinn noch Kräfte schlummern, die der durch die Schule verdorbenen Kirche abhanden gekommen sind!"

Es ist ganz richtig, was schon oft behauptet wurde, daß der moderne Geist eigentlich der protestantische Geist sei. Moderne Wissenschaft, moderner Staat, moderne Bildung sind zwar nicht völlig identisch mit Protestantismus, tragen aber alle mehr oder minder das protestantische Princip in sich. In diesem Sinne schrieb Riehl folgende Sätze: *) „Die Zweiglinie der streng katholisch-conser-

*) l. c. 208 u. 209.

vativen Richtung .... durchschaute am frühesten die sociale Folgenreihe der bezeichneten Geisteskämpfe. Sie verdammte die ganze Entwickelungsgeschichte des Bürgerthums seit dem 16. Jahrhundert als eine Thatsache des Protestantismus. Unsere ganze neuere Nationalliteratur, Lessing, Klopstock, Herder, Göthe, Schiller, war ihr zu protestantisch und sie faßte dieses Wort nicht bloß in seiner religiösen, sondern auch in seiner socialen Bedeutung .... Die streng katholische Seite fühlte recht gut, daß Schiller und Göthe weit gefährlichere Träger und Verbreiter des protestantisch-bürgerlichen Geistes waren als ganze Dutzende berühmter Theologen. — Denn die Totalität des modernen Geistes, insoferne er im Gegensatz zu dem Mittelalter tritt, ist ihr gleichbedeutend mit dem protestantischen Geiste." Natürlich waren die Dichter gefährlicher als die Theologen; denn sie faßten das protestantische Princip in allen Consequenzen, während die Theologen dem Faße zwar den Boden ausstossen, das Oel aber drinnen behalten wollten. Als Schiller 1784 die „Rheinische Thalia" unternahm, warf er sich dem Publikum mit folgenden Worten in die Arme: „Alle meine Verbindungen sind nunmehr aufgelöst. Das Publikum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem anderen Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürchte ich und verehre ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt — an keinen andern Thron mehr zu appelliren, als an die menschliche Seele." — Das war ächt protestantisch, oder wenn man will, modern gesprochen, und alle Zeitungsankündigungen sind seither nur Paraphrasen und Verwässerungen dieser Schillerschen Verschreibung an die Massen gewesen. Daß aber eine Journalistik auf solcher Grundlage für die katholische Kirche nicht recht handlich ist, begreift sich leicht. Das katholische Princip disponirt auch nicht gut zum modernen Zeitungswesen. Bei den Katholiken ist die Präsumtion immer für die Autorität und entsprechend der Pietät, bei den Protestanten ist die Präsumtion für die Protestation, Kritik, Negation.

Es läßt sich durchaus nicht läugnen, daß der Protestantismus, durch den angebornen Widerspruchsgeist eine gewisse Agilität und Rührigkeit befördert. Man hat das oft genug für einen Vorzug des Protestantismus vor der Kirche gepriesen. Allein wir sehen vor unseren Augen, besonders an der Journalistik, wie sich das protestantische Princip überall auswächst, wo irgend in der Welt es zur freien Entfaltung gelangt. Ich rede immer vom protestantischen Princip und nicht von der protestantischen Religion. Jenes gährt allenthalben in der Welt; diese aber besteht nur vermöge eines partiellen Abweichens vom eigenen Princip. Der Abfall von der Autorität und die Proclamirung der individuellen Souveränität bilden das Signalement unserer Zeit: auf religiösem Gebiet heißt man es Unglauben, auf politischem Revolution. Ein Protestant wird nie ein katholisches Blatt lesen, die Katholiken aber greifen der Mehrzahl nach zu protestantischen Zeitungen. Woher diese Anomalie? Die katholische Presse, obschon auf dem Boden der Volkssouveränetät stehend, kämpft doch für die Auctorität, — in diesem Kampfe wird sie nicht selten gezwungen, sogar mit einem Fusse jenen Boden zu verlassen; das entspricht gar wenig dem Insubordinationstrieb, der als Frucht der Erbsünde im Menschenherzen liegt. Wenn man einmal auf den Strom der Selbst-Autorität seinen Nachen gesetzt hat, so ist es leichter, sich abwärts treiben zu lassen als gegen den Strom zu rudern. Die Presse gründet auf der Souveränetät des Individuums und dann der Massen als des cumulativen Individuums; auf solchem Grunde wird die Kirche immer nur vegetiren, nie aber frisch und kräftig aufleben können.

Die Stellung von Kirche und Presse hat schon zu vielfachen Erörterungen und Streitigkeiten Anlaß gegeben. In diesen Fehden flossen nicht Ströme von Blut, sondern Ströme von Tinte, was oft noch weit schlimmer ist. Die 2. und 3. Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands schlossen die Politik von ihrem Programme aus, das geschah aus Gründen der Opportunität; der edle Spanier Donoso Cortes mahnte die Katholiken zum poli-

tischen Quietismus nieder, da ja der Sieg der Revolution doch nicht mehr aufzuhalten sei, das geschah also aus Pessimismus; der Erzbischof Sibour von Paris verbot aber der Geistlichkeit seines Sprengels unterm 15. Januar 1851 geradezu, sich mit der Politik in Wort und Presse zu befassen, und das geschah aus hundert Gründen, die der geistreiche Bischof in 12 langen Kapiteln seines Decretes entwickelte. Die Franzosen verbissen sich hitzig in diese Frage, und besonders die Pariser meinten durchaus, der Geistliche dürfe vermöge seines priesterlichen Characters an den politischen Debatten sich nicht betheiligen, Presse und Kanzel seien absolut unverträglich. Doch muß man zur Ehre der französischen Nation gestehen, daß sie ihren gesunden Menschenverstand rasch zusammennahm und dieser ausgezeichnet schlechten Idee wieder den Laufzettel gab.

Fast gleichzeitig mit der obigen wurde in Frankreich noch eine zweite Frage lebhaft ventilirt: diese nämlich, ob es den Laien erlaubt sei, in der Presse religiöse Fragen zu erörtern.*) In der Theorie kann nichts einfacher sein. Es bestehen nämlich in der Kirche Gottes zwei Lehrämter: ein autoritatives, welches auf der Hierarchie ruht und von Christus als unfehlbare Dolmetscherin seiner Lehre bestellt ist, und ein wissenschaftliches, das Jedem zukommt, der Bildung hat, und das besonders in der periodischen Presse ausgeübt wird. Dieses letztere darf sich nur innerhalb der von dem autoritativen Lehramte gezogenen Schranken bewegen und unterliegt, wenn es abirrt, dessen Correction im einzelnen Falle. Die sogenannte freie Wissenschaft, die in neuerer Zeit hie und da gegeistert hat, ist ein naiver Versuch, das protestantische Princip in die katholische Wissenschaft einzuführen. Dem autoritativen Lehramte gegenüber sind Priester und Laien in ganz gleicher Lage; bei der leisesten Friction mit demselben hat jeder sich sofort zu unterwerfen. Beide haben die Lehre der Kirche stets als Compaß im Auge zu behalten, nur die Gefühle kindlicher Ehrfurcht und hin-

---

*) Siehe das Nähere in: F. J. Buß, Reformen im Dienste der katholischen Geistlichkeit Deutschlands. Schaffhausen, Hurter, 1852.

gebungsvoller Pietät können ihr gegenüber Platz greifen. Schreiben eines Papstes oder eines Bischofes sind allerdings noch nicht die Lehre der Kirche; allein es wohnt ihnen hohe Autorität inne, und das wissenschaftliche Lehramt dürfte nicht leicht in der Lage sein, sich neben denselben geltend zu machen. Wird das aber einmal nothwendig, so kann es nur im Tone der höchsten Ehrfurcht geschehen. Es ist widerwärtig, wenn die Kritik sich an einen Hirtenbrief wagt, selbst wenn dieß in der Absicht des Lobes geschieht. Man kann solche Vorgänge vergleichen mit einem Vater, der seinem Kinde eine Ermahnung gibt. Nachdem er gesprochen hat, sieht ihn das Bübchen an und sagt: „Papa, du hast deine Sache gut gemacht, du kannst gut ermahnen.“ — Eine Ohrfeige dem Fratzen! In Italien klatscht das Volk in der Kirche dem Prediger Beifall, in Deutschland hat die Claque sich in die Blätter einlogirt. Dem autoritativen Lehramte gegenüber hat aber lediglich die Pietät, niemals die Kritik Platz zu greifen.

Das autoritative Lehramt reicht über die Theologie weit hinaus und erstreckt sich auch auf alle socialen und politischen Fragen. Es versteht sich von selber, daß hier die Schranken des wissenschaftlichen Lehramtes viel weiter gesteckt sind, so daß dieses Gebiet bis zu einem gewissen Grad ein Condominium bildet. Aber nur bis zu einem gewissen Grade; denn bei aller Freiheit der Anwendung müssen auch hier die Principien strenge respectirt werden. Die Wähler in constitutionellen Staaten, die Mitglieder beschliessender Versammlungen stehen nicht unter dem brutalen Gesetze des Interesses, sondern unter dem Gesetze ihres Gewissens, das seinen Maßstab vom Glauben abnimmt. Volkssouveränetät, Unterricht, Legitimität, Krieg, Usurpation, Communismus sind im letzten Grunde durchaus religiöse Fragen. Der Socialismus und die Revolution sind nur der Atheismus, angewendet auf Gesellschaft und Staat. Die materielle Ordnung stürzt ein, weil die sittliche nicht mehr im Gewissen feststeht. Da also die politische Ordnung von der sittlichen belebt wird und diese aus der religiösen sproßt, so ist klar, daß die Kirche auch hierin die Competenz der höchsten In=

stanz hat, sobald es sich um Principien handelt. Wie vertragen sich aber solche Sätze mit der Idee der Massen-Autorität, auf welcher die Presse fußt? Wir sehen auch hier die verkehrte Welt vor Augen. Die Presse hat sich zur Lehrerin der Völker aufgeworfen, und sie verlangt, daß die Kirche sich zu ihren Füssen setzen soll. Alle Fragen werden von der Presse nicht bloß erörtert, sondern entschieden, man gibt der Kirche Rathschläge, man belehrt sie, man bietet ihr seine guten Dienste an, um eine Versöhnung zwischen ihr und der modernen Gesellschaft zu stiften. Ja, so weit ist es gekommen! Nicht bloß hassen die unkirchlichen Blätter die Religion bis zur Raserei, sondern auch die besser gesinnten betrachten sich als das natürliche Obertribunal über Priester und Bischöfe. Was müssen sich nur die französischen Bischöfe von der Presse gefallen lassen!

Der Glaube lehrt uns, daß auch das Böse einen nothwendigen Factor in dem Plane der göttlichen Providenz bilde. Es ist der heil. Augustin gewesen, der einmal die Frage sich stellte: wozu sind die Bösen in der Welt? — Wenn ich nicht irre, so antwortete er: damit sie das thun, was die Guten nicht thun dürfen. Bei der schlechten Presse scheint diese Antwort wirklich treffend am Platze. Das canonische Recht, so weit es nach unten Schutz und Selbstständigkeit gewährte, ist gebrochen, der canonische Instanzenzug ist gelähmt und damit auch die Selbstständigkeit des niederen Clerus gegenüber den Bischöfen vernichtet. Es ist noch kein Lustrum her, seit Bischof Parisis im französischen Senate laut gesagt hat: der niedere Clerus ist wie ein Regiment Soldaten, das exercirt nach Commando. Dieses Axiom war ein Steinwurf nach der Würde des Priesterthums; es paßt zudem auf den Geist Christi und des Evangeliums wie eine Faust auf ein Aug. Man muß das Hrn. Parisis auch begreiflich gemacht haben; denn er erklärte bald darauf, der Clerus sei nicht wie ein Regiment Soldaten und exercire überhaupt nicht. Aber solch übertriebene Auffassungen haben leider der bösen Presse eine gewisse providentielle Bedeutung gegeben, im Sinne des heil. Augustin nämlich.

Diese Zustände sind tief zu beklagen. Flectere si nequeo superos Acheronta movebo: ist ein Grundsatz der Revolution und bleibt es, wenn er auch einmal für eine gerechte Sache angewendet worden sein sollte.

Das nächste Stadium in dem Kampfe zwischen den Lehrämtern von oben und unten wird sein, daß die Presse den Priester auf der Kanzel mundtodt zu machen sucht. Man wird die Predigt des Wortes Gottes zuerst auf den Markt schleppen, bekriteln, persifliren und verspotten; dann wird man die Massen brüllend und drohend in die Kirchen hetzen. Bereits hat die gährende Tiefe einzelne solche Blasen aufsteigen lassen.

Auffallend und höchst beklagenswerth ist die geringe Anzahl katholischer Blätter, da doch die Katholiken Deutschlands so viele Millionen sind. Die Ursachen dieser Erscheinung sind zum großen Theile schon erörtert. Wo ein Volk im Ganzen und Großen nicht zusammengehalten wird entweder durch die Autorität der Priester oder der Fürsten oder durch den Bann der Sitte, da wird überall die Masse der Corruption verfallen, und nur wenige Auserlesene folgen aus freier Ueberzeugung dem Guten. Wir hören immer klagen und mahnen, daß doch die Katholiken sich ermannen sollten, daß sie, wie der Terminus heißt, die Schlafhauben abziehen, die schlechten Blätter ausweisen und sich gute beilegen sollten. Vergebliches Bemühen! Wir haben nicht viel mehr Katholiken, als unsere Blätter Abonnenten zählen. — Ich rede von den Zeitungslesern und nicht von dem gläubigen Grundstocke des Landvolkes, das im Allgemeinen noch fest unter dem Bann der katholischen Sitte zusammenhält. Gebt auch dieser Gesellschaftsschichte unsere Zeitungen in die Hand, so befördert ihr nur ihre Auflösung. Der Zeitungsgeist ist ein Cassandra = Geschenk für die in der Naivetät ihres Glaubens und ihrer Sitte glücklich dahinlebenden Bürger und Bauern. Unter den Gebildeten greifen nur diejenigen nach katholischen Blättern, die mit formellem Bewußtsein an Gott und der Kirche hängen. Und diese sind bald gezählt! Unter dem Adel sind es einige wenige Familien, bei denen die Religion zum In=

ventar des Hauses gehört. Daß die Studirten en masse brutal ungläubig werden müssen, dafür sorgt die Verwilderung unseres Universitätslebens. Heine in seiner genialen Bosheit beschreibt eine deutsche Universitätsstadt eben so kurz als klar mit diesen Worten: „Ihre Einwohner theilen sich in vier Klassen, deren Grenzen nicht scharf markirt sind: Studenten, Professoren, Philister und Vieh.“ Unter den Bürgern sind diejenigen die Eifrigen, bei denen die geistlichen Herren ihre Bücher binden lassen, dann ihre Beinkleider, Stiefel und Schreibmaterialien kaufen, diejenigen, von welchen unsere Seminare und Stiftungen den Reis beziehen und den Sago, oder denen andere materielle Ueberzeugungsgründe beistehen. O täuschen wir uns nicht über unsere Zahl! Der nächste beste Spieß genirt sich, das Allerheiligste zu begleiten, kaum der zehnte bürgerliche Magen kann die Fastenspeisen mehr vertragen, und was die Frequentation der hl. Sakramente anlangt, so greift allmälig eine Stimmung um sich, die einmal ein Bauer mit gottloser Einfalt also aussprach: „Unser Klima ist unerträglich; im Winter ist es zu kalt, im Sommer zu heiß; zu Ostern wäre es gerade recht; aber da hat der Teufel das Beichten wieder da.“ Ja unsere Katholiken! Schaut sie an! Zählt die Mitglieder unserer Piusvereine, unserer Bruderschaften, unserer Vincentiusvereine, sucht sie im Pfarrgottesdienst! Wir haben freilich sehr ehrenvolle Ausnahmen, Männer voll Ueberzeugungstreue, Muth und Hingebung, — aber das sind eben die Abonnenten unserer Blätter. Es ist nun einmal so: die große Masse, ein ganzes Volk als solches, kann zum Guten nur geführt werden durch Autorität. Das freie Wandeln auf dieser Bahn ist die Prärogative Einzelner. Deßwegen hat Gott die Obrigkeit eingesetzt; könnte die Heerde sich selber leiten, so wäre das Amt der Hirten auf allen Gebieten eine Usurpation. Daher kommt unser Elend. Man muß oben anfangen, wenn man eine Stiege putzen will, sonst träufelt der Schmutz immer wieder herab. Wenn die Religion ohne politischen Schutz bleibt, so wird sie zwar nicht untergehen, aber sie wird in einen Nothstand gerathen. Die Autorität ist ein Griff mit zwei Schwer-

tern; trennen sie sich, so folgt der Verfall. Die Religion wird in die Kirche und Sakristei, wenn nicht gar in die Katakomben zurückgedrängt, der Staat aber wird über die Barrikaden geschleift. Die Geschichte zeigt uns auf allen Seiten, daß die Völker einst gläubiger, aber auch fester waren als jetzt. Sie liebten etwas, was sie sich nur um den Preis ihres Lebens entreißen ließen, sie haßten etwas, das sie von sich wiesen, so lange sie das Leben hatten. Solche Gemeingüter gibt es jetzt kaum mehr, bald werden politische Kriege gar nicht mehr möglich sein, dafür aber wird die socialistische Barrikade perenniren.

Ich sehe eben, daß ich von meinem Thema abkomme. Das Raisonnement war folgendes: Frei wählen das Gute nur Wenige, die Massen müssen regiert werden, oder sie folgen ihren bösen natürlichen Instincten. Das Böse spricht zur Leidenschaft, das Gute nur zum Verstande. Die Presse reicht dem Volke den Apfel hin mit den Worten: esset nur, dann werdet ihr selbst das Gute und das Böse unterscheiden können und Gott gleich sein! Ist es ein Wunder, wenn alle Welt zugreift? O, der malitiöse Heinrich Heine! hört ihn nur, er sagt: „Ich habe niemals glauben wollen, daß Gott Mensch geworden sei, aber ich glaubte Hegel auf's Wort, als ich ihn sagen hörte, daß der Mensch Gott sei!" Wenn das bei einem so feinen Geiste der Fall war, was läßt sich von der stupiden Menge erwarten? Summa: procumbit humi bos, und die katholische Presse bleibt ewig in der Minorität.

Das Autoritätsprincip ist es nicht allein, vermöge dessen ein innerer Gegensatz zwischen Kirche und Presse besteht, die Differenz erstreckt sich auf viele Puncte. Das Christenthum treibt in die Einsamkeit, die Presse in die Oeffentlichkeit. Der Christ läßt die Linke nicht wissen, was die Rechte thut. Wenn er betet, so schließt er sich ab in seinem Kämmerlein und betet im Verborgenen zum himmlischen Vater. Was die Reclame betrifft, so wird sie wohl schwerlich einen Ausspruch Christi für sich auftreiben können: der Heiland selber verbot seinen Aposteln seine Wunder auszuposaunen, er verbot ihnen, es sich merken zu lassen, wenn sie fasteten. Der

Verborgenheitstrieb im Christenthum bevölkerte die Wüsten und bedeckte Europa mit Klöstern. Die Presse hat ganz entgegengesetzte Triebe: sie zieht Alles an die Oeffentlichkeit, hängt Alles an die große Glocke, reißt alle Vorhänge von den Fenstern, damit die Leute in alle Stuben blicken können, kurz sie bevölkert die öffentlichen Plätze. Der Schaden ist nicht klein, den die Presse auch in dieser Beziehung dem Geiste der christlichen Völker zugefügt hat. Der Baumeister des Kölner Domes hat sich sorgfältig der Nachwelt verborgen, damit Gott dem Herrn die Ehre seines Werkes allein bliebe, bei uns gilt jetzt die Schreiberei als das höchste Werk eines katholischen Christen. Einen Mann, der fastet und betet, Gott dient und im Verborgenen lebt, diesen betrachtet man als einen brach liegenden Menschen; den andern aber, der im schwellenden Fauteuil am Schreibtisch von Palisanderholz Bücher und Broschüren fabricirt, diesen proclamirt man als eine Säule der katholischen Kirche. Wie oft müssen wir uns vorsagen lassen, daß es doch immer besser gehe in der katholischen Welt, das katholische Bewußtsein erwache und erstarke immer mehr, die katholische Sitte entfalte sich wieder, die katholische Literatur verschaffe sich Geltung und erst gar die katholische Wissenschaft glänze wie die Sonne. Ach, daß es also wäre! aber es ist nicht so. Wenn wir nochmal fünfzig Jahre so fortschreiten, wie die letzten fünfzig, so dürften wir so ziemlich fertig sein. Die Schreiberei hat zugenommen, der innere Geist nimmt immer mehr ab. Vom Allgemeinen ist die Rede, nicht von localen Erscheinungen. Ich appellire an das Bewußtsein und die eigene Erinnerung meiner Leser. Wir schmachten unter der Herrschaft der Phrase, und von dieser müssen wir uns befreien. Jörg besprach i. J. 1865 Aichingers treffliche Biographie des Bischofes Sailer. Er berührte dabei den Aufschwung des katholischen Kirchenlebens in Deutschland und machte auf den bedeutsamen Umstand aufmerksam, daß derselbe einem *äußeren* Anstoße, dem Kölner Streit, sein Entstehen verdankte. Dann fuhr er fort:*) „Es war

---

[1]) Hist.-pol. Bl. LVI. 791.

in der That eine neue Periode frischen und freudigen Aufschwunges. Aber nach der Natur des ersten Anstoßes bewegte sie sich doch mehr im äußeren Leben der Kirche und in der weltlichen Rechtssphäre derselben. Das ist jetzt sehr deutlich wahrzunehmen, wo die äußersten Ausläufer der Bewegung in deren Gegentheil zurückzufallen beginnen. Der Wurm verweltlichter Anschauung und profaner Wissenschaftlichkeit beginnt an der Blüthe zu nagen, auf die wir so stolz gewesen sind, und die Veräußerlichung des Kirchenlebens ist, unter den Einflüssen einer eminent materialistisch gerichteten Zeit, schon so weit gediehen, daß man dereinstige Kämpfer für die Freiheit der Kirche jetzt wieder auf den Schutz des Staates für die Freiheit ihres persönlichen Denkens und Forschens von der Kirche pochen hört! . . . Wir müßten erschrecken, wenn dieses Uebel in gleichmäßigem Fortschritt auf die jüngere Generation überginge.“ Es läßt sich die Wahrheit nicht trefflicher sagen, als es hier geschehen ist. Der Zeitungsgeist ist in uns gefahren und das ist nicht der Geist Christi, sondern der Geist der Welt. Mir scheint, eine Bruderschaft, eine Congregation, ein Orden, oder irgend eine Association, in welcher man durch ein Gelübde dem ganzen Zeitungswesen entsagte, wäre der Kirche Gottes lieber und zuträglicher, als die Gründung zehn neuer katholischer Blätter.

Der Geist des Christenthums perhorrescirt die vana curiositas, die Neugierde, Klatschsucht, Wäscherei, empfiehlt Sammlung, Ruhe; die Zeitungen aber leben von jenen Artikeln, und gerade sie bilden ihren mächtigsten Reiz. Ich kann mir keinen schärferen Contrast denken, als etwa Kap. 45. 3. Buch der Nachfolge Christi und ein Zeitungsblatt. Das katholische Gefühl hat sich bisher auch noch nicht entschließen können, das Zeitungswesen unter die „guten Zwecke“ aufzunehmen. Während alle Jahre Millionen legirt und testirt werden für Kirchen, Spitäler, Schulen, ist meines Wissens bisher noch nicht viel für die gute Presse vermacht worden. Die Zeitungsschreiber ärgern sich darüber freilich sehr und meinen, besonders die Bischöfe sehen ihren Vortheil nicht recht ein, sonst würden sie größere Opfer auf den Altar der Presse legen. Ich

weiß nicht, ob die Bischöfe je zu dieser Einsicht gelangen werden, so lange unsere Presse eben unsere Presse ist. Die Herren von der Presse haben sich ja selber noch nicht entschließen können, ihre Thaten mit ihren Worten in Einklang zu bringen. Man hat nicht gelesen, daß Einer von ihnen die gute Presse testamentarisch bedacht hätte — Gott zur Ehre und seiner armen Seele zum Heile. Die Vorwürfe gegen den Clerus sind total ungerecht. Nicht bloß gibt kein anderer Stand so viel Geld aus für Zeitungen, noch auch schreibt einer so viel umsonst. Und gerade auf dem Felde der Seelsorge pflegt der Clerus euer Abonnement. Dadurch, daß er gute Christen heranzieht, producirt er den katholischen Blättern Abonnenten. Wenn die Blume selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten. Ein frommer Priester, der seine dreißig Schüler ebenfalls fromm gemacht hat, hat dadurch der Presse dreißig Abonnenten gewonnen, ohne das Wort Presse zu nennen. Wenn die katholischen Blätter auf diejenigen Abonnenten angewiesen wären, die sie selber zu überzeugungstreuen Männern herangebildet oder bekehrt haben, so dürften sie sich der süßen Gewohnheit des Daseins füglich entschlagen. Ja, der Clerus hat den Beruf und die Pflicht, die gute Presse auf alle mögliche Weise zu fördern, es wird von einzelnen Mitgliedern des Standes diese Pflicht zu wenig ernst genommen; aber deßwegen haben die Zeitungsschreiber noch lange keinen Beruf, dem Clerus deßhalb Vorwürfe zu machen. In der Kirche Gottes kommt manches zuerst, und dann kommt lange nichts mehr, und dann kommt erst die Presse. Sehr wahr schreibt Niedermayer:*) „Das Liebesleben der Kirche wiegt das unendlich viele Zeitungspapier auf, das doch bestimmt ist, als uferloses Stroh im Zeitenmeer zu faulen und zu enden. „„Eine barmherzige Schwester wirkt mehr als zehn Zeitungsschreiber.““ Man wird mir nicht den Vorwurf machen, daß ich die Presse vernachlässige, aber mit Freuden gäbe ich die vielen tausend Zeitungsartikel hin, die ich in den verschiedensten Blättern

---

*) Die kathol. Presse Deutschlands. Freiburg, Herder 1861. S. 4.

geschrieben habe, wenn ich dafür die süße Gewißheit erhalten könnte, auch nur ein einziges Kind bleibend für Gott gewonnen zu haben. Die Presse liest uns gar so oft den Text, dadurch bekommen wir ein Recht, auch ihr einmal ein Kapitel zu lesen. So schlecht sie steht, so steht die katholische Presse Deutschlands doch immer noch so, daß sie ein Geschäft nährt und sogar eine Concurrenz erzeugt. Die Herren declamiren freilich fort und fort von den Opfern, die sie der guten Sache bringen, trotzdem zeigt man mit Fingern die Exemplare auf, die am Opferaltar ihrer Maschinen reich geworden sind, wenigstens sich recht gut dabei genährt haben. So lange die Presse ein Geschäft ist, hat sie kein Recht der Klage. Ist es die Schuld des Publikums, wenn ihr euch durch Concurrenz ruinirt? können wir etwas dafür, wenn der Schlauere den Ungeschickten überflügelt? Sollen die Leute mehr Bier trinken, weil ein neuer Wirth im Dorfe sich etablirt hat? Ach freilich sind wir eine kleine Schaar geworden und die Zahl unserer Gegner ist übergewaltig; aber müßt ihr die bedrängte Kirche hart reden, weil die Fahnenflucht sie so sehr in's Gedränge gebracht hat? Geht! jede Nachfrage erzeugt ihr Product; wollt ihr eure Blätter nicht mehr liefern, so werden es Andere thun. Ihr treibt ein Geschäft, wie Andere auch, das ist Alles. Das Verhältniß zwischen Angebot und Nachfrage besteht zwischen uns, und nicht das der Pflicht und des Rechtes. Manche Zeitungsschreiber bringen allerdings persönliche Opfer, das ist sehr wahr: aber was sind diese Opfer gegen diejenigen, die ein katholischer Missionär bringt, oder ein Mönch, der Gott dient und die Jugend erzieht, oder eine Schulschwester, welche Leib und Leben der Pflege und dem Unterricht der Kinder widmet? Und dennoch, wo habt ihr diese je klagen hören?

Das Publikum täusche sich nicht über meine Absichten. Die Presse, wie sie sich heutzutage ausgewachsen hat, ist ein großes Uebel; unsere katholische Presse ist etwas Gutes, weil sie das kleinere Uebel ist. Sie gleicht der Nothwehr, die an sich auch ein Uebel, aber gegebenen Falles sehr gut und sehr nothwendig ist. Es ist viel besser, wenn die Leute Wein trinken, als Schnaps; aber kein

Mensch ist verpflichtet, sich am Weine todt zu trinken, um ihm das Uebergewicht über den Schnaps zu verschaffen. Die Zeitungsschreiber sind brave Leute, aber es gibt auch noch andere brave Leute, die keine Journalisten sind; es gibt sogar noch wichtigere, gescheitere, bravere Leute, als sie sind; man lasse also Alles an seiner rechten Stelle.

So lange die Tagespresse ist, wie sie jetzt ist, kann die katholische Kirche sich ihrer nur in der Noth bedienen, und es können selbst die katholischen Blätter nur als minus malum empfohlen werden. Die Hauptaufgabe wird bleiben, die schlechten Blätter auszurotten. Eine Presse im Sinne der Kirche ist freilich möglich und wünschenswerth, aber sie würde der unseren nicht gleichen. Das apostolische Schreiben Pius' IX. vom 12. Januar 1866 bestätiget diese Ansicht.

Verwöhnt durch die Hätscheleien der Welt, betrachtet sich die Presse steif und fest als einen Hauptpfeiler der Kirche. Da sie glaubt, daß man sie unaufhörlich bewundere, wirft sie sich mit der vollkommensten Ueberzeugung von ihrem Verdienste und mit bewunderungswürdiger Aufrichtigkeit stets in die Brust. Man kann keck alle Wohlgerüche Indiens unter ihrer Nase verbrennen, ohne daß sie sich über Kopfweh beklagt. Man muß sie in die bescheidene Wirklichkeit zurückführen. Sie muß erfahren, daß es trotz alledem noch Leute gibt, die beim Anblicke ihrer Großmächtigkeit weder aus den Wolken herabfallen, noch in den Boden hineinsinken. Wir hoffen, daß unsere Kirche nochmal das Antlitz der Erde erneuern wird, und damit wird auch die Physiognomie der Presse erneuert werden, und sie wird der gegenwärtigen gar nicht mehr gleichen. Jetzt ist ihr Gesicht eine wahre Musterkarte aller Leidenschaften, dann wird sie einem Engel auf Erden gleichen, mit sanfter ruhiger Stirne, welcher glauben, lieben und segnen lehrt.

Die Presse und die Wissenschaft.

Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.
Schiller.

Wenn man Complimente von vierzig und mehr Pferdekraft lesen will, so muß man sich um eine Abhandlung über die moderne Wissenschaft umsehen. Sie ist die hohe, die erhabene Göttin, welche das Zeitalter anbetet, an ihrer Göttlichkeit allein wagt Niemand zu zweifeln. Wir beschäftigen uns, wie man sieht, mit der deutschen Wissenschaft; denn außer Deutschland gibt es überhaupt keine Wissenschaft; oder wenn es eine geben soll, so ist sie doch auf dem Hund. Auf der Gelehrtenversammlung zu München wurde uns das sogar bewiesen und ich überlasse es dem Urtheile des Publikums, ob eine so erlauchte Gesellschaft der Aufschneiderei fähig sei. Ich würde es jedenfalls glauben, d. h. die Aussprüche jener berühmten Versammlung würde ich glauben, wenn der Glaube nicht etwas ganz und gar Unwissenschaftliches wäre. Die Ausländer freilich lästern ihrerseits wieder die deutsche Wissenschaft und sagen, sie sei halb protestantisch und halb katholisch angestrichen, und in jedem Falle habe sie einen Strich zu viel. Andere Leute würden sich durch derlei Gezänke gegenseitig compromittiren, die Gelehrten aber nicht; denn hier gehört die Beißerei zur Profession. Wenn nur die „academischen Bürger" nicht wären! Aber wer kann noch an die Blüthe der Wissenschaft in unserer Zeit glauben, wenn er die Jünglinge und Knaben mit weißen, schwarzen, grünen, blauen und rothen Mützen sieht, welche uns als deren Jünger vorgestellt werden! Die Wissenschaft wird wohl Privatwohnungen bezogen haben, an den öffentlichen Schulen blüht sie jedenfalls — ab.

Ja, sie ist in rapidem Verfalle begriffen die Wissenschaft, und die Schuld an dieser Calamität trägt großentheils die Presse! Darüber muß ich mich erklären, und ich werde es thun.

Die Statistik beweist, daß die Bücher in neuester Zeit abnehmen. Geht es so fort, so werden die Buchbinder schließlich nicht viel mehr einzubinden haben, als Zeitungen, Flugschriften und Broschüren. Ein geistreicher französischer Bischof hat schon vor zwanzig Jahren gesagt: „Heutzutage liest man Alles, nur Bücher nicht.“ Nicht nur schmilzt die Zahl der Bücher wissenschaftlichen Inhaltes alle Jahre mehr zusammen, sondern selbst die absolute Zahl der jährlich producirten Bücher nimmt ab, trotz der Fabrikation von Romanen, Reisebeschreibungen und Selbstbiographieen. Das schon einmal citirte Buch: „Der Buchhandel von 1815—1856“ (Hamburg und Altona im Verlags-Bureau) enthält hierüber folgende Sätze: „Die Zeitungspresse nahm Alles in Anspruch, es hatte Niemand Zeit etwas anderes zu lesen als Zeitungen, und so entwöhnte sich ein großer Theil des Lesens anstrengender Bücher.“ . . . „Die Leute fangen an zu regieren und hören auf zu studiren“ . . . . „Man findet bei den jetzigen Buchhändlern Alles eher, als ein ordentliches Buch.“ . . . „Auch unsere jetzigen selbstständigen Bücher sind großentheils nichts weiter als zusammengestellte und aneinandergehängte und in ein Buch gesammelte Zeitungsartikel, wie denn überhaupt die neueste Literatur etwas sehr Zeitschriftenartiges angenommen hat.“ Es ist nöthig zu bemerken, daß der Verfasser dieses Buches ein deutscher Buchhändler ist, und wie es scheint, einer der rührigsten. Ihm verdanken wir noch die auffallende Notiz, daß in Leipzig, der Metropole des deutschen Buchhandels, fast gar keine Bücher gekauft werden. Sollte derselbe Grund, welcher dem Conditor das Biscuit gleichgiltig macht, auch den Leipzigern den Magen zum Bücherkaufen verdorben haben? Nicht nur daß immer weniger eigentliche Bücher geschrieben werden, so werden auch die Auflagen immer kleiner. Mittelmäßige und gute Romane, also Schriften, welche für ein großes Publikum zugänglich sind, haben eine Auflage von 400 — 1000 Exemplaren. Kommt ein Roman

gar zu 2 bis 3000 Exemplaren, so ist das schon ein besonderes Glück. Raymond in seinen „Études sur la litterature du second empire français“ sagt von den Revues: „Indem sie von allem sprechen, von Politik, von Philosophie, von Geschichte, von den exacten wie von den humanistischen Wissenschaften, von schönen Künsten wie von Ackerbau und Militärwissenschaft, indem sie Romane, Dramen und Gedichte liefern, haben die Revues das Buch, das ernste Buch getödtet oder mindestens die Zahl der gewissenhaften Leser beträchtlich vermindert. Sie verflachen die Wissenschaft, ertödten die Poesie und nivelliren die Kritik.“ So sehr verdrängen die losen Blätter das gebundene Buch, daß man sich sogar die Romane lieber bogenweise in Zeitabständen durch Romanzeitungen liefern läßt, als sie in ganzen Bänden aus der Bibliothek zu holen.

Dasselbe Publikum, welches auf den Eisenbahnen im Fluge reist, ohne etwas zu sehen, das die Zeitungen mit gleicher Eilfertigkeit liest, ohne daß es Zeit hätte, sich beim Lesen über den Inhalt zu besinnen; wie kann es fordern, daß die Artikel anders, d. h. gründlich und wissenschaftlich geschrieben werden? Jener niederbayerische Landtagsabgeordnete, welcher von der Tribüne herab sich rühmte, daß er die Geschichte im Eisenbahnwagen studirt habe, ist viel ausgelacht worden. Mit Unrecht; denn das ganze Publikum macht es, wie er. Im Wirthshaus, in der Restauration, im Postwagen studirt unser Geschlecht, da holen sie sich aus den herumliegenden Zeitungen ihre Kenntnisse über Gott, Mensch, Staat und Kirche. Hier machen sie sich aus den abgerissenen Fetzen der Meinungen Anderer eine Harlekinsmeinung zusammen, und das nennt man studiren. Man hat von einem großen Denker des Alterthums gesagt, seine Wissenschaft rieche nach der Nachtlampe; bei uns riecht die Wissenschaft offenbar weniger nach Oel, denn nach Limonade, Kaffee, Punsch und Thee.

Die Physiologen behaupten, daß Kaffee und Thee nicht bloß in den Töpfen, sondern auch in den Adern des modernen Geschlechtes eine radicale Revolution hervorgebracht hätten. Die neuen Getränke hätten dem sanguinischen Temperament zum Durchbruch ver-

holfen, unsere Säfte und unsere Gedanken hätten sich metamorphosirt, verdünnt und erhitzt. Wenn Anna Boleyn neben dem Kruge Bier ihren Ellbogen auf den Tisch pflanzte, um ihre Pläne zu machen, da hat sie sicher anders gefühlt und auch anders gedacht, als die modernen Favoriten neben der Theekanne. Was Thee und Kaffee indirect thaten, das thun unsere Journale direct: sie verweichlichen den Geist, alteriren die Seele der ganzen Generation. Wir veräußerlichen, zersplittern uns, leben für den Augenblick, verlieren das contemplative Organ, das zu einem ernsten wissenschaftlichen Streben unerläßlich ist. Die Philosophie drängt in die Einsamkeit, der Journalismus treibt auf die Gassen. Das moderne Geschlecht trinkt Feuer und ißt Eis und liest Zeitungen, alles auf Einem Sitz. — Diesem Culturzustande Rechnung tragend bringen die Blätter eine wahre Auswahl von Mostard und literarischem Mixed Pickles, die den Gaumen reizen.

Wir haben der Zerstreuungen so viele, die Leute sind stets an Neues und Neuerungen gewöhnt und dadurch verwöhnt; ihr Gaumen ist abgestumpft, nur das Pikanteste, was alles Bisherige auf irgend eine Weise überbietet, kann für einige Augenblicke ihre flüchtige Aufmerksamkeit, die sogleich der Uebersättigung und dem Ueberdrusse erliegt, fesseln. Und das ist eben einer der Gründe, warum so wenige Werke ernster, gründlicher wissenschaftlicher Forschung mehr erscheinen; denn fänden sich auch Männer, die im Stande wären, sie zu schreiben, so fänden sich keine Buchhändler, sie zu verlegen.

Die ganze Literatur läuft Gefahr, von den Journalen verschlungen zu werden. In einer Zeit, die hauptsächlich nur im Augenblick und für den Augenblick lebt, haben sie den großen Vorzug, daß sie mit dem Augenblick leben und sterben. Die Stimmung, das Interesse und die Leidenschaft des Tages haben sie eingegeben, von ihnen werden sie aufgenommen und mit ihnen gehen sie unter. Sie entsprechen der Sucht nach Neuigkeiten und Neuerungen, die niemals Rast macht; aus hundert Ingredienzien zusammengesetzt, erzeugen sie jenen falschen Hunger, der niemals Appetit hat; sie harmoniren mit jener Zerstreuungssucht des Geistes, die

immer von einem zum anderen springen und nichts sich ganz widmen möchte, und so erzeugen sie jenes gedanken= und empfindungslose Lesen, das die geistigen Kräfte durch eine stupide Apathie tödtet.

Selbst wissenschaftliche Schriftsteller fangen an, sich den Forderungen eines Zeitungsartikels zu fügen. Sie müßen daher die pikante, epigrammatische Form mit ihren grellen Farben und Antithesen anwenden. Selbst den Schein einer staubigen Gelehrsamkeit müßen sie meiden. Sie dürfen über nichts zweifeln, nichts den Untersuchungen und dem Nachdenken des Lesers überlassen, ja ihm überhaupt gar nichts zumuthen; dieß wäre ihm ja peinlich und würde ihm den Genuß verderben. Alles muß vielmehr appetitlich servirt und tranchirt sein, daß er es ohne eigene Mühe und Anstrengung zum Dejeuner zu sich nehmen kann. So erhalten Werke wissenschaftlicher Forschung die Appretur der Frivolität, und dieß nennt man zeitgemäße Behandlung der Wissenschaft.

Dieses Hineinschwellen des Zeitungsgeistes in die Bücher droht dem Genius unserer schönen Sprache gefährlich zu werden. Wir sehen eine allgemeine Stylverwilderung um sich greifen. Zuerst sind es die Philosophen gewesen, die mit ihren =asmen, =ismen und =emen und mit ihrer abstracten Langathmigkeit die deutsche Sprache compromittirten. Sie erhoben sich in so hohe Sprachregionen, daß man schon der Höhe wegen nichts mehr deutlich unterscheiden kann. Ihre Redeballons verstiegen sich bisweilen in's Nichts, und man darf zweifeln, ob sich unsere eben in ihrer Ausbildung begriffene parlamentarische Beredsamkeit dereinst noch höher wird versteigen können. Da aber die Philosophen aus den Schulstuben und aus Königsberg nicht herauskamen, so blieb das Verderben localisirt; wie viel gefährlicher sind dagegen die allgegenwärtigen Zeitungen! Hören wir hierüber einen Mann, dessen ganzes Wesen sonst dem modernen Zeitgeiste zugethan ist, Otto Banck, den geistreichen Dresdener Kritiker.*)

---

*) Otto Banck, Vom Literaturgeist unserer Tage. Leipzig 1866. S. 57 ff.

„Ein Krebsschaden unserer modernen Literatur ist die immer mehr überhand nehmende Stylverschlechterung. Weil die Bildung vieler Autoren eine lückenhafte ist, weil eine Masse von Talentlosen aus Eitelkeit sich zur Feder drängt, weil die Unsitte der Raschschreiberei ansteckend wirkt und dabei alle Scheu und Hochachtung vor dem Genius der deutschen Literatur und vor der Würde ihrer grammatikalischen und ästhetischen Gesetze verloren geht, daher diese Unreinlichkeit der Sprache und der beklagenswerthe Zustand. Niemals, meint Banck, sind so viele Bücher mit einem flüchtigen, saloppen, ja ganz erbärmlichen Styl erschienen, als gerade jetzt. — Und nicht allein Nachlässigkeiten finden sich in drei Viertheilen der sämmtlichen modernen Werke vor, sondern sogar in vielen derselben Sprachfehler in blühender Fülle. Leser, die nicht ganz fest sind, können in ihrem kleinen Fond des richtigen Wissens ordentlich erschüttert und confus gemacht werden. Ein guter deutscher Gymnasiallehrer würde einem Schüler der oberen Classen kaum eine dieser schlechten Satzconstructionen und grammatikalischen Incorrectheiten hingehen lassen, wie man sie jetzt zu Hunderten auf schönem Papier gedruckt findet. Was der Autor als Lehrling der Bildung nicht ohne Tadel sagen durfte, darunter setzt er als vermeintlicher Meister seinen vollen Vor- und Zunamen und stellt es ganz Deutschland zur Schau. Eine solche persönliche Anmassung und Geringschätzung ist unendlich empörend. Zu jenen blamablen Schnitzern . . . . gesellen sich noch eine Menge neuerfundener Ausdrucksweisen, die oft so barok und disharmonisch sind wie ihre Schöpfer, und den vorlauten stümperhaften Eindruck ihres Styles complet machen. Vieles zu dieser Stylverschlechterung tragen die Zeitungen bei. Täglich gelesen, gewöhnt ihre oberflächliche Ausdrucksform Laien wie Fachmännern einen untergeordneten Geschmack an."

Wer möchte dem Dresdener Kunstrichter widersprechen! Die Grammatik ist die Philosophie der Sprache, die Sprache aber enthält den ganzen Nibelungenhort des nationalen Wissens. Wer eine Grammatik vollständig los hat, nicht blos auswendig weiß, sondern auch durchschaut, der ist ein gebildeter Mann. Die classischen Spra-

chen sind wegen ihrer Vollendung und krystalinischen Construction noch immer die rechten Paradygmen wissenschaftlicher Bildung. — Wer keine classische Sprache versteht, wird es in seltenem Falle dahin bringen, das Relativum und die Participien sicher zu handhaben. Besonders das Relativum ist die Klippe aller Halbgebildeten; seitdem ich mich viel mit Schullehrerliteratur befaßt habe, habe ich mich davon unzähligemale überzeugt. Ich möchte fast den seltsam klingenden Satz behaupten: wer das Relativum sicher handhaben kann, ist ein gebildeter Mann. Bedenkt man nun, daß die Halbwisser zur Zeit Legion sind, daß sie das Zeitungswesen vorherrschend cultiviren, daß der Zeitungsgeist die Bücher invasirt hat, dann wird man die herrschende Stylverschlechterung begreifen. Es ist sehr gut, daß die deutsche Sprache an sich keine Person ist, sie hätte sonst gewiß gegen die halbe Literatenwelt wegen muthwilliger Beschädigung unzähligemale Klage eingereicht. Was brauchen unsere Genies aber auch eine Sprache zu verstehen!

„Genial heißt jetzt, was ein gewaltiges Maul hat,
Darum lebet und schwebt rings von Genies auch die Welt.“

Selbst gegen die väterlichsten Regeln der Orthographie zeigt sich unsere Journalistik nicht selten rebellisch. Wenn bei fortschreitendem Zeitungswesen die humanistischen Schulen den realistischen noch weiteres Terrain ablassen müßen, dann wird man sehen, was aus unserer Sprache wird. Die Meister unserer classischen Periode waren alle humanistisch gebildet. Unter den Epigonen scheint Heinrich Heine eine Ausnahme zu machen. Im Lateinischen brachte er es nicht weiter, als zu den unregelmäßigen Zeitwörtern, die sich für ihn von den regelmäßigen nur dadurch unterschieden, daß sie ihm noch mehr Prügel einbrachten. Griechisch hielt er mit den Mönchen des Mittelalters für eine Teufelserfindung. Und doch bewundern wir die vollendete musikalische Schönheit und die Kunst des Rythmus seiner Werke, sein anscheinendes Sichgehenlassen unter den schärfsten und genauesten Conturen. Allein man vergißt zweierlei: erstens daß Heine ein wirkliches Ge-

nie war, zweitens daß er schon wegen seiner israelitischen Geburt die hebräische Sprache nothwendig studiren mußte. Laßt aber unser Literatenthum von den Lehrstühlen der Presse herab die deutsche Sprache noch einige Zeit radebrechen, dann wird man sehen, daß man nicht ohne Schaden die Schüler auf die Meisterstühle setzt. Die Presse verfährt mit der Wissenschaft, wie mit dem Staat und der Kirche. Sie setzt die Literatur vom Richterstuhl ab und setzt sich selber darauf. Nicht das Volk richtet sich nach der Wissenschaft, sondern diese muß sich nach dem Publikum richten.

Wuttke beklagt ebenfalls bitter die Stylverschlechterung, welche durch die Journale bewirkt wird. Das Zeitungsdeutsch, sagt er, übt eine sehr nachtheilige Einwirkung auf den Gang der deutschen Sprache aus. Von den Schriftstellern leiden die meisten an Vernachlässigung des Ausdruckes. Gezwungen schnell zu schreiben, schreiben sie flüchtig. Besonders corrumpirt die Nothwendigkeit, täglich ausländische Blätter plündern zu müßen. Beim Uebersetzen quält sich der Tageslieferant nicht lange mit Nachsinnen ab, wie diese oder jene Phrase gut deutsch wiedergegeben werden könnte; er nimmt die Construction und wohl auch das Wort herüber, hängt ein -iren oder -schiren daran, und glaubt die deutsche Sprache noch zu bereichern während er sie verunreiniget. Die alten Schriftsteller zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts haben noch weit besser geschrieben; nicht als ob sie dabei richtige Grundsätze befolgt hätten, oder von hinlänglichem sprachlichen Wissen unterstützt gewesen wären; im Gegentheil, sie ließen sich manche Verstöße zu Schulden kommen, aber sie gaben sich Mühe, feilten, gossen um und legten Werth auf Sauberkeit, während unter den heutigen Schriftstellern eine bedenkliche Verlodderung in Ansehung des Styles einreißt. Im ersten Gusse soll ihnen alles gelingen.

Es ist kein Wunder. Wir haben gesehen, daß unser Literatenthum überhaupt eine sociale Frühgeburt sei; wir haben ferner gesehen, daß die Majorität der Literaten die Feder ergriff, weil sie die ernste Zucht und die langjährige Plage überspringen wollten, die ein fester Beruf voraussetzt. Wie sollten also die Kinder anders

sein, als die Väter! Schiller hat die schriftstellerische Diarrhoe dieser „Sonntagskinder“ mit folgenden Versen beschrieben:

„Jahre lang bildet der Meister und kann sich nimmer genug thun;
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume bescheert.
Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren.
Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!“

Das war nicht schön von Schiller, daß er sein Bild aus einer so wenig poetischen Parthie nahm; er hätte auch ein anderes finden können. Weiß der Leser schon, wie in Rußlands Gärten der Frühling hereinbricht? Gestern bedeckte der Schnee Alles, heute kommt ein Sonnenstrahl, der den Winter in die Flucht schlägt. Um Mittag stehen die Bäume in voller Blüthe, am Abend belauben sie sich; am folgenden Tage haben sie fast schon Früchte. Gerade so reifen unsere Literaten und tragen Früchte; es sind russische Südfrüchte.

So hat also die Presse den Borkwurm in die Bäume der Wissenschaft gebracht. Das Geld nimmt bei ihr beständig zu, das muß man sagen, die Wissenschaft aber, selbst die Numismatik, schlägt den diametral entgegengesetzten Weg ein. Es wäre die schönste Aufgabe einer Culturgeschichte der letzten hundert Jahre, die Fragen zu markiren, für welche sich die verschiedenen Jahrzehnte noch zu begeistern vermochten. Wenn wir uns besinnen, welche Themate sich Lessing, Schiller, Göthe noch wählten und welchen Ernst der Forschung sie auf dieselben verwendeten, so müssen wir staunen über den Wissenschaftsdurst des Zopfzeitalters. Man hat damals in weiten Kreisen für die höchsten, reingeistigen Güter der Menschheit, für philosophische und religiöse Wahrheit, für Moral, für Kunst, für Freundschaft, für humane Bildung im ausgedehntesten Sinne einen Eifer, einen Enthusiasmus nicht bloß vorgegeben, sondern wirklich besessen, welcher sehr ehrenvoll absticht gegen die brutale, unverhohlene Gleichgiltigkeit unserer Zeit bezüglich dieser Dinge. Das Verhältniß des Anmuthigen zum Würdevollen, der Religion zur Moral, die Frage, ob Lessing Spinozist

gewesen, die Behandlung des Hexameters im Deutschen und ähnliche theoretische Probleme beschäftigten damals auf das Lebhafteste Frauen und Männer in Lebenskreisen, welche heutzutage Jeden, der ihnen Interesse für dergleichen ansinnen wollte, als einen langweiligen Narren behandeln würden. Die Philosophie ist ganz caput, das gestehen die Philosophen selbst ein; die Medicin hat seit 300 Jahren nicht einen einzigen Schritt vorwärts gemacht; die Jurisprudenz hat sich der Advocatie ergeben und experimentirt mit den Rohstoffen des liberalen Oekonomismus; die Theologie ist säcularisirt; die Philologie ist im vollen Rückzuge vor den Realien begriffen. Bis hieher werde ich wenig Widerspruch finden; man wird mir aber hohnlächelnd zwei Namen entgegenhalten: Naturwissenschaft und Geschichte!'—

Die Naturwissenschaften haben zwei Seiten, eine rein handwerksmäßige und eine wissenschaftliche. Insoweit sie Erfahrung und Experiment sind, gehören sie der Fabrik an; ihr wissenschaftlicher Theil ist aller Ehren werth, leider ist er der schwächere. Bisher sind es nur zwei Fragen gewesen, für die sich unsere Naturwissenschaft wirklich zu erwärmen vermochte: die Schöpfungswoche und der Affe als Ahnherr unseres Geschlechtes.

Aber die Geschichte! Sie rettet zuletzt doch noch die ganze Gesellschaft! Welch glänzende Resultate hat besonders deutscher Fleiß auf diesem Felde errungen! Der historische Sinn ist das Auszeichnende des deutschen Geistes! Allerdings ist die Geschichte weit mehr als andere Disciplinen bearbeitet worden; aber dem historischen Sinne Deutschlands dürfte dieser Fleiß wenig Ehre eingebracht haben. Wo in der Welt ist je eine solche Geschichtsbaumeisterei und Geschichtsverfälschung vorgekommen, wie bei uns? Ist es denn ein Zeichen besonderer Hochachtung des Eigenthums, wenn allenthalben gestohlen wird? Wir haben unser historisches Recht so sehr verloren, daß wir keine Ahnung mehr davon haben; in diesem Augenblicke stellt sich die politische Geschichte Deutschlands vor unseren Augen auf den Kopf, ohne daß sich der historische Sinn des gebildeten Publikums beleidiget fühlte. Nur der-

jenige Theil des Volkes, der keine Geschichte kennt, der aber selber Geschichte ist, die Bauern halten sich dagegen auf. Gerade die Geschichte ist durch die Presse am allergründlichsten verwüstet worden. Unter dem schönen Vorwande, die Geschichte zum Gemeingute Aller zu machen, das Volk in ihre heiligen Hallen einzuführen, hat sich die periodische Presse der Geschichte bemächtiget. Man hat historische Thatsachen mit Dichtung, Lüge und Partheihaß in einen Trog geworfen, den Taig geknetet und ihn als Geschichte verkauft. Das heißt man Popularisiren der Wissenschaft! Das legitime Recht des Volkes auf die Resultate der Wissenschaft ist von der ganzen Welt anerkannt. Aber nur auf die Resultate; dem großen Haufen Fragen vorlegen, denen die Gelehrten selber noch nicht gewachsen sind, das heißt man nicht die Wissenschaft popularisiren, sondern prostituiren. Und eine solche Gassendirne haben unsere Journale, so weit sie es konnten, aus der Geschichte gemacht. Es gibt in Deutschland Millionen von Menschen, die man über gewisse historische Punkte, wie Inquisition, Jesuiten, Ablaß, Galilei, Tilly, Friedrich II. von Preußen 2c. niemals eines Besseren belehren wird. Wie unendlich erschwert wird es nun der Forschung, die Wahrheit klarzustellen, da sie nicht mehr bloß den Irrthum, sondern auch den Fanatismus des großen Haufens überwinden soll.

Die sogenannte allgemein menschliche Bildung, welche durch dieses Popularisiren der Wissenschaft von Seite der periodischen Presse gefördert worden ist, wiegt den Schaden bei Weitem nicht auf. Irrthum ist schlechter als Nichtwissen. Ohne diese Aufklärerei lernt die Menge zwar nicht alles, was sie wissen sollte; lernt aber auch nichts von dem, was ihr verborgen bleiben muß. Und was ist es denn mit dieser vielbesungenen allgemein menschlichen Bildung? Die meisten von denen, sagt Seb. Brunner in „Fremde und Heimath,“ welche meinen, daß sie gebildet seien, laboriren an der leidigen Einbildung. Der bleiche Jüngling, der hinterm Verkaufstische sich postirt hat und einen Roman in der Hand hält, der sein theueres Haupt zu frisiren versteht und am Sonntag ein

Lorgnon auf seinem Gilet am goldenen Kettlein herumbaumeln läßt, der kennt keine größere Schmach, als die, zu den Ungebildeten gerechnet zu werden. Bringt es Einer zum öfteren Theater- und Kaffeehausbesuche, versteht er sich ein wenig auf Kritik und kann er von leeren und vollen Häusern, von schlechten und guten Stücken sprechen, so hält er sich nicht mehr ferne von der Spitze der Bildungspyramide, wo nicht gar schon für ihren obersten Knopf und Aufsatz. Hat es aber Einer so weit gebracht, sein Sonettchen, Novelletchen, Geschichtelchen, Gedichtelchen, oder irgend ein anderes Ettelchen oder Bettelchen in ein Mignon-Journal hineinzudrechseln, oder prangt er alljährlich ein paarmal als der glückliche Zerhauer des gordischen Knotens einer Charade, dann wehe dem Geiste, der sich ihm entgegenzustellen wagt, ihm, dem Großmogul aller Bildung; seine Verse sind Goldstänglein, seine Reime blitzende Diamanten, seine Aphorismen Tabaksdosen aus Platina; jedes Wort, das aus seinem Munde geht, wird zu einer kostbaren Pfeifenspitze aus Bernstein, und seine ganze Seele ist nach seiner Behauptung ein reicher, tiefer, unerschöpflicher Schacht voll Silber, Gold und Edelstein, und nähme er sich die Mühe, öfter hinabzusteigen, so müßte die Welt geblendet werden von Glanz und Pracht.

Gestehen wir uns nur, wir sind im Ganzen mit unserer Bildung sehr weit, aber nicht hinauf, sondern herabgekommen. Die Wissenschaft hat den Tempel verlassen, in welchem sie früher ihre Gaben verschenkte, jetzt hausirt sie durch die Strassen und verschachert ihre Waare. Wenn man freilich den Zeitungen glauben wollte, so wäre die Bildung heuer wohlfeiler als die Brombeeren. Wo ist ein Zeitungsleser, dem folgende Melodien unbekannt wären: Für Gebildete — Zunächst für Gebildete — Für gebildete Töchter — Für die gebildete Welt. Oder etwas weiter ausgeholt: Endlich ist man diesem längst gefühlten Bedürfnisse entgegengekommen, man hofft auf ein gleiches Entgegenkommen von Seite des Publikums (denn auch die Buchhändler haben ihre Bedürfnisse, sie brauchen Geld), oder: Wir sprechen die Ueberzeugung aus, daß obiges Werk

in der Bibliothek keines Gebildeten fehlen darf u. s. w. Heißt das nicht Einem die Pistole an die Brust setzen und ihm zurufen: Kauf oder stirb! Hätte Lykurg oder Solon mit Büchern gehandelt, so hätte wahrscheinlich in ihrem Gesetzbuche folgender Paragraph nicht gefehlt: Jedes Individuum, in dessen Hause ein einziger meiner Verlagsartikel nicht gefunden wird, ist des Todes schuldig — nur augenblickliches Nachkaufen zu dem gewöhnlichen Ladenpreise kann den Unglücklichen retten. Ist es ein Wunder, wenn unter solchen Verhältnissen die Leser endlich auf die allerwunderlichsten Einfälle gerathen und sich am Ende für gebildet halten, da man es ihnen doch so oft vorsagt?

Wer all diese Waare, die nach Aussage der Journale in der Bücherei keines Gebildeten fehlen darf, zusammenkaufen wollte, der würde ein schönes Hachis erhalten. Aber gerade so muß die geistige Nahrung beschaffen sein, wenn unser Publikum kaufen, abonniren, subscribiren und zu leihen nehmen soll. Wir können ja keine feste Speise mehr verdauen, da unser ganzer geistiger Organismus durch die Journale zerrüttet ist. Bildung aller Art soll unserem Geschlechte gleich gebratenen Tauben in den Mund fliegen. Die männlich ernste, strenge Wissenschaft, in welche mühsam einzudringen allein schon zur Zucht des Geistes wird, fängt an sich selten zu machen, dagegen grassirt ein zwieschlächtiges und schmarotzerisches Dilettantenwesen, das nicht auf logische Zucht und Erkenntniß, sondern auf ein renommistisches Parliren zielt. Auf den Lehrstühlen der Presse stehen großentheils Leute, die niemals sich Mühe gaben, die festen Fundamente eines streng wissenschaftlichen akademischen Studiums zu legen; was soll da in den Zuhörern anderes bewirkt werden, als eine Oberflächlichkeit, die zur ächt wissenschaftlichen Zucht des Geistes zu wenig, zur naiven Gläubigkeit und natürlichen Pietät zu viel ist? Unsere ganze Literatur verräth den Character glänzend lakirter Oberflächlichkeit, seit die Presse das große Wort führt.

Schon die äußere Erscheinung, das Format und der Umfang unserer Bücher signalisiren die wissenschaftliche Hektik der Zeit.

Schön sagt W. Meinhold:

„Wie die Bücher erschienen in Folio Anfangs die Geister,
D'rauf in Quart und Oktav, jetzt jedoch in Duodez."

Wir fürchten uns vor großen Büchern, sie sind für unsere kleinen Geister unheimlich. Schillerformat wünschen wir, Broschüren, Flugschriften, Zeitungen. Selbst in den Zeitungen sind die langen Artikel widerlich: Alles muß kurz und pikant sein, und von Allem muß etwas darinnen stehen. Mit diesen losen Blättern ist der Geist der Generation selber flatterhaft geworden. Die wissenschaftlichen Neigungen des Geschlechtes tragen deutlich den Character ihres journalistischen Ursprunges. Das Publikum sieht alles und kennt nichts, beschäftiget sich mit allem und kümmert sich um nichts, will kein Brod mehr essen, sondern nur Liqueur und Confect. Wozu auch dieses harte Brod der Bücher; man nippe den Schaum, den die Journale von allen Künsten und Wissenschaften als „Bildungsstoff" abschöpfen!

Ich bin weit entfernt zu behaupten, daß es keine Wissenschaft mehr gebe; aber sie kämpft einen harten Kampf gegen den Zeitungsgeist. Die Tagespresse veräußerlicht uns, regt auf, schwächt ab, macht unruhig und macht das ganze Geschlecht wenig aufgelegt zu einem ernsten Studium. Früher vertiefte sich der Einzelne in das Einzelne; jetzt haben Alle alle Weisheit mit Löffeln gegessen — aber es ist meist im Schaumlöffel gewesen und das Beste ist doch durchgefallen. In Folge solcher Distraction des Geistes hat sich seine Productionskraft vermindert. Allgemeine Wiederkäuerei auf der ganzen Linie. Wie sehr die Büchermacherei, nämlich aus zehn ein elftes Buch zu bereiten, an der Tagesordnung ist, beweist die Menge der unter ähnlichem und gleichem Titel erscheinenden Werke. Um dem Bedürfnisse nach Neuem doch einigermassen zu genügen, haben wir zum Glücke die Folianten und Manuscripte der alten Mönche. Auf diese Weise stirbt dann auch die Forschung nicht aus.

Das ist es also, was das vorhergehende Capitel beweisen will: nicht bloß körperlich, sondern auch geistig verweichlichen wir. Körperlich thun es der Kaffee, der Thee, die Liqueure; geistig thun es die Zeitungen. Die Journale sind der Branntwein unter den Nahrungsmitteln des Geistes. Als Apothekerwaare behandelt und genossen, ist es wohl möglich, daß der Schnaps angenehm erwärmt und die Verdauung zweckmäßig fördert. Aber regelmäßig und stark getrunken regt er die Nerven auf, stumpft sie ab und schwächt sie, und treibt nicht selten zum Säuferwahnsinn. Die rothen Nasen bleiben auf keinen Fall aus, und es ist sogar vorgekommen, daß nicht bloß die Nase, sondern der ganze Mensch mit Leib und Seele total roth dadurch geworden ist.

Die Presse und die Societät.

Sind nur sociale Saucen
Auf das Wildpret ausgegossen,
Wird es — wenn auch sehr anrüchig —
Doch mit Appetit genossen.

Seb. Brunner.

Wir leben in einer Uebergangsperiode! Das ist eine sehr triviale, aber sehr wahre Phrase, und der Uebergang bewegt sich aus dem Politischen in's Sociale. Man hat bisher geglaubt, die Welt bewege sich unter der wechselnden Herrschaft politischer Gestirne; aber diese Sterne beginnen zu erbleichen, seit die sociale Morgenröthe ihren Feuerschein über die Berge gießt. Als man die Pflastersteine von 1848 wieder an ihren Platz gesetzt hatte, da begannen die politischen Parteien zu resigniren und die socialen setzten sich an die Wachtfeuer. In diesem Augenblicke marschiren allerdings noch Bismark, Garibaldi, Napoleon an der Spitze der Völker,

aber dicht hinter ihnen drängen sich Lasalle, Mazzini, Proudhon, und Niemand zweifelt mehr, wer die Treiber sind und wer die Getriebenen. Der Rheinstrom, das europäische Gleichgewicht, der Orient sind allerdings noch Fragen, die der Lösung harren; aber weit wichtiger sind bereits die Schulfrage, die Creditfrage, die Arbeiterfrage. In Amerika wurde 4 Jahre lang der erste sociale Krieg geschlagen, und nach furchtbarem Blutvergießen siegte der Radicalismus. In Europa bereitet man noch schrecklichere Hekatomben vor.

Politische Motive packen das Volk gar nicht. Wollen politische Parteien die Massen in Bewegung bringen, so müssen sie die socialen Hebel ansetzen. Wenn die katholischen Altbayern die Selbstständigkeit ihres Regentenhauses Preußen gegenüber vertheidigen, so ist ihr stärkstes Argument — der Steuerfuß. Die politische Demagogie aller Länder malt den Bauern vor, daß der Sturz der Regierung Holz und Streu wohlfeil machen, die Steuern abschaffen und wenigstens am Sonntag ein Huhn in den Topf zaubern werde. Die Stärke unserer Agitatoren besteht in der Escamotage, womit sie im Handumdrehen das Politische mit dem Socialen verwechseln. Diese Sachlage hat einen wesentlichen Einfluß auf unser Zeitungswesen. Eine rein politische Zeitung würde im Volke keinen breiten Boden finden; das Volk hat für die reine Politik wenig Verständniß. Würde man dagegen die socialen Fragen dahin adressiren, wohin sie wesentlich gehören, nämlich an die Societät, so wäre wenigstens eine Agitation nicht wohl möglich, weil Niemand gerne gegen sich selbst agitirt. Nun mischt man das Politische und Sociale, hetzt die sociale Noth gegen die politischen Regierungen, dadurch kommt Leben in die Sache. Wer das Politische und Sociale in der Presse zu trennen vermöchte, der hätte Simsons stärkste Locke abgeschnitten.

Die Erfahrungen Frankreichs haben das klar gemacht. Louis Napoleon ist bekanntlich „der Retter der Gesellschaft“. Vorläufig aber schien es ihm mehr um den Staat, als um die Gesellschaft zu thun; denn während er die Politik gegen die Angriffe der Presse

schützte, gab er ihr die Religion und die Societät preis. Periodische Blätter, welche politische und nationalökonomische Fragen discutiren, dürfen in Frankreich nicht erscheinen ohne vorgängige Genehmigung der Regierung, eine Genehmigung, die keineswegs leicht zu erhalten ist. Blätter, welche bloß politische Thatsachen bringen ohne Raisonnement, sind dieser Bedingung nicht unterworfen. In neuester Zeit hat die „Krönung des Gebäudes", der Napoleonischen Freiheiten nämlich, einige Modificationen in das französische Preßgesetz gebracht; die angeführten Bestimmungen aber galten seit dem dießbetreffenden Februardecrete von 1852 bis zum Jahre 1867, und auf diesen Zeitraum beziehen sich unsere Betrachtungen. Wie sich leicht denken läßt, wurden in dieser Periode nur wenige politische Zeitungen gegründet, da nur wenige Verleger die erforderlichen materiellen und moralischen Garantien zu bieten vermochten, und unter dem Damoclesschwert der Verwarnungen Niemand so hohe Summen riskiren wollte. Was hätte nun daraus folgen müssen, wenn die politische Debatte wirklich ein Bedürfniß des Volkes wäre, wie man uns weiß machen möchte? Offenbar hätten dann die wenigen politischen Blätter, die fortbestanden, ungeheuer an Abonnenten gewinnen müssen. Wenn irgend eine Nation, so ist die französische politisch geschult. Und gerade in den genannten Zeitraum fallen großartige Actionen der französischen Politik in der Krim, Italien, Syrien, Mexiko, der prädominirende Einfluß des Imperators war anerkannt in Europa. Was erzählt uns nun die Statistik über das Schicksal jener französischen Blätter, die inzwischen das Monopol der Politik hatten? Ihre Abonnentenzahl sank von Jahr zu Jahr! In fünf Jahren sank die „Patrie" von 32,000 auf 16,000, der „Constitutionnel" von 24,000 auf 13,000, die „Presse" von 25,000 auf 15,000, der „Siècle" von 55,000 auf 45,000, die „Opinion nationale" von 18,000 auf 15,000, das „Journal des Debats" von 12,000 auf 9,000.*) Schon diese Zahlen beweisen, daß der stärkste Magnet

*) Unsere Zeit. l. c.

für die Eisenfeilspäne des Publikums nicht die politische Seite unserer Journale ist.

Dagegen schoß während dieser Zeit eine andere Sorte französischer Blätter, die sogenannte kleine Presse, unglaublich in's Kraut. Es sind das jene Journale, welche nur politische Thatsachen mittheilen, ohne Raisonnement, sich dagegen von Stadt- und Theaterklatsch nähren, die Ehe, die Familie, das Haus, die Gesellschaft bearbeiten. Die „kleine Presse" ist wesentlich socialer Natur. Und in welch rapider Weise sie um sich greift, beweist die Thatsache, daß Paris 1860 nur 500 Journale zählte, welche sich am Anfange des Jahres 1866 auf 800 vermehrt hatten. Die Societät ist es also, welche der Presse die breiteste Seite zum Angriffe darbietet. Man hat behaupten wollen, Louis Napoleon habe die öffentliche Meinung Frankreichs corrumpirt, indem er die Leidenschaften von der Politik auf die Gesellschaft ablenkte. Das ist lächerlich! Er hat den religiösen und socialen Mächten nicht den gleichen Schutz angedeihen lassen, wie den politischen, das ist richtig. Dadurch aber, daß er das Politische und das Sociale auseinanderriß, hat er den Punkt markirt, wo der hürnerne Siegfried der Presse sterblich ist. Die Presse ist für den Staat dann am gefährlichsten, wenn sie durch sociale Noth politische Leidenschaften in den Massen erzeugen kann.

Die reine Politik zieht nur die Politiker an, das Volk wird durch die socialen Töne gelockt. Die Wahrheit dieser Behauptung zeigt sich selbst noch an den großen politischen Pariser Blättern. Kein einziges derselben verdankt einer politischen Frage seinen Aufschwung, alle wurden durch sociale Schrauben in die Höhe getrieben. Es war im J. 1789, als die Brüder Bertin Eigenthümer des „Journals des Debats" wurden. Indem sie nun dieser Zeitung das erste Feuilleton beifügten, vollzogen sie damit eine der wichtigsten Neuerungen, die das Preßwesen überhaupt je erfahren hat: sie mischten das Politische und Sociale, den Phosphor mit der Kohle. Anfangs war das Feuilleton nur ein großes Pandämonium der Reclame, wo Anzeigen von Büchern und Concerten, von Re-

staurateurs und Posamentirern, Mieth- und Pachtofferten, neben Räthseln, Charaden, Logogryphen und Epigrammen standen. Bald brachten der Roman und die Kritik die ganze Reihe der socialen Interessen in das Feuilleton. Die Zugkraft war fabelhaft. Der „Siècle“ ist rein durch das Romanfeuilleton groß geworden. Ein sehr kurzer Roman von Alexander Dumas: „Le Capitaine Paul“ brachte der Zeitung in weniger als 3 Wochen 5,000 Abonnenten. Seitdem hat dieses Journal alle socialen Leidenschaften und Interessen, Ehrgeiz, Haß, Vorspiegelungen und Illusionen jeder Art, falsche Theorien und leere Schrecken in jeder Form ausgebeutet und ist dabei groß und größer geworden. Der „Constitutionnel“ hatte 1843 nur mehr 3,700 Abonnenten. Da kaufte Louis Veron von Eugen Sue den „Ewigen Juden“ um 100,000 Fr., ein Buch, in welchem die jesuitenfresserischen Doctrinen sich so anmuthsvoll mit dem socialistischen Dogma vermählen. Der Erfolg war, daß die Abnehmer des „Constitutionnel“ nicht zu Tausenden, sondern zu Zehntausenden sich vermehrten. Läugne man nun noch, daß die sieghaften Reize der Journale socialer Natur sind! Ohne das Feuilleton würden die politischen Zeitungen rar werden im Lande.

In Deutschland sind zwar die Verhältnisse anders, nicht aber die Bedürfnisse. Wie viel zählen wir denn rein politische Blätter? Abgesehen davon, daß alle unsere Tagesblätter die Social-Politik von der Staats-Politik in ihren Spalten gar nicht trennen, so schleppen beinahe alle auch noch das Feuilleton mit. Sogar die „Allg. Ztg.“, der „Corr. von und für Deutschl.“ finden es unentbehrlich. Mögen sie nun in der Form von Beiblättern, Unterabtheilungen oder wie immer auftreten, allzeit sind die Feuilletons eine sociale Supplementarrubrik, eine Rumpelkammer, in welcher die Redactionen zusammenstellen, was in ihrem sauber eingerichteten Haushalt über dem Strich, in den politischen Stockwerken keinen Platz findet. Und trotzdem die socialen Artikel von all unseren Blättern geführt werden, gibt es dennoch eine Menge Blätter, die mit Ausschluß aller Politik, Sociales und Belletristisches allein führen. Die Belletristik ist dabei nur die Form für den socialen

Inhalt. Diese Journale prosperiren zudem weit mehr als die politischen: „Daheim", „Gartenlaube", „Bazar" lassen alle anderen Blätter an Abonnentenzahl weit hinter sich. Sie repräsentiren miteinander eine halbe Million Abnehmer, also beinahe eben so viel, als alle politischen Blätter Deutschlands miteinander.

Ferd. Lassalle, der geniale Socialdemocrat, hat die Kraft des socialen Nerves im modernen Journalismus klar durchschaut. Er machte den Vorschlag, die bezahlten Ankündigungen aus den Zeitungen zu verbannen und in bloße Anzeigeblätter zu verweisen. Wie wir wissen, hat der Inseratentheil vielfach maßgebenden Einfluß auf das Urtheil der Spalten, und gegen diesen Unfug des Preßgeschäftes war der Vorschlag Lassalle's gemünzt. Würde er durchgeführt, so würden wir über seine Tragweite staunen, er allein würde die Presse bedeutend arrondiren. Wenn aber die Entziehung der Inserate dem Messer des Journalismus schon die Spitze abbräche, so würde ihm die Trennung vom Socialen überhaupt vollends die Klinge entzweischlagen.

So richtet denn die journalistische Giftmischerei unserer Tage ihre furchtbarsten Verheerungen nicht im Staate, sondern in der Gesellschaft an. Politische Verstöße können corrigirt werden, sociale nur geheilt und viele sind gar unheilbar. Das Jahr 1848 war ein fruchtbares Jahr in jeder Beziehung; in politischer war es die Zeit eines vulkanischen Ausbruches, wo Ideen des Ehrgeizes und des Ruhmes aus jedem Hirne sprangen. Da wurden nicht bloß Flotten gebaut, sondern auch Luftschlösser, Reichsverweser wurden erwählt und constituirende Versammlungen, Verfassungen wurden gemacht und Revolutionen. Aber nach Ablauf weniger Jahre waren die politischen Maßregeln jener revolutionären Krisis zu Hunderten wieder in Nichts zerronnen, während die socialen Neuerungen perennirten. Was soll denn hindern, zwei und drei neue Verfassungen im Handumdrehen einzuführen und wieder abzuschaffen; aber eine einzige Maßregel socialer Natur, wie z. B. die Zerstörung der Handwerksinnungen, die Entlastung des Grundeigenthums kann nicht mehr rückgängig gemacht werden. Sociale Institutionen können

nicht gemacht werden: sie sind ein Product organischer Entwickelung der Jahrhunderte; politische Einrichtungen aber werden allerdings gemacht. Sie sind mehr mechanischer Natur. Einen abgerissenen Thurm kann man wieder aufbauen, eine abgerissene Hand nicht mehr anheilen. Ihr könnt eine Verfassung wegdecretiren; aber decretirt das Proletariat weg! Und gerade die Gesellschaft ist das principale Object unserer Presse!

Proletariat! Vierter Stand: wir hätten gar keinen socialen Schaden, wenn dieser nicht wäre! Natürlich, denn er ist das Product aller socialen Todsünden der Zeit. Bewußtlos bestand der vierte Stand, so lange die Menschheit sich organisirt hat, zum Bewußtsein kam er erst in unseren Tagen. Es ist aber die moderne Literatur, die ihn aus dem Schlafe geweckt hat. Das Elend erzeugt Bettler, das Elend und die Aufklärerei erzeugen Communisten. Es ist das Verhängniß unserer Zeit, daß wir die Bildung mit Hast in's Breite treiben, während das Kapital mit Macht das Elend erweitert. Wie könnte Einer, der mit seiner Zeitung in der Hand Tag für Tag Theil nimmt an der Leitung der Völker, noch Schuhe flicken oder gar betteln gehen, ohne zur klaren Einsicht zu gelangen, daß das Eigenthum doch Diebstahl und die Menschenrechte kein leerer Schall seien! Nicht die Republik kann also das letzte Ziel des Journalismus sein, sondern der Communismus. Wenn alles politische Recht gleichmäßig im Volke ruht, warum denn nicht auch alles Eigenthumsrecht? Wenn Alle gleich gut stimmen, warum sollen sie nicht auch gleich gut essen?

Vor einiger Zeit schrieb Jemand aus Griechenland: das Unglück des Landes sei die allgemeine Meisterlosigkeit, niemand habe Achtung vor jemand. Dahin müssen wir kommen. Wenn eine Regierung gestürzt wird, so kann das ein großes Unglück sein, doch wird entweder sie, oder eine andere wiederkehren. Wenn aber eine Sitte verdorben, ein Stand zersetzt worden ist, so wird kein Jahrhundert die Wunde heilen. Und das ist eben die furchtbare Wirkung unseres Preßwesens, daß dasselbe an Stelle der Pietät die Kritik lockt, die Autorität erschüttert, die Sitte nivellirt, statt sta-

biler Gesinnungen flottirende Meinungen in Umlauf setzt, dem Volke statt der gewohnten Selbstbeschränkung eitle Selbstüberhebung lehrt, kurz die Gesellschaft verdirbt. Nicht bloß der Einzelne ist schon vor lauter Politisiren und Kritisiren ein Lump geworden, da er doch früher bei der Nadel und der Ahle ein rechtschaffener Mensch war, es können auch ganze Gesellschaftsschichten verloddern. Mit dem Staat geht es an, und an der Gesellschaft geht es aus. In einer verdorbenen Societät hören dann Staat und Kirche von selber auf. Beide haben zu Anfang dieses Jahrhunderts furchtbare Schläge erlitten; aber wäre das Volk nicht zersetzt, sie würden bald wieder blühend sein. Wenn Louis Napoleon wirklich der „Retter der Gesellschaft“ gewesen wäre, so hätte er die socialen Mächte, als Familie, Gemeinde, Stände, Religion, Schule, Sitte, Ehe, Corporationen rc. schützen müssen. Auf diese Weise hätte er auch den Staat gerettet, freilich nur indirect, aber für lange Zeit. Statt dessen hat er die Gesellschaft preisgegeben, und den Staat auf seine zwei Augen gestellt. So sorgt man für heute, aber nicht für morgen.

Man könnte mir sagen, ich lege der Presse zur Last, was auf ganz andere Rechnungen gesetzt werden muß. Die Presse habe ja doch nicht den Unglauben, den Philosophismus, den Communismus, selbst nicht das Princip der Volkssouveränität erfunden und in die Welt gesetzt. Das ist sehr wahr; sie hat das Gift nicht gemacht, sie gibt es den Leuten nur ein. Ganz treffend spricht Graf Tornasol in Seb. Brunners reizendem Buch „des Genie's Malheur und Glück“ folgendermassen: „Je mehr sich die Haltung eines Journals vom Geiste des Christenthums entfernt hat, desto unduldsamer, selbstsüchtiger und ätzender werden seine Artikel, und was ist es dann erst mit jenen Blättern, die es für ihre heiligste Pflicht zu halten scheinen, die Menschen hier schon auf Erden in die Hölle zu stürzen, alle Bande der Liebe, welche die Gesellschaft noch umschlungen hält, aufzulösen, und den Geist von seinem Ziel und Ende, das er in Gott suchen soll, abzukehren? diese traurige Wirksamkeit wird kaum irgendwo mehr zu Hause sein, als in Deutschland. Da hab'

ich mir ein eigenes Bild ausgedacht, welches die Journalisten und ihr lesendes Publikum darstellt. Das Journal selbst dünkt mir eine gewaltige Feuerspritze, die auf einem öffentlichen Platze aufgestellt ist, ringsum steht die gaffende Menge, die mit großem Vergnügen wartet, bis der Witz losgeht, sie verspricht sich einen enormen Spaß. Eine Menge von Handlangern schleppen in großen Kübeln Schwefel und Blausäure zu, welche sie behende in's Reservoir gießen, daß der Strahl, wenn er einmal zu strömen begonnen, ununterbrochen fortgehe. Die Redaction hält das Rohr hier und dorthin, daß jeder von den Maulaffen, die unten stehen und immer noch der Meinung sind, das Ding, was da herausgehe, sei pures Wasser, sein Theil bekomme." —

Wir stehen bei der Frage, ob die Blätter die öffentliche Meinung machen, oder ob sie der Ausdruck derselben seien. Beides wird oft genug behauptet, sogar von denselben Leuten. Die „öffentliche Meinung" ist etwas Modernes, aber nur der Phrase, nicht der Sache nach. Es wäre ein Irrthum, zu glauben, daß die öffentliche Meinung etwa erst mit der Presse entstanden sei. Es hat zu allen Zeiten und lange ehe es eine Presse gab, eine öffentliche Meinung gegeben, gerade so, wie es auch schon einen Handel gab, ehe Geld geprägt wurde, und gerade so, wie es auch schon Reisende und Briefe gegeben hat, noch ehe die Post und sogar die Eisenbahnen aufkamen. Die Presse ist nur ein Circulationsmittel beim Austausch der menschlichen Ideen und Urtheile. Es gibt überall eine öffentliche Meinung, wo es eine Gesellschaft denkender Menschen gibt, ihr Inhalt hängt allerdings ab von der Cultur des Jahrhunderts und der betreffenden Gesellschaftsschicht, ihre Beweglichkeit richtet sich nach dem Gange der Zeitereignisse und der Vollkommenheit der Verkehrsmittel. Daher gibt es auch in denjenigen Gesellschaftsgruppen eine öffentliche Meinung, welche von der Presse gar nicht oder nur mittelbar bewährt werden. Daß in die nichtlesenden Classen neue Ansichten und Meinungen schwerer eindringen, als in die lesenden, ist natürlich; dafür sind aber die hier einmal festgewurzelten Ueberzeugungen und Vorurtheile geradezu unausrottbar. Jedenfalls muß

also zwischen der öffentlichen Meinung des lesenden und des nichtlesenden Volkes wohl unterschieden werden. Die katholischen Blätter sagen mit Recht, daß das Volk hinter ihnen stehe, weil die überschwengliche Majorität des nichtlesenden Volkes gläubig ist. Dagegen ist das Pochen auf die Volksmeinung von Seite der liberalen Blätter eine Fiction, obwohl sie eine viel größere Abonnentenzahl repräsentiren, weil die Stärke ihrer Partei mit der Kopfzahl ihrer Leser auch congruirt. Dazu kommt noch, daß Zeitungsleser schon immer mehr oder minder nivellirte Leute sind, während das Landvolk den unverfälschten Urstamm des Volkes repräsentirt.

Es darf auch nicht angenommen werden, daß die öffentliche Meinung sich allein durch die Presse ausspreche: sie spricht sich in Städten oft viel schärfer aus durch das Theater, durch irgend eine liberale Tirade, ein Bonmot, das von Mund zu Mund geht; auf dem Lande dagegen bricht sie durch das Ventil eines Liedes, eines Aberglaubens, eines Stichwortes u. dgl.

Es gibt gewisse Grundströmungen der öffentlichen Meinung, die seit Jahrhunderten fließen und zu welchen sich die Gießbäche der Tagesmeinungen zusammenneigen wie die Flüße und Bäche eines Stromgebietes. Solch dominirende Ströme sind die Religion, die Geschichte, der Volkscharakter. Sie machen das Wesen eines Volkes aus, und so lange ein Volk es selbst bleibt, werden sie die öffentliche Meinung beherrschen. Auch in der Stimmung des Zeitungslesenden Publikums bilden sie noch immer das dominirende a, mit dem jedes Herz besaitet ist. Der ganze Inhalt an Tugenden, Leidenschaften und Traditionen, den jene Namen repräsentiren, ist seit Jahrhunderten in Fleisch und Blut des ganzen Volkes übergegangen, die nivellirende Cultur bleicht sie ab, auslöschen aber werden sie wieder nur Jahrhunderte. Hiezu kommen noch die Grundtöne der menschlichen Natur überhaupt, ihre bösen Instincte, ihre idealen Triebe, die tausendfach schattirt in der Menschheit wirken. Auf all' das haben die Journale nur indirecten Einfluß, dürfen sich dagegen durchaus nicht auflehnen, wenn sie nicht scheitern wollen. Man darf also nicht glauben, daß die Presse die öffentliche Mein=

ung schlechthin erzeuge. Mit eben so vielem Rechte kann man umgekehrt behaupten: die öffentliche Meinung erzeuge die Presse. Beides ist gleich wahr. So gewiß zu einer Thätigkeit der Presse nicht nur Schriftsteller, sondern auch Leser gehören, so gewiß stehen Presse und öffentliche Meinung in unaufhörlicher Wechselwirkung. Die Presse ist immer ein Symptom bereits vorhandener Grundströmungen und es läßt sich keine Wirksamkeit eines Schriftstellers denken, der nicht ein ihm gleichgestimmtes und homogenes Publikum schon vorfindet, dem er seine eigenen Gedanken dollmetschen kann. In diese Masse hineingeworfen wächst dann der Gedanke des Einzelnen wie eine Lawine und wickelt auch Ungleichartiges mit in den Riesenball.

Die Presse schafft demnach die öffentliche Meinung allerdings nicht aus nichts, sondern aus der Rippe des Adam, gleichwohl schafft sie dieselbe. Man kann auf denselben Grundton eine Marseillaise und eine Friedenshymne componiren. Man kann denselben Volksinstinct nach rechts und nach links leiten, man kann ihn durch falsche Lichter täuschen, man kann ihn durch ein berechnetes Farbenspiel abkühlen und aufreizen. Man kennt ja die ganze Spiegelfechterei der Presse, man kennt ihre Fuchseisen, Leimruthen, Wolfsgruben, Lockpfeifen, man kennt ihr Löwengebrüll, ihre Feuersignale, ihre Schmerzensschreie, ihren Syrenengesang, ihre Proteusnatur, man kennt sogar ihre Liebe zum Volk. — Daß eine der Hauptquellen der Uebel unserer Zeit, daß namentlich die dämonische Verwirrung der Geister ihren Ursprung in der Presse habe, das ist ja die ewige Klage. Das Publikum saust und braust in ungeregelten Tönen wie ein Bienenschwarm bis der Zeisler kommt, der den rechten Ton anschlägt, dann sitzt aber auch bald der ganze Schwarm im Korbe.

Wie die Erde, so hat auch die Presse ihre doppelte Bewegung. Die Erde dreht sich nach stabilen und nothwendigen Gesetzen im Raume herum, auf ihrer Oberfläche aber wirbelt ein wunderbar bewegtes Leben theils frei gewollt, theils durch die Verhältnisse bestimmt durch einander. Die sphärische Bewegung bleibt dieselbe,

ob es regnet oder die Sonne scheint, ob die Leute Krieg führen oder Sängerfeste abhalten. Auch die Zeitungen haben eine solche sphärische Bewegung und diese folgt den Gesetzen der oben erörterten Instincte der Völker und Parteien. Inzwischen aber hängt es allerdings von den Literaten ab, was sie auf der Oberfläche ihrer Parteiwelt aufführen wollen. Es bleibt nur der Unterschied, daß die freie Bewegung der Menschheit auf die Elipse immer ohne Einfluß bleiben wird, die sittliche Welt aber wird durch übertriebenen Unfug aus der Bahn gehoben werden.

Da die Schriftstellerei durch die Presse ein Geschäft geworden ist, so ist sie selbstverständlich auf das Publikum angewiesen. Die Wahrheit muß sich nun nach dem Geschmacke richten und nicht der Geschmack nach der Wahrheit. Wuttke meint, in ganz Deutschland gäbe es kaum ein Blatt, das ganz unbedingt und rückhaltslos der Wahrheit diene. Es kann auch gar nicht anders sein; wehe dem, der sich mit den Vorurtheilen und Leidenschaften des „vielköpfigen Ungeheuers" in einen Conflict einließe! Die erste Preßsündfluth brach zur Zeit der Reformation herein. Luther verstand das Handwerk und besonders Hutten, dieses Urbild aller deutschen Wühler. Aus den Winkelpressen auf den Burgen der Adelsverschwörung unter Sickingen, aus dem liberalen Bürgerthum in den Städten ꝛc. wirkte Alles mit wüthenden Declamationen zusammen, um das Volk zu revoltiren. Diese Presse war es mit ihrem „unseligen süßen Gift," um mit Kaiser Karl V. zu sprechen, welche den Umsturz-Versuch im 16. Jahrhundert herbeiführte. Die Gegner Luthers aber mußten, wie schon Dr. J. Eck klagt, ihre Gegenschriften auf eigene Kosten drucken lassen und konnten sie für sich selber auch lesen. So schreibt Letzterer am 14. April 1526 an Herzog Wilhelm: „Sie drucken in den Reichsstädten nichts wider den Luther, es nehme denn einer eine Anzahl Bücher. Hab in 6 Jahren ob 200 fl. verdruckt."

Heutzutage ist es in diesem Stücke nicht viel anders geworden. Als bei uns noch der Schleswigholsteiner Schwindel florirte, welches Blatt hätte denn dagegen schreiben dürfen, ohne in's Ge-

dränge zu kommen und dabei doch nichts auszurichten? Schreibe Einer in Frankreich ein preußisch gesinntes oder in Preußen ein franzosenfreundliches Blatt, man wird sehen, wie es rentirt! Da die Völker unserer Zeit fast in nichts mehr vollkommen einig sind, so gibt es auch wenige solche allgemeine Grundströmungen mehr. Dafür hat jede Partei ihre eigenen, denen jene Blätter sich durchaus nicht widersetzen dürfen, welche auf deren Rayon angewiesen sind. Bekannt ist, mit welchem Ingrimm die öffentliche Meinung in Bayern während des Krieges von 1866 über die Heerführung des Prinzen Karl, besonders über General von der Tann herfiel. Selbst in der Armee ertönte damals zum erstenmale in der bayr. Kriegsgeschichte das Wort Verrath! Die Blätter blitzten und donnerten. Von der Tann war ein Preuße und ein Lutheraner und ein Verräther und ein total unfähiger Kopf. Ich war in jenen Tagen bei der Armee unter General v. Zoller, später Prinz Luitpold. Es schmerzte mich das ärgerliche Irregehen der öffentlichen Meinung, es that mir leid um den tapferen Prinzen, einen der edelsten Sprossen des Hauses Wittelsbach, es that mir leid um den ausgezeichneten General, der soeben noch den populärsten Namen in ganz Deutschland gehabt hatte, und es schmerzte mich der demoralisirende Einfluß der Zeitungen auf die Soldaten, die natürlich in allen Quartieren gierig darnach griffen. Im Glauben an die Macht der Wahrheit versuchte ich mit allem Eifer ihr die Thüren der öffentlichen Meinung zu öffnen. Ganz umsonst, der Sturmwind war nicht aufzuhalten. Bayern hatte eine tausendjährige große Geschichte hinter sich, es war zudem in einem 50jährigen Frieden reich und stolz geworden; Niemand hatte beim Ausmarsche gezweifelt, daß die Preußen sogleich davonlaufen würden, wenn die schrecklichen Bayern sich nur von Weitem zeigten. Der Glaube an Gott war nicht viel fester, als der Glaube an die bayerische Raufervirtuosität. Die bekannten Ereignisse trieben nun diesen Nationalstolz so sehr in die Enge, daß er sich mit der Intensität des Sturmwindes durch die Gasse drängte, die ihm von Einigen in der Richtung gegen das Hauptquartier gehauen wurde. An ein Aufhalten

war nicht zu denken; diesem Nationalingrimm sagen: daß er sich irre hieß ihn beleidigen; denn nur wenn er sich nicht irrte, war er nicht beschämt. Die Blätter mußten mit dem Winde segeln; die es am rückhaltslosesten thaten, fuhren am besten. Erst jetzt, nach Jahr und Tag fängt man zu begreifen an, daß man seine gerechte Entrüstung an die unrechten Adressen geschickt hatte.

Die Menschen hören die Wahrheit nur für so lange gerne, als sie nicht selbst durch dieselbe getroffen werden. Ein Blatt, das sich den Leidenschaften der Partei widersetzen wollte, würde sich ruiniren. Man ist gewohnt, von seiner Zeitung bedient zu werden, aber nicht corrigirt. Der Zeitgeist bildet sich wie der Nebel in der Luft aus verschiedenen Sümpfen. Die Literaten vergiften ihn noch durch die todten Enten und Bären, die sie ausstreuen, aber desinficiren können sie ihn nicht. Das souveraine Publikum läßt sich nicht viel einreden. Bessernd einwirken können nur Autorität und Gnade, beide fehlen der Presse. Nicht einmal die Diplomaten, geschweige die Literaten sind die Schöpfer der Ereignisse, sondern nur die Träger derselben. Wollen sie sich dieser Rolle entschlagen, dann werden sie zu Fremdlingen im Hause des Zeitgeistes und müßen vor den Söhnen desselben auf allen Punkten zurückweichen. Die stärksten Geister sind nicht im Stande, der Zeitmeinung neue Bahnen zu eröffnen, wenn sie nicht durch das Zusammentreffen günstiger Umstände unterstützt werden.

Aus diesen Erfahrungen ergeben sich nun verschiedene Betrachtungen. Vor Allem, wie demüthigend die Zeitungsschreiberei für den Schriftsteller eigentlich ist; er wird aus einem Lehrer des Volkes ein Bedienter desselben, den man nur für so lange gut behandelt, als man sich gut mit ihm amüsirt. Dann beachte man den corrumpirenden Einfluß, den ein solches Accomodationssystem auf das Volk haben muß. Die alten Fürsten haben sich Hofnarren, Schmeichler und Hofschranzen gehalten und man hat ihnen das hart verübelt; man soll es aber gar nicht sagen, daß unsere Zeitungen dasselbe Geschäft nunmehr beim Publikum treiben. — Früher erfuhren die Könige die Wahrheit nicht, und jetzt erfährt

das Volk sie nicht mehr. Die Souveränität ist eben umgezogen, daher auch die Schranzen der Souveräne. Das ganze Jahr über wird an Fürsten, Ministern, Regierungen und allen möglichen Behörden gemeistert, kritisirt, verbessert, projectirt. Wir wissen accurat, wie der Staat sein soll; wie aber der Staatsbürger sein soll, damit eine glückliche Regierung möglich ist, das sagt kein Journal. Denn das Volk ist ja gesund, und das Volk irrt sich nicht, und das Volk ist gerecht und gut und heilig. Daher kommt all unser Unglück, daß man das Volk nicht regieren läßt, es bedrückt und betrügt, und nicht hört. Das liebe Volk! Was ist denn dieses Volk? Den bekannten „gesunden Kern" in allen Ehren! Aber großentheils ist das Publikum selber ein abgestandener Haufen, abgefallen von Glaube und Sitte, auf der schiefen Ebene des ökonomischen Verfalles rutschend, viele darunter geradezu lüderlich und versoffen. Ihre eigene Hütte können sie nicht regieren, Kirche und Staat regieren sie vom Biertische aus mit der größten Leichtigkeit. Aber es soll ein Blatt es wagen, dieses seinen Lesern in einer Form zu sagen, daß kein Zweifel bestehen kann, es gehe sie an. Sagt ihnen, daß sie hausen und sparen, sich beschränken, arbeiten und beten sollen. Haltet ihnen ihre Fehler vor, wenn ihr den Muth habt! Ja, ja, die Wirthe und die Musikanten werden wohl selten gegen Rausch und Tanz sich ereifern. Das Volk ist auch vielfach krank, und die Mittel des Staates wären gar nicht im Stande, es zu heilen. Eine neue Verfassung? Wird denn ein Kranker gesund, weil man ihm eine neue Jacke anzieht? Höchstens verkältet er sich beim Wechsel und verschlimmert seinen Zustand.

Die Societät ist krank, sie soll curirt werden. Aber unsere Zeitungen machen sie immer noch kränker. Eben weil sie auf das Abonnement angewiesen sind, hätscheln sie alle Schwächen des Publikums, wühlen alle dessen Leidenschaften auf, rufen sie immer frecher hervor und führen ihnen täglich neue Nahrung zu. Heute ist es der Neid, morgen die wilde Frechheit, dann wieder die Schadenfreude, oder die Ruchlosigkeit, abwechselnd der Hohn oder die Begierlichkeit, die sie herauslockt, speist, im wilden Fandango

erhält. Unsere Presse entstellt die Geschichte, befleckt die Gegenwart, spritzt ihren ätzenden Geifer über die Zukunft aus, den Harpien gleich besudelt sie jeden Fraß, über den sie sich hinwirft; und je ärger dieß Alles, unter desto brüllenderem Gejauchze einer zuchtlosen, verwilderten oder der Verwilderung entgegenstürmenden Menge. Das nennt man das Volk politisch erziehen, das Volk bilden, veredeln, aufklären. Après nous le deluge! Wir zehren noch von dem, was uns große Jahrhunderte der Selbstbeschränkung und Tüchtigkeit an sittlichem Fond hinterlassen haben, man wird sehen, was nachkommt.

In dem Jahrhundert, wo der Opiumhandel ein Geschäft werden konnte, das nicht diffamirt, da kann auch die moralische Vergiftung der Gesellschaft patentirt werden. Wenn's nur zieht; eine möglichst hohe Dividende ist das höchste Ziel menschlichen Strebens. Das Interesse gibt die Richtung an, der man zu folgen hat, das begreift doch Jeder. Hat das Unternehmen keinen rechten Erfolg, gelingt es dem Journale nicht, seinen Absatz zu vermehren, so halten die Actionäre eine Versammlung. Sie berathen darüber, wie der öffentlichen Meinung dermalen am besten beizukommen sei, welche neue Fahne man aufstecken, welche neugeprägte Worte man in Cours setzen müsse. Daß solche Zustände das Volk ungeheuer bilden und veredeln müssen, läßt sich ahnen.

Und die Publikümer horchen,
Wie einst Vossens dumme Bauern,
Und verschlingen allen Schofel
Mit den größten Wonneschauern.

Die Leute lesen unermüdlich fort und finden gar „nichts Unrechtes" in ihrer Zeitung. Es ist ein Jammeranblick, der Anblick eines Menschen, der eben betrogen wird und der sich nichts einreden und nichts ausreden läßt, weil er sich selber für unendlich klug hält. Wenn man die Presse einerseits und den Lesehunger der Philister anderseits anschaut, wird es Einem, als ob man einen Schacherjuden sähe, der einem reisenden Tölpel einen Pelz voll

Läuse anhängt. Das Poetische dieses Bildes habe ich nicht zu verantworten, sondern „die blöden Ritter" Seb. Brunners.

So viel ist an der banalen Phrase vom „gesunden Sinn des Volkes" wahr, daß wohl wenige Abonnenten schlechter Blätter ihr Abonnement fortsetzen würden, wenn sie sich wirklich von der Verderblichkeit ihrer Zeitung überzeugen könnten. Das Böse als solches will nur der Satan. Aber die Journale sorgen schon dafür, daß die Massen nichts merken: sie mischen die Lüge unter die Wahrheit so geschickt, daß ein gewöhnlicher Gaumen jene gar nicht herausfühlt. Das Recept, welches Zwingli dem Franz Klob in Bern schrieb, als dieser ihn gefragt hatte, wie man den Leuten mit der Reformation am besten beikommen könnte, ist auch heute noch probat und wird unzähligemale repetirt. Zwingli hat geschrieben: „Lieber Frantz! Ganz allgemach im Handel, nit zu streng; und wirf den Bären zuerst nur eine sure unter etliche süeße Birren für. Darnach zwo, dann drei — und wenn er anfängt in sich zu fressen, so wirf ihm mehr und mehr für — sure und süeße durcheinander. — Zuletzt schüt den Sack ganz us, mild, hart, sur und ruh, so frißt er alle uff, und vermeint sich nit mehr darab jagen und vertreiben zu lassen. Gegeben Zürich Montag nach Georgi 1527. Uer Diener in Christo: Huldrich Zwingli."

Der Philister, dem die Triebfedern und die Personen, welche in der Presse wirken, unbekannt sind, hat natürlich auch keinen Fernblick, um das Ziel der hier angestrebten Tendenzen zu verstehen. Er wird mitschreien für unbedingte Gewerbefreiheit, bis er zum Bettler geworden; er wird mitschreien für Trennung der Schule von der Kirche, bis er eines schönen Morgens mit Entsetzen an seinen Kindern gewahr wird, wie sie das vierte Gebot Gottes für eine alberne Mythe erklären, und er alle Consequenzen davon in seiner eigenen Familie durchzukosten bekommt; er wird die Feuilleton-Romane für eine Quelle von Lebensweisheit und gefälliger gesellschaftlicher Gaben für seine Töchter halten, bis eine über die Familie von Seite der Söhne oder Töchter hereinbrechende

Schmach ihn zum Nachdenken bringt: daß aus Grundsätzen Handlungen, aus Lehren Thaten werden.

Die Mehrzahl der Menschen würde brüllen, wenn man ihnen eine Uhr an die Erde würfe und zerstampfte; daß tagtäglich bald diese bald jene Schraube in der Societät gelockert, jetzt von der Sitte ein Rädchen, jetzt vom Rechte ein Zahn ausgebrochen wird, bis endlich das ganze Werk in Trümmer auseinanderfällt, das nehmen sie geduldig hin, loben vielleicht gar noch die sorgliche Aufmerksamkeit des Journalisten, der so verständig der Uhr sich annehme, bis die gänzliche Zerstörung derselben sie wild macht. Aber dann haben nicht die Journale die Schuld und nicht die Philister, sondern Kirche und Staat.

Marryat schrieb einen kleinen Aufsatz unter dem Titel: die Kunst, eine Mode-Novelle zu schreiben. Darin kommt folgende Stelle vor: „Verlaß dich d'rauf, Ansard, im Novellenlesen ist eine eingreifendere Behaglichkeit verborgen, als in irgend einer andern Belustigung, eine Behaglichkeit, die uns um so mehr zusagt, weil wir sie uns nicht eingestehen wollen; die Behaglichkeit nämlich: all' unsere liebsten und eigensüchtigsten Gedanken so schön herausgeputzt zu erblicken, daß wir uns überreden, unser verkehrter Stolz sei eigenthümliche Würde, unsere Feigheit — Vorsicht, unsere Irreligion — Freisinn, und unser zügelloses Gelüsten — bloße Galanterie.“ Das ist eben so schön als wahr gesagt und gilt in noch höherem Grade von den Zeitungen, als von den Novellen. Wir befriedigen unter dem glänzenden Schilde der Belehrung und des Studiums unsere Neugierde, Zerstreuungssucht, Lüsternheit, alle politischen und religiösen Leidenschaften. Die Literaten trachten durch immer neue Reize das abgestumpfte Publikum zu ködern. So verderben die Literaten die Gesellschaft und die Gesellschaft verdirbt die Literaten. Das Verhältniß zwischen Zeitungsschreibern und Publikum kann ohne mehr oder weniger Beisatz von Geringschätzung gar nicht bestehen. Das Publikum verschlingt die Zeitung, verachtet aber hintendrein den Literaten, weil er sich weggeworfen;

hingegen verachtet der Literat wieder das Publikum, weil es durch Verlangen nach Gemeinheiten zum Theil an seiner Wegwerfung Schuld geworden. Mit Recht sagt daher Saphir (Humorist 1863): „So ziehen jetzt gewisse Dichter und ein gewisser Theil des Publikums sich gegenseitig immer tiefer in den Schmutz hinab.“

Eine Zeitung, die ohne Achtung vor Principien nur dem Geschmacke und den Leidenschaften der Menge dient, ist nicht mehr und nicht weniger, als ein Bordell für die Geister. Darin wird um Geld jegliche Schändlichkeit getrieben vom Atheismus bis zum Antisocialismus. Die Eigenthümer solcher Blätter leben von dem Laster und der Schande ihrer Leser, und es ist ein Zeichen der Verkommenheit unseres Zeitgeistes, daß solche Menschen nicht für infam gelten. Es ist ein Sarkasmus des Zufalles, daß ein weitverbreitetes deutsches Blatt den Namen „Kladderadatsch“ trägt. Ein Kreis von Berliner Schriftstellern wollte ein Witzblatt gründen. Sie saßen zusammen und setzten einen Preis auf den besten Titel des neuen Blattes. „Ich hab's:“ rief Einer, schnalzte mit dem Finger und schrie: „Kladderadatsch!“ Der Name gefiel — es war der Spitzname einer Leipziger Bordellwirthin. In München wollten sie neulich einem Blatte auf die Beine helfen, das bis auf's Format ganz der „Kladderadatsch“, in's Münchnerische übersetzt, sein sollte. Der entsprechende Name dieses Blattes war „die Hölle.“ Es war das ganz richtig gefühlt; wenn unsere Blätter so fortmachen, so wird die menschliche Gesellschaft in kurzer Zeit die socialen Einrichtungen der Hölle anticipiren.

Die allgemeine Versimpelung durch die Presse.

Siehst du jetzo, wenn selbander
Geh'n ein Weiser und ein Thor,
Daß im vierten Wochentage
Schon der Weise schweigt, dem Thoren
Seine Thorheit schwer bezahlend?

„Der König ist todt! Es lebe der König!" Diesen französischen Witz bringe ich nicht aus dem Kopfe, während ich eben vom Fortschritt schreiben will. Der Fortschritt ist bei uns nicht bloß König, er ist sogar Tyrann, und dieß so sehr, daß er seinen Gegnern, dem Stillstand und dem Rückschritt, das Bürgerrecht in der deutschen Sprache entzogen hat. Zumal auf unserm Felde, in der Presse nämlich, darf vom Stillstand gar keine Rede sein; und wenn man sich verrannt hat, darf man nicht den Rückschritt, sondern höchstens den „Fortschritt zur Rückkehr" einschlagen.

Es scheint aber mit dem Fortschritt zu sein wie mit den Frauen; die gar so oft genannt werden, sind nicht viel werth. „Der König ist todt! Es lebe der König!" Vor Allem die Natur scheint eine hartnäckige Gegnerin des Fortschrittes zu sein, denn sie läßt den Menschen von Generation zu Generation mehr im Stiche. Nicht bloß sinkt das Maaß der Manneslänge immer weiter hinab, was in allen Kasernen zu erfragen ist, sondern auch die Durchschnittszahl der Lebensjahre geht immer mehr zurück, die Kräfte sinken, die fünf Sinne stumpfen sich ab und die Organe der Seele vergröbern. Das ist viel auf einmal gesagt; es läßt sich aber beweisen.

„Wenn sie euch die Bewegung läugnen,
Geht ihnen vor der Nase rum!"

Die Malerei enthält die Geschichte des menschlichen Auges; denn an den Gemälden können wir sehen, wie sich die Schöpfung auf der Hornhaut früherer Geschlechter abgespiegelt hat. Und da zeigt sich denn, daß sie mit viel schärferer Sehkraft die Natur angeschaut haben. Die alten Meister haben gemalt mit dem Blicke eines Fernsichtigen, die neueren malen mit dem Blicke von Kurzsichtigen; darum malten jene in der Regel plastische Landschaften, diese malen mit Vorliebe Stimmungsbilder. An den Bäumen der alten Italiener sind die Blätter gezählt, wir haben jetzt verschwommene conventionelle Formen des Baumschlages angenommen. Die landschaftlichen Hintergründe Van Eyck's sind gemalt, als ob der Künstler die Ferne durch ein Perspectiv und die Nähe unter einem Vergrößerungsglase betrachtet hätte. Auch Johann Breughel malte, als ob er mit dem Auge eines Adlers und nicht mit dem eines Menschen geschaut hätte. Man hat oft darauf aufmerksam gemacht, wie das Maaß- und Zierwerk an den alten gothischen Domen auch in der fernsten Höhe noch so fein und rein ausgemeißelt sei, und man hat gemeint, das hätten die alten Meister zur Ehre Gottes gethan, denn für ein menschliches Auge sei es in solchen Höhen überflüssig gewesen. Allein mit nichten; die alten Ritter und Zunftgenossen haben ein viel schärferes Auge gehabt als wir.

Auch unser Ohr ist im Rückschritte begriffen. Es gibt bekanntlich verschiedene Stimmungen — ich meine musikalische. Die norddeutsche Stimmung unterscheidet sich im Allgemeinen von der süddeutschen — verstehe die Orchesterstimmung. Eine einheitliche Stimmung gibt es in Deutschland gar nicht: die höchste ist die Wiener Stimmung, dann kommen die Berliner, Dresdener, Frankfurter rc. So war es wenigstens noch 1852, als Riehl seine unvergleichlich schöne Abhandlung über „das musikalische Ohr" schrieb;*) ob seitdem nicht die Berliner Stimmung die gottsöberste geworden ist, steht dahin. Die Dresdener und die Frankfurter Stimmung sind wohl ganz ausgestorben in diesen für allen Partikularismus

---

*) H. W. Riehl, Culturstudien. Stuttgart, Cotta, S. 80 ff.

so betrübten und armseligen Zeiten. Die höchste Stimmung in Europa ist die St. Petersburger, aber die allgemeinste ist die Pariser, diese droht nachgerade alle übrigen Stimmungen zu verdrängen. In Rom spielt man längst aus dem Pariser Ton, und auch in Oberitalien, wo früher der Wiener Ton dominirte, steigt man jetzt auf den Pariser herab. Das sind fein keine politischen Metaphern, sondern musikalische Thatsachen.

Im Allgemeinen aber zeigt sich, daß die Orchesterstimmung immer höher hinaufgetrieben wird. Euler berechnete 1739 die Schwingungen des großen (achtfüßigen) C auf 118 in der Sekunde. Marpurg gibt 1776 für denselben Ton bereits 125 Schwingungen an. Chladni bestimmte diese Schwingungen im Jahre 1802 schon auf 128, zwanzig Jahre später gar auf 136 bis 138, und inzwischen wird sie wieder um ein merkliches hinaufgegangen sein. Was beweisen diese Zahlen? Daß unser Ohr sich abstumpft, daß wir immer grellere Töne haben müssen, um es zu erregen. Die hohen Lagen, in denen unsere Instrumente sich jetzt bewegen, würde noch vor 100 Jahren kein Ohr ausgehalten haben. Bereits sind wir auch auf einem Punkte angekommen, gegen den schon die Natur der Stimmwerkzeuge Protest erhebt. An dem Richard Wagner'schen Tristan hat sich Schnorr von Carolsfeld buchstäblich zu Tod gesungen. So sehr hat sich unser Ohr abgestumpft!

Es würde nicht sehr schwer sein, an der Hand der vortrefflichen Kochbücher, mit denen uns die neuere Wissenschaft beschenkt hat, dem Gaumen und der Nase einen gleichen Rückschritt nachzuweisen. Der Doppelkümmel, der Maraskino und der Krambambuli dürften schlechte Entlastungszeugen für die Feinheit und Reinheit des Geschmackes im 19. Jahrhundert sein. Aber wir müssen trachten, zu unserem eigentlichen Thema, nämlich zur Demonstration der allgemeinen Versimpelung zu kommen. Denn an der Vergröberung der Sinne hat die Presse allerdings keinen unmittelbaren Antheil, obschon sie von einem indirecten nicht freizusprechen ist. Die musikalische Stimmung hat sich ja auch nur in dem Maaße erhöht, als die europäische Menschheit leidenschaftlicher, bewegter,

stürmischer im öffentlichen wie im Privatleben wurde, und dazu hat die Presse ohne Zweifel beigetragen. Die Presse hat die Menschen hinaufgestimmt, und die Menschen stimmten dann die Musik höher hinauf und sollten darüber auch alle Geigenquinten, alle Sängerkehlen und alle Regierungen springen.

Auch die Organe des Geistes vergröbern zusehends und stumpfen sich ab. Dieser Rückschritt geht direct auf Rechnung der Presse, und wir werden ihn aus ihren eigenen Büchern specificiren. Werfen wir einen Blick zurück auf die kurze Geschichte des Zeitschriftenwesens in Deutschland. Zwischen den Jahren 1815 und 1830 blühten und dominirten Unterhaltungsblätter. Ihr Name bezeichnet schon ihre Tendenz. Das „Morgenblatt für gebildete Stände," welches die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart herausgab, kann als Repräsentantin der übrigen gelten. Es erschien damals sechsmal wöchentlich in einem halben Bogen und brachte Mittheilungen aus Reisebeschreibungen, Uebersetzungen aus fremden Sprachen, Betrachtungen „über die Urbanität," „die Strafgesetze der Chinesen," „den Haarputz der Alten," „die mathematische Physiognomik" u. dgl. Auszüge aus Städtechroniken, viele Gedichte. Die Unterhaltung war die Hauptsache, man suchte sich eine Weile angenehm zu beschäftigen, und man fand an solchen Dingen wirklich noch Unterhaltung! So primitiv, so unverdorben war der Geschmack. Nebenbei suchte man auch Belehrung, allgemein menschliche Bildung, Läuterung des Geschmackes aus den Blättern zu schöpfen. Die Bruchstrücke des Wissens mußten allerdings klein und verdaulich sein, aber mit narkotischen Ingredienzen brauchten sie noch nicht gewürzt zu werden.

Die Julirevolution brach aus und bewirkte in Frankreich ein Erdbeben, in Deutschland eine Lufterschütterung. Damals warf sich das „junge Deutschland" auf die Tagespresse und schlug neue Töne darin an; der Stern der Schöngeisterei sank langsam nieder. Es zeigen sich politische Fußtritte auf dem Felde der Unterhaltungspresse; allerdings sind es noch die Spuren von Kinderschuhen, aber die Kinder reifen heutzutage schnell. Gutzkow schrieb, kaum 20

Jahre alt, als Student 1831 ein „Forum der Journalliteratur.“ Pikant wollte man vor Allem schreiben, tiefere Eindrücke gerade nicht erzielen, aber flüchtige Reize erwecken. Schlag= und Stichwörter mit feinen Pointen wurden geprägt, man plauderte viel, aber elegant und geistreich, schnürrte, frisirte und schminkte sich und den Styl, flatterte und gaukelte in allen Revieren. Das sind nun allerdings noch die Symptome der Jugendlichkeit; aber das muthwillige Rütteln an politischer und socialer Ordnung, das immer häufiger wird, kennzeichnet die Flegeljahre. Man schreibt jetzt „Essays,“ wie man sich mit gespreitzter Miene ausdrückt, denn man ist kein Kind mehr. Die eigentliche Würze der Blätter bildeten aber um diese Zeit schon Geklatsch und Fraubasereien, Mittheilungen von Theaterkabalen, Coulissenscandal und Federkriege einzelner Schriftsteller und ganzer literarischer Kameraderieen. Man sieht, die Unschuld und Unbefangenheit der ersten Jugend ist dahin, man verlangt nach sehr zweideutigen Genüssen. Eine Metamorphose des Geschmackes ist vor sich gegangen, aber nicht in's Edlere und Feinere.

Zwei wichtige Neuerungen tauchen während dieser Periode in der Presse auf: es sind die Witzblätter und die illustrirten Zeitungen. Den Witz repräsentirte Saphir, der als Jude in den talmudistischen Schulen seine Anlage zum Wortspiele entwickelt hatte. Sein „Humorist“ war auf die Lachlust berechnet, und schon der Name sagt, daß es der Humor und noch nicht die Ironie und der Sarkasmus sind, die er cultivirt. Scherz, Laune, Schalkhaftigkeit und wohl auch Spott lag der Zeit nahe und für diese Stimmung waren die Seiltänzereien der Saphir'schen Gedanken berechnet. Der Schein süddeutscher Harmlosigkeit und Gemüthlichkeit gießt sich über das Ganze. Die Illustration, welche 1833 von England herüberkam, producirte Pfennig= und Heller=Magazine. Wer kennt sie nicht aus seiner Jugendzeit diese schönen Bilderbücher, die ihren Namen Magazine auch wohl verdienten; denn sie waren ein Speicher aller möglichen nützlichen Dinge aus alter und neuer Zeit. Auf diesem Boden haben wir den türkischen Sultan kennen gelernt und seine Janitscharen und die Kalmücken und die Eskimos und

die große Glocke von Moskau und den Koloß von Rhodus nebst dem Heidelberger Faß. Es waren schöne Zeiten. O, wenn sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der ersten Liebe!

Aber sie blieben nicht grün die Zeiten, sondern roth werden sie wie die Blätter im Herbste. Das Jahr 1848 schwemmte die ganze Unterhaltungsliteratur hinweg! Der Uebergang ist nicht plötzlich gewesen: man hatte sich den politischen Rausch langsam angetrunken. Schon um die Mitte der vierziger Jahre gab Held in Leipzig seine „Locomotive“ heraus, worin er Politisches und Sociales nach einer wohlberechneten Mischung knetete. Das Blatt wurde alsbald von 50,000 Abonnenten gekauft — das revolutionäre Sprengpulver war erfunden.

Seit dem Jahre 1848 datirt eine neue Periode der gesammten Tagespresse. Nicht nur hat sich die Zahl der Blätter ungeheuer vermehrt, sondern auch ihr Inhalt hat sich total verändert. Jedermann kennt unsere Presse; ihre Aufführung wird tagtäglich besprochen, ihr Inhalt tagtäglich genossen. Die Unterhaltungsliteratur ist wieder in's Kraut geschossen, hat sogar alle anderen Kräuter überwuchert. Aber gerade sie ist auch der schlagendste Beweis für die rapide Verwilderung des modernen Geschmackes und der modernen Bildung. Die Romane der Feuilletons sowohl wie der Leihbibliotheken, das vorzüglichste Nahrungsmittel der heutigen Lesewelt, bestehen nahezu aus Blut und Bonbons, aus Verbrechen und Unzucht. Nach verschiedener Mischung und in verschiedenen Formen sind die Pasteten gebacken, aber aus denselben Elementen. Die Combination ist zudem meist so schuftig und so unreinlich, daß man sich wundern muß, wie ein Mensch dergleichen vertragen kann. Auf eine gesunde Natur müßten solche Dinge wie ein Vomitiv wirken. Aber die geistigen Organe unserer Lesewelt sind arg herabgekommen. Mit Schnacken- oder Wespenstichen will das Publikum in seiner Apathie gereizt sein. Noch müde und erschöpft von den Zerstreuungen der verflossenen Nacht und sich vorbereitend auf die kommenden, schenkt besonders die vornehme Welt nur einem solchen Schriftsteller in den Stunden der Toilette ihre Aufmerksamkeit, der

ihr moorartig auf die Haut brennt. Der Kitzel ist die Hauptsache, die Belehrung mag wegfallen; wenigstens dürfen die Aufschlüsse über die höchsten Interessen der Menschheit nur in höchst amüsirender Lectüre geboten werden. Bonbons will man haben.

Der Feuilletonist muß durch geschickte Glasbläsereien einen ganzen Nipptisch voll Niedlichkeiten in's Leben rufen, aus dem unbedeutendsten Ereigniß eine Novellette dichten, eine interessante Persönlichkeit durch ein selbsterfundenes Bonmot unsterblich machen, das er ihm großmüthig abtritt, oder einen in irgend einem Salon flügge gewordenen Calembourg durch zehn Spalten fliegen lassen. Der Calembourg, diese Krankheit des modernen Geistes, hat jetzt allenthalben Cours. Er macht jene indirecten Angriffe möglich, jene geistigen Finten und Espritspiele, Anspielungen und Parallelen, deren halbverhüllte Reize so verführerisch sind. Dieses Versteckspiel der Worte gilt als Bouquet des feinen Styles. Dabei kichern sie so lustig die Kobolde des Feuilletons, diese ironischen Kobolde, welche heimisch sind in den Boudoirs aller schönen Belinden, in den Salons der ganzen und halben Welt und in den Garderoben sämmtlicher Theater. Die Politik streifen sie nur, ähnlich wie jene Schmetterlinge der indischen Sage den diamantenen Felsen. Freilich legen diese politischen Schmetterlinge überall ihre Eier an, aus denen später Raupen kriechen, aber welcher civilisirter Mensch wird nicht seine Freude an den bunten Faltern haben?

Gibt es gar Entführungen und Verführungen, eclatanten Ehebruch und Duelle, so steht der Weizen des Feuilletons in Blüthe. Der Styl ist von jener Lebhaftigkeit und Grazie, welche ungezwungen Geschichtchen an Geschichtchen, Bonmots an Bonmots zu fädeln versteht, welche, wenn sie sich einschifft, niemals eine Ahnung davon hat, wo sie landen wird. Das gilt nun freilich bloß von der Presse der eleganten Welt; in den mittleren und unteren Stockwerken der menschlichen Gesellschaft sind Princip und Zweck zwar dieselben, aber die Formen sind anders. Sebastian Brunner hat sich im oben belobten „Diogenes von Azzelbrunn“ folgendermassen darüber ausgesprochen: „Die gewöhnlichen Leser aus den

untern Klassen sind sehr den Mistkäfern zu vergleichen, ihre Flügeldecken schimmern goldig, ihre Redeweise ist hinaufgeschraubt, sie erfreuen sich an sentimentalen Phrasen; aber wie der Mistkäfer, wenn er seine Flügel summend ausbreitet, schon das Ziel hat, zu dem er hinfliegt, so geht es bei der Menge dieser Leser auch nur bei aller scheinbaren Politur und sentimentalen Sumserei auf ein bestimmtes Ziel hin."

Dieses Bild ist etwas derb gewählt, aber ungemein zutreffend.

Das wären nnn die Zuckerplätzchen, von denen ich oben gesagt habe, daß sie den halben Bestandtheil der Pastete unserer Unterhaltungsliteratur ausmachen. Aber das Blut, was ist es mit dem Blute? In einem der Journale, die man mir heute Morgens gebracht hat, sind zufällig annoncirt die „Merkwürdigen Criminalfälle aller Nationen" von J. D. H. Temme. Die dritte Lieferung dieser Sammlung, welche in dem Inserat besonders betont ist, enthält unter anderen folgende Fälle: „Das lebendig begrabene Kind", „der Mädchentödter", „der Bischofsmord in Frauenburg", „die Blutschwitzerin", „Officiere als Raubmörder", „ein Henker auf dem Richterstuhl" rc. Man wird mir sagen, ich hätte kein Recht, für eine einzelne Spekulation den Geschmack des ganzen Publikums verantwortlich zu machen. Allein die Ansicht ist allgemein, daß Temme an der Spitze der neuesten Unterhaltungsliteratur marschiere; auch die anderen Blätter wenden ähnliche Mittel an, um das abgestumpfte Gefühl des Publikums doch immer wieder aufzuregen. Ein Gewährsmann, den man kaum anfechten wird, Heinrich Wuttke, läßt sich in folgenden Sätzen vernehmen: „Heutigen Tages ist nur für die gehörige Menge Lesefutter zu sorgen; übrigens weiß man, daß man den Geschmack Ungebildeter befriedigt, sobald man nur Buntes und Grelles darreicht .... Dergestalt sind kleine Blätter mit großem Absatz jetzt vorhanden, die eher einen Rückfall unserer Bildung, als deren Höhe zeigen ..... In jüngster Zeit wurden besonders schaurige Mordgeschichten beliebt, mit denen die Einbildung unreifer Leser gründlich, selbst in bedenklicher

Weise verdorben wird. Ein Blaustrumpf in Berlin versorgte namentlich mit bluttriefenden Geschichtchen manche Blätter und schwärzte sie in die haarsträubenden Ausgeburten des eigenen Hirnes als wirkliche Vorfälle ein. Je grausiger, desto beliebter. An solchen aufgeputzten Bildern verunstalteten Seelenlebens, empörender Rohheit und verruchter Bosheit, die Abscheu hervorrufen müßten, berauschen sich Leser und Leserinnen, und ihr mit Gemälden des Schreckens und der Häßlichkeit angefüllter Sinn wird abgestumpft gegen das Schöne und Edle und zugänglicher für das Schlechte .... Wer recht Spannendes begehrt, um seinen Müßiggang zu würzen, dem thun Temme's Criminalgeschichten Genüge." —

Allerdings hat auch die alte Zeit schon ihren Pitaval gehabt; aber man vergleiche seine „causes célèbres", man vergleiche Hitzig und Häring mit Temme, um den Fortschritt unserer Tage zu begreifen. Man putzt jetzt die Mordgeschichten so heraus, daß wir am Ende den Spitzbuben noch dankbar dafür sein müssen, daß sie uns den Stoff zu solch pikanter Lectüre besorgt haben. Dem gemeinen Volke liefern die Zeitungen einen eigenen Pitaval, und auch dieser ist schmutzig und blutig genug. Ich meine die ausführlichen Referate über die Verhandlungen der Schwurgerichte, Assisen und anderer Criminalgerichtshöfe. Grothe, Quinche und Fischer, die Acteurs bei der Affaire Trümpi und andere Giftmischer sind in Europa populäre Persönlichkeiten, die Mörder Matzeder und Reuter können sich rühmen, daß man in Altbayern ihre Lebensgeschichte vielfach besser kennt, als die der größten Heiligen. Selbst gutgesinnte Blätter bringen ohne Gewissensskrupel solche Verhandlungen, weil sie eben ein Anziehungsartikel sind. Aber der Skandal ist ungeheuer und die Corruption gleichfalls. Exempla trahunt. Durch den fortgesetzten Anblick gewöhnt man sich auch an das Laster. Dazu kommt dann häufig eine lüsterne, niederträchtige Darstellung. Schiller hat noch verlangt: „Malet die Wollust, nur malet den Teufel dazu;" aber vom Teufel ist in den Zeitungen nicht mehr viel zu sehen, höchstens wird er als zeitgemäße Interjection benützt. In Berlin gibt es eigene Zeitungen für diese

Gerichtsverhandlungen, z. B. der „Publicist“, „Berliner Gerichtszeitung“, „Tribüne“; dafür hat aber Berlin auch die Grundsuppe des europäischen Pöbels, und man behauptet, daß von den 34,000 Abonnenten der genannten Blätter etwa die Hälfte auf die Gauner und die Dirnen komme. Das ist überhaupt der Unterschied zwischen christlicher und moderner Cultur: jene lief in Klöster, diese läuft in Zuchthäuser aus. Man schreibt die sittliche Verwilderung, die Ueberhandnahme der Verbrechen viel zu wenig auf Rechnung der Zeitungen. Sie liegen in allen Familien herum und nennen überall den Wolf so lange, bis er doch endlich da und dort kommt. Auch den Kindern fallen die Blätter schon in die Hände; das Verderben greift die Wurzel an.

Sehr lehrreich ist es auch zu beobachten, wie sich die illustrirten Journale und die Witzblätter in neuerer Zeit ausgewachsen haben. Die Illustrationen sind immer feiner geworden, das muß man sagen, aber der Geschmack immer gröber; man weiß nicht mehr „Pikantes“ genug aufzutreiben. An und für sich sind die illustrirten Blätter kein besonders ehrendes Zeugniß für die allgemeine Bildung: man liest sie nicht, man sieht sie nur an. Bilderbücher sind es für reifere Söhne und Töchter. Die Holzschnitte sind der Text und der Text fungirt als Anmerkung. Die Muse der illustrirten Zeitungen erscheint mit entblößtem Hals und offenem Busen. Sie ist eine leichte Grisette, gegen deren Aufnahme die alten neun Schwestern unaufhörlich protestiren. Sie geht auf schlüpfrigen Pfaden und höhnt die Moral in's Gesicht, ihre Popularität verdankt sie nicht dem Gotte Apollo, sondern ihrem aufgestülpten Rocke. Ihr verdankt man den Erfolg des Lasters und den Triumph der Sittenlosigkeit.

Die Witzblätter haben sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens wesentlich verändert. Der Humor und der Witz sind der Ironie, dem Spotte und dem Sarkasmus gewichen. Die meisten derselben zeichnen sich durch Frechheit und Rohheit zugleich aus, nur ganz wenige, wie der Münchener „Punsch“, wissen eine gewisse Noblesse zu wahren. Andere, wie die Augsburger „Stadtfraubas“, der

Wiener „Kikeriki", der „Kladderadatsch" ꝛc. sind gemeine Spottvögel mit dem ordinärsten Gassengesang. Sie haben sich nicht zunächst das Volk, sondern den Pöbel zum Felde ihres segensreichen Wirkens erwählt. Das Salz ist ihnen ausgegangen, Salpeter aus der Kloake thut es auch. Aber eben dieser Salpeter bringt den Mauerfraß in das Gebäude der socialen Ordnung. Die Wirkung dieser Blätter ist die corrossivste von allen, sie zerfressen vollends den letzten Rest von sittlichem Ernst und von Pietät im Volke. Die Frivolität wird epidemisch, nichts ist mehr heilig; ein Witz, und Gott und Welt sind lächerlich. Selbst die Möglichkeit einer sittlichen Regeneration wird durch sie zerstört, indem sie den Lebensnerv des Characters tödten. Ein Mensch, der über Alles lachen kann, auch wenn seine Mutter stirbt und sein Vaterhaus abbrennt, der ist ein Fäx. Mit Narren kann man keine Kinder taufen, sagt das Sprüchwort. In den lichtscheuen Winkeln der Witzblätter lauern auch die verkommensten Literaten, um alle Personen, die vorübergehen, mit Koth zu bewerfen.

Was sollte aus unseren Journalen werden, wenn sie nicht mehr den Reiz des Scandals und des langen Pfeffers hätten? Was wird aber aus dem Volke werden, wenn die Schamlosigkeit noch weitere Fortschritte macht? Ist es nicht Gutzkow's Wally, die sich der Scham schämt? Paßt auf: sie wird aus dem Roman entspringen und unter die Gesellschaft gehen! Bei unseren Preßzuständen ist es gar nicht anders möglich. Nicht einmal das Heiligthum des Familien- und Privatlebens wird mehr respectirt, kaum mehr das Feigenblatt der Indianer. Die Heldinen des Ballets, der Café chantans und der öffentlichen Bälle geben mittelst der Presse ihre Gastrollen in allen Privathäusern. Ist es da ein Wunder, wenn das sittliche Bewußtsein irrsinnig wird? Was die Theater im gedämpften Lichte der Rampe und im Schatten der Coulissen treiben, das zeigt die Presse am andern Tage im hellen Sonnenschein dem Publikum. Es besteht kein gesetzliches Hinderniß, wenn sich Jemand mitten in einem Journal entkleiden will. Begreift man nun, daß die socialen Verheerungen der Presse die

fürchterlichsten sind? Was muß aus einem Volke werden, das eine solche Luft athmet?

Die Zustände des modernen Theaters sind zu „pikant", als daß sie nicht wie ein Weinberg im Herbste zum Einfall locken sollten. In der That nehmen die Theaterberichte z. B. in der „Bayerischen Zeitung", dem Organ der bayerischen Regierung, mehr Raum ein, als die gesammte äußere Politik des Königreiches. Hundert andere Blätter machen das ebenso, nur in minder decenten und aristokratischen Formen. Es muß natürlich ebenso erbaulich als tröstend für das Volk sein, über die Comödianten auf dem Laufenden erhalten zu werden. Das ist die Literatur unserer Feuilletons, welche, verkümmert und asthmatisch, kaum noch einen Lebenshauch hat, welche nur die dicke und verräucherte Atmosphäre der dramatischen Kaffeehäuser athmet, nur in der Nacht lebt und ihren Geist nur aus der Debauche schöpft.

Ist es nöthig, auch hier wieder zu versichern, daß ich von der Regel und nicht von den Ausnahmen spreche? Es gibt in der That sehr ehrenvolle Ausnahmen, aber sie sind sehr selten.

„Denn wahre Künstler sind so rar,
Als auf dem glatzigen Kopf ein Haar."

Der einheitliche Kern beinahe aller modernen Geschichten ist dieser: der Geschlechtstrieb, genannt Liebe, stößt auf Hindernisse. Er wirft nun heldenmüthig alle göttliche und menschliche Ordnung über den Haufen, um zum Ziele zu gelangen. Dabei wird mit rührendem Pathos gezeigt, wie abscheulich es von dieser göttlichen und menschlichen Ordnung ist, daß sie überhaupt zu existiren versucht. Ich kann nicht widerstehen, hier zu wiederholen, was Eugen v. Mirecourt dem Alexander Dumas père einmal zugerufen hat. Es paßt Wort für Wort auf unsere ganze Unterhaltungsliteratur. „Sie haben die Literatur getödtet! Sie haben sie getödtet, indem sie den Sauertaig des schlechten Geschmackes, die Grundsätze der Verdorbenheit unter die Massen warfen .... Im Angesichte der heranwachsenden Generation rauben Sie der Tugend ihren Nimbus

und verjagen die Scham wie eine Gassendirne. Auf Ihren Blättern gebahrt sich das Laster gar liebenswürdig, die Liederlichkeit ist ein gutes Mädchen, und das Verbrechen erregt mehr Mitleid als Verachtung. Kurz, Sie verbreiten diese galvanische und todsüchtige Literatur, welche die bösen Leidenschaften aufregt, das Blut peitscht und die Organe des blasirten Menschen wieder anreizt. Ihnen und den Köchen, die unter Ihnen arbeiten, hat man es zuzuschreiben, daß das Publikum jede gesunde Nahrung von sich stößt. Es liebt nur noch die schrecklich gewürzten Ragouts. Das Falsche verlockt, das Extravagante entzückt es, es setzt sich hinter Sie auf das phantastische Maulthier der Caprice. Man versuche, es auf den großen Weg des gesunden Menschenverstandes zurückzuführen, so wird es zornig werden und von vorn und hinten ausschlagen. Heutzutage bleiben die guten Bücher unbeachtet, der große Styl übt keinen Zauber mehr, das Wahre erscheint fad, das Natürliche langweilig. Man arbeite ein Meisterwerk aus, und Jedermann darf mit Sicherheit darauf rechnen, daß das erste beste Ihrer grotesken und lügenhaften Feuilletons den unbestreitbaren Vorzug erhalten wird."

Die Verwilderung des Geschmackes, die Verirrung des sittlichen Bewußtseins, die Vergröberung des leiblichen und geistigen Fühlvermögens ist also festgestellt — und das ist die eine Hemisphäre der Versimpelung. Der sittliche Ruin ist der unvermeidliche Begleiter des intellectuellen. Ein moralisch verwilderter Mensch ist auch nur einen Schritt von der intellectuellen Versimpelung entfernt, wenn er nicht bereits mitten in ihr sich befindet. Der Leser mag darüber nachdenken, ob das beim großen Publikum anders sich verhält, als bei dem einzelnen Individuum. Dabei möge er aber ja mit in Rechnung bringen, was in den früheren Kapiteln erörtert worden ist: über die Lüge und die Reclame, über die Literaten und das ganze Preßgeschäft, dessen Verhältniß zur Wissenschaft u. s. w.

Indessen werden wir auch noch den speciellen Beweis der intellectuellen Versimpelung antreten.

Ferdinand Lassalle war wohl der schärfste Kritiker der Bourgoisie, also desjenigen Standes, welcher der Vaterschaft am modernen Preßwesen geständig ist. Er prophezeit den baldigen Untergang des Liberalismus, und das sicherste Vorzeichen desselben ist ihm „die geistige Versimpelung" der Bourgoisie, vermöge deren sie ihre Gedanken fix und fertig aus den literarischen Fabriken beziehen will, ihr instinctiver Haß gegen jede Idee. „Ach, es ist ein altes Gesetz der Geschichte: Klassen gehen unter durch dasselbe, was sie zur Herrschaft gebracht hat. Es ist die Entwicklung der Theilung der Arbeit, welche die europäische Bourgoisie zur Herrschaft gebracht hat, und es ist 100 Jahre her, daß der Schotte Ferguson in zwei Zeilen den Grund angibt, welcher aus derselben Theilung der Arbeit den Untergang der europäischen Bourgoisie bewirken mußte, den geistigen Untergang, welcher die Ursache ihres politischen und der Vorläufer ihres socialen Unterganges ist: „„Und das Denken selbst, in diesem Zeitalter der Theilung der Arbeit, mag zu einem besonderen Handwerk werden."" Und es ist zu einem besonderen Handwerk geworden, das Denken des Bürgerthums, und in die elendesten Hände ist dieses Handwerk gefallen — in die unserer Zeitungen." *)

Das sind harte Worte, aber sie sind wahr. Die Journale entheben das Publikum des Selbstdenkens und streichen ihnen die Gedanken wie Biscuit in den Mund. Man kann von den allermeisten Zeitungslesern behaupten, daß sie zwar mit eigenem Herzen fühlen, aber mit fremdem Kopfe denken und mit fremder Zunge sprechen. Und zuletzt übertölpelt der fremde Kopf auch noch das Herz. So viel sich unsere Zeit zu gut thut auf Selbstprüfen und Selbstdenken, so wenig wahrhaft selbstständige Geister haben wir. Die Gebildeten stehen unter der Influenza der Universität, die Massen aber stehen unter der Influenza der Presse. Alle behaupten, selbstständig ihr Urtheil zu bilden und alle plappern ihrem

*) Ferd. Lassalle, Hr. Bastiat-Schulze von Delitzsch, der ökonomische Julian.... Berlin 1864, S. 246.

Blatte nach, wie die Papageien. In den meisten Fällen ist es gar nicht schwer, aus dem Inhalte der Conversation herauszufühlen, welche Blätter die Betreffenden lesen. Der sympathische Ton muß allerdings im Journale angeschlagen werden, aber dann legt sich der Schwarm auch in jeden Korb. Man muß nur wissen, daß die Fliege auf den Leim, die Maus auf den Speck und der Bär auf den Honig geht, dann kann man mit dem edlen Gethier alles machen. Ohne Zweifel liegt eine Wahrheit in dem Spruche: „mit der Dummheit kämpfen die Götter selbst vergebens." Lüge und Thorheit haben die reichste Maskenauswahl und Garderobe; man verlacht sie in den Costümen, in denen sie in vergangenen Jahrhunderten erschienen, und betet sie an in den Gewanden, die sie eben für diese Zeit gewählt haben.

In früheren Zeiten gehörte das Publikum etlichen armen Teufeln, die an den Strassenecken herumstanden und Lärm machten. Es waren Mirakeldoctoren, Schmutzkugelverkäufer, Vorzeiger von Naturwundern und Morethaten, Witzreißer u. s. w. Sie trugen die alten Namen der gemüthlichen deutschen Sprache: Quacksalber, Marktschreier, Possenreißer, Hanswurst. Von ihrem Privatleben ist nichts zu sagen, denn sie führten ein durchaus öffentliches Leben, fürchteten die Obrigkeit mehr als andere Leute, beleidigten Niemand. Sie machten den Leuten die Hühneraugen abfallen, putzten ihnen die Wagenschmiere aus den Aermeln und thaten anderes für die leidende Menschheit. Das Hauptmittel des Erfolges bestand bei allen in der Rede, und darin waren sie so gewaltig, daß das Publikum sie immer wieder im Voraus bezahlte für ein Zauberstück, das man nie aufführte. Man lacht jetzt über jenes einfältige Publikum.

Ich habe in meiner Jugend mit großem Gaudium solchen Künstlern zugehört; ich habe aber nie bemerkt, daß sie Feinde der socialen Ordnung waren, oder daß sie die Moral tödteten. Sie erfanden keine Religion, ihre Heilmittel kosteten nicht viel, sie vergifteten Niemand, sie gaben keine Adresse an irgend eine Dame, an irgend eine Restauration, zu irgend einem Spielhaus, sie trieben

das Publikum nicht nach Baden-Baden oder nach Homburg, sie erzählten keine Criminalprocesse, sie ersannen keinen Feuilleton-Roman. Man hat gesagt, sie hätten die Operationen der Beutelschneider erleichtert, und das war manchmal in der That der Fall. Aber wenigstens kündigten sie keine Actiengesellschaften an, verdingten keine „Mädchen vom Lande", verhandelten keine Promessen und die Industrieritter, welche die Taschen jener Gruppen bearbeiteten, zogen kaum etwas anderes heraus, als das Sacktuch. Und was kosteten diese Künstler alle miteinander dem gesammten Publikum? Keinen Gulden per Tag.

Mehr als ich sagen kann ist mir leid um sie vom Standpunkte der Literatur, vom Standpunkte der Gesundheit, vom socialen Standpunkte, vom moralischen Standpunkte und von allen möglichen Standpunkten. *)

Man wird mir vielleicht sagen, Betrug habe es zu allen Zeiten gegeben und auch Leute genug, die sich betrügen ließen; den offenbaren Fortschritt unserer Bildung beweise aber der Umstand, daß die Zeitungen es doch viel feiner angreifen müssen, als die alten Charlatane, wenn sie ihr Publikum ködern wollen. Allein das bestreite ich. Nicht bloß der neapolitanische Haarbalsam und seine Brüder bestehen aus demselben Taig, wie ihn die alten Mirakeldoctoren schon kannten, sondern auch das Zeitungsfutter ist mitunter ebenso blödsinnig wie die früheren Gassenreden. Was glaubt unser Publikum nicht Alles, vom Bocksfuß des Papstes und den Jesuiten angefangen bis herab zum Tischrücken und der Zahl dreizehn? Und in welcher Form läßt es sich sein Lesefutter bieten! Wuttke erzählt hierüber einen prächtigen Fall: Der Herausgeber des in Leipzig erscheinenden „Kometen" war der Böhme Herloßsohn, einer der liebenswürdigsten und gutmüthigsten Menschen unter allen, die ich kennen gelernt habe. Ich befand mich zuweilen in seiner Gesellschaft und war daher eines Tages — es war i. J. 1840 oder 41 — nicht wenig überrascht, in seinem Blatte einen

---

*) Vgl. Louis Veuillot, l. c. S. 59—61.

hämischen Ausfall gegen eine Schrift von mir und wider meine Person zu lesen. Beim nächsten Zusammentreffen fuhr ich zornig auf ihn los: er schaute mich mit seinen gutmüthigen Augen höchst erstaunt und verlegen an. Herloßsohn wußte nicht, was in seinem Blatte gestanden hatte! Ich erfuhr nun, daß er die Gewohnheit hatte, wenn Zusendungen einliefen, dieselben, ohne sie ordentlich zu lesen, nach flüchtigem Ansehen in einen großen Sack zu stecken. Kam dann der Setzer zu ihm und verlangte Manuscript, so griff er in seinen Sack und händigte ihm, was er gerade herausgeholt hatte, ein. Für die Anordnung mochte in der Druckerei der Factor Sorge tragen.

Man kann versichert sein, daß auch die meisten unserer heutigen Blätter auf ähnliche Weise entstehen. Ist es kein Sack, so thut es auch ein Schub, ein Korb, eine Mappe oder das confuse Haupt eines Literaten. Welcher Unterschied ist nun zwischen dem Publikum der alten Marktschreier und dem unserer Journale? — Jene glaubten nicht, was die armen Teufel ihnen vorschwätzten, sie hörten nur und kauften nur des Spasses wegen; die Zeitungsleser aber glauben den Humbug, den sie lesen. Darum versimpeln sie auch täglich mehr und kommen nach und nach um allen Mutterwitz. Es gibt nichts Bornirteres und Abgeschmackteres, als die Phraseologie eines aufgeklärten Zeitungslesers. Der alte Spötter Lucian läßt in seinem Dialoge „Charon“ diesen göttlichen Fährmann erzählen, wie er zu seiner poetischen Bildung gekommen sei: *ἐγὼ δὲ ὁπότε διεπόρθμευον αὐτὸν (τὸν Ὅμηρον) ἀποθανόντα πολλὰ ῥαψῳδοῦντος ἀκούσας . . . ὅτεπερ καὶ ναυτιάσας ἐκεῖνος ἀπήμεσε τῶν ῥαψῳδιῶν τὰς πολλὰς αὐτῇ Σκύλλῃ καὶ Χαρύβδει καὶ Κύκλωπι. Οὐ χαλεπὸν ουν (οὖν) ἦν ἐκ τοσούτου ἐμὲτου ὀλίγα γοῦν διαφυλάττειν.* Man sieht, daß auch die antiken Leute nicht unbedingt Respect hatten vor jeder Aufklärung. Ich getraute mir diese Stelle gar nicht in’s Zeitungsdeutsch zu übersetzen.

Es gibt nicht viel lehrreichere Bücher, als das ist, welches Ferd. Lassalle 1862 herausgab unter dem Titel: „Hr. Julian

Schmidt, der Literarhistoriker, mit Setzer=Scholien.“ Lassalle zeigte an diesem einen Beispiel so schlagend, daß gar mancher Zeitungs=schreiber sich krümmte und auf seine Grobheit schalt, wie beschaffen ein Werk sein kann, das von einem Haufen Zeitungen hoch gepriesen binnen wenigen Jahren in vielen Auflagen erschien, und was alles „das Volk der Denker“ sich gegenwärtig bieten läßt.

Abgesehen von dem sachlichen Inhalte und von aller sprachlichen Form muß schon das Arrangement der Journale schädlich auf den Geist einwirken. Die vielen heterogenen Nachrichten und Erörterungen zerstreuen den Geist, unterbrechen alle Augenblicke unseren Gedankengang nach allen Richtungen, lassen keinen rechten Antheil aufkommen, sie stumpfen ab. Wust verwirrt. Darum ist es keine Seltenheit, daß solche, welche täglich eine Unzahl Journale verschlingen, am allerwenigsten von der Zeit und vom Zeitungswesen verstehen. Sogar hier gilt noch das timeo virum unius libri. —

Gerade in den Wirthshäusern liegen in der Regel die schlechtesten Zeitungen auf. Es ist das wohl in Folge der Wahlverwandtschaft zwischen dem Alkohol der Spirituosen und der Zeitungen: beide berauschen. Das aber ist erst noch die Frage, ob die Leute im Wein= oder im Zeitungsrausche dümmeres Zeug daherschwätzen. Sehen wir uns in den öffentlichen Localen um! Schafft der Wirth auch ein gutes Blatt an, was höchst selten geschieht, so geht die Meute los; sie schimpft, sie flucht, sie zerreißt die aufliegenden Nummern, tritt sie mit Füßen, spuckt sie an, droht dem Wirth mit Wegbleiben, bis er, um den Frieden herzustellen, das Blatt wieder ohne Sang und Klang beseitiget. Diese guten Leutchen wissen gar wohl, welche Journale am besten zum Volltrinken passen, sie fühlen, daß man solche Blätter besser im Zustande des „Angestochenseins“ als in den Stunden besonnener Nüchternheit zu sich nimmt. Durch die Zeitungen ist nun die Kneipe recht eigentlich die Aula des gemeinen Mannes geworden. Da fangen Schuhknechte und Schuhflicker zu philosophiren an, und freuen sich, wenn man sie Freigeister nennt. Diese Gesellen halten die Glaskugel,

welche sie sich im Winter zwischen die Talgkerzen und ihre Nase hängen, für das Licht der Intelligenz, für die Sonne des Geistes, und weil der Strahl auf ihre Arbeit fällt, meinen sie, es sei ebenso leicht, Tiefblicke in die Welt und in die Wissenschaft, als es leicht ist, Tiefblicke in die angeleuchteten Stiefel und Schuhe zu machen. Die Weber verlassen am Abend den Kreis, oder vielmehr das Viereck ihres Wirkens, und setzen sich zu einem andern Viereck, zum Biertisch, und wenn sie ein paar Gläser getrunken haben, so vermeinen sie am Webstuhle der Zeit zu sitzen, und ermangeln nicht, im Weberschiffchen der Zeitung in allen Gebieten herumzufahren, sodann aber im Gefühle einer unsinnigen Geisteskraft im Betthafen zu landen.

Seit es Journale gibt, treten aber auch die Massen viel stupider auf, als dieß vorher der Fall war. Ich will nicht an die Proposition erinnern, die anno 48 aufgestellt worden sein soll, daß nämlich die Regierung im Winter alle Fluren heizen lassen solle. Begeben wir uns auf historischen Boden, und zwar nach Paris, wo gewiß an Journalen kein Mangel ist. Weiß der Leser schon, welch' bedeutenden Antheil die süßen Mandeln des Herrn Rothschild an der Februarrevolution gehabt haben? Es ist das also gewesen. Als Rothschild den Sturm kommen sah, fürchtete er für seine Kasse und suchte mit dem Volke „liebes Kind“ zu spielen. Er ließ in Amerika ungeheuere Korneinkäufe machen und verkaufte in der Halle zu Paris unter dem Cours. Allein das Schicksal wollte nicht dulden, daß die Angst den Mantel der Wohlthätigkeit trage. Der „National“ beschuldigte den ersten jüdischen Baron, daß er sein Mehl mit dem Schweiße des Volkes anfeuchte. Wir müßen selbst gestehen, daß dieß ein abscheuliches Brod gegeben hätte; dennoch ertrug das Volk diese verruchte Mischung. Andere Blätter riefen laut und lauter: „Nehmt euch in Acht! Sein Brod ist kein Brod! Sein Mehl ist kein Mehl! Es ist Kleie, es ist Gyps; es ist gestossenes Glas, es ist Arsenik.“ Nun wurde das Volk von Paris schwierig. Endlich versicherte ein Journal, der Baron lasse verdorbenes Mehl kommen, das man ihm sehr wohlfeil liefere, und dessen schlechte Qualität

er durch eine Beimischung von süßen Mandeln zu verdecken suche. Das war zu viel! Der populäre Wehrwolf fuhr los. Der süße Pöbel wußte gar nicht, daß süße Mandeln dreimal theuerer sind, als das Mehl. Sage nun Einer, daß das Jahrhundert nicht aufgeklärt sei.

Ja das Jahrhundert sehr aufgeklärt ist:
Der Esel Stroh und Disteln frißt.

Tagtäglich mischen die Zeitungen Pflanzen unter ihren Blumenkohl, die aufs Haar wie Disteln aussehen; dennoch wird mit Lust dareingebissen. Es lebe die Intelligenz!

Nach all diesen trübseligen Erwägungen, dürfte es an der Zeit sein, dem gütigen Leser einmal auch etwas Lustiges zu serviren; ich wähle eine Episode aus dem Wiener Literatenleben.

Unterm 11. Juni 1781 ertheilte Kaiser Joseph II. seinen Völkern die Preßfreiheit; darauf hin führte sich aber die Presse dergestalt auf, daß die Freiheit unterm 3. März 1783 wieder aufgehoben werden mußte.

Damals hat ein gewisser Mathematiker die Wiener Dummheit folgendermassen nach dem Gewichte ausgerechnet; er sagt: die Wiener Original-Dummheit hätte anfänglich nicht mehr betragen als 36 Zentner. Hierzu aber wäre durch Vermischung mit Männern und Töchtern fremder Nationen an Mutterwitz gekommen 8 Zentner; ferner durch eigene Bemühung erstudirte Aufklärung 4 Zentner. Diese beiden Summen von der obigen abgezogen, wäre ihnen also nicht mehr an Dummheit in Reserve geblieben, als 24 Zentner. Hingegen wäre seit der Preßfreiheit an neuer Dummheit hinzugekommen 247 Zentner. Diesemnach hätte sich die Wiener Dummheit vermehrt um 235 Zentner. (Herovald Trockendorfers verlorne Briefe an einen Landsmann in Sachsen über die Aufklärung in Wien 1785). Diese pseudonyme Schrift war aus sächsisch protestantischer Feder geflossen.

Wir wollen über die wissenschaftlichen Ergebnisse der Preßfreiheit in Oesterreich einen Zeugen vernehmen, der unter den Herol-

den der Aufklärung jener Zeit einen Namen hat. Es ist der berüchtigte Schöngeist und eifrige Freimaurer Aloys Blumauer, welcher, nachdem die Gesellschaft Jesu ihn ausgestossen, sich auf das Feld der cynischen Poesie und bubenhaften Verhöhnung der Kirche verlegt hatte, Oesterreichs Voltaire. Siehe den 7. Bd. der Leipziger Gesammtausgabe seiner Werke. Er schreibt:

„Man schrieb jetzt von allem und über alles, man nahm den nächsten besten Gegenstand her, goß eine bald längere, bald kürzere, bald gesalzene, bald ungesalzene Brühe darüber, und tischte ihn dem heißhungerigen Publikum zur Mahlzeit auf. Nichts war von nun an vor der rüstigen Feder der Autoren sicher: für 10 Kreuzer konnte man jeden Gegenstand, er mochte groß oder klein sein, durchgebeutelt lesen, und ein vollständiges Verzeichniß all der Von und Ueber, die damals erschienen, würde ein Gemälde von der possirlichsten Composition geben. Ich will zur Probe nur einige dieser Broschüren hersetzen: Ueber die Stubenmädchen in Wien. — Ueber die Kammerjungfern. — Ueber die Bürgermädchen. — Ueber die Halbfräulein. — Ueber die Fräulein in Wien. — Das Lamentabel der gnädigen Frauen. — Ueber die Schwachheiten der gnädigen Frauen des leonischen Adels. — Ueber den hohen Adel in Wien. — Ueber Doctoren, Chirurgen und Apotheker. — Den Hausherrn im Vertrauen etwas in's Ohr. — Ueber die Kaufleute in Wien. — Ueber die Dikasterianten. — Ueber die Stutzer in Wien. — Ueber die Kaufmannsdiener. — Ueber die Schneider. — Ueber die Bäcker. — Ueber die Perückenmacher. — Ueber die Friseurs. — Der ehrliche Wastel mit dem Klingelbeutel. — An H. S.* Chef der Maulaffenloge auf dem Graben. — Ueber die Kleiderpracht im Prater. — Ueber die Unterhaltung bei der Tafel zu Schönbrunn. — Ueber den Schwimmer aus Tyrol beim Tabor. — Beurtheilung der Feuerwerke des Stuwer und Mellina. — Ueber die Hetze. — Kasperl das Insect unsers Zeitalters. — Ueber das Nationaltheater. — Ueber den Mißbrauch des Wörtchens Von und Euer Gnaden. — Ueber das Gratuliren. — Ueber die Kleidertracht. — Etwas für die schopfichten Wienerinen. — Philosophie

der Modeschnallen. — Ueber die Hochzeiten in Wien. — Das Gespenst auf dem Hofe. — Ueber den großen Brand der Magdalenakirche. — Ueber den Selbstmord, bei Gelegenheit des Friseurs, der sich erschoß. — Ist der Antichrist blau oder grün? — Ueber die Bruderschaften. — Ueber die Kirchenmusik. — Ueber die Nonnen. — Ueber die Tracht der Ordensgeistlichen. — Ueber die Reliquien, Opfer und Mirakelbilder. — Von Abschaffung der Weihnachtsmetten. — Ueber die Universität in Wien. — Die Gelehrten im Nasenlande. — Der Glückshafen für gelehrte Maulaffen. — Ueber die zehn Kreuzer-Autoren. — Kaufts allerhand! Kaufts allerhand! Kaufts lang und kurze Waare! 2c. Alle diese Broschüren, davon die meisten in die Rubrik: Makulatur gehören, und noch beiläufig dreimal so viel, erschienen voriges Jahr in einer Zeit von wenigen Monaten, wurden gekauft und gelesen. — Sie sind den Titeln nach ein ziemlich vollständiges Repertorium über Wien; aber wehe dem, der darnach Wien beurtheilen wollte! Die meisten erscheinen blos des Geldes wegen, waren in einem Tage fertig, am zweiten Tage gelesen, und am dritten vergessen. Man glaube indessen ja nicht, daß man es bei einer Broschüre über einen Gegenstand bewenden ließ. Es war beinahe keiner, über den man nicht Wortwechselte. . . . Die Schrift: Ueber die Stubenmädchen in Wien, von Herrn Rautenstrauch, war eine der glücklichsten Autorspeculationen für ihn und die Herren, welche sich an ihn anhingen. — 25 Broschüren schlugen sich für und wieder diesen Gegenstand und bewiesen deutlich, was für einen wichtigen Theil des Publikums diese Stubenmädchen ausmachen müßen. Von dieser Zeit an gingen die Manufacturen der Tagesproducte unermüdet fort, und in jedem Monate durfte man auf 50 bis 60 Broschüren sicher Rechnung tragen. Jeder Vorfall, jede Tagesneuigkeit ward zur Broschüre, und die Alles regierende Göttin Gelegenheit, die sonst Juvenale und Buttlers zu unsterblichen Werken des Geistes aufrief, amüsirte sich in Wien damit, zwei Bogen langen Broschüren das Dasein zu geben. Die Schriftsteller schienen den Geschmack des Publikums wohl getroffen zu haben, sie verlegten sich auf Persönlich-

keiten, Familienvorfälle u. dgl., und Dinge, die sonst nur in vertrauten Kreisen und freundschaftlichen Unterredungen abgehandelt wurden, gingen jetzt durch die Hände eines ganzen Publikums. — Aber auch dieser Speisen ward man in der Länge satt, und als man minder gierig zuzugreifen anfing, so war es eine Freude zu sehen, wie mancherlei Schilde die Herren aushingen, wie einer des andern Küche verlästerte, wie einer den andern Schmierer schalt, und wie jeder gegen den Schwall von Broschüren loszog, den er mit den seinigen vermehren half. . . . Sie suchten ihre Schreibmaterialien auf der Gasse. Sobald der Pöbel was zu sprechen hatte, hatten sie was zu schreiben, und wie der Hunger gierig an einer harten Brodkruste nagt, so nagte ihre Schreibsucht an jedem Gassenspectakel. . . . . Der Name Schriftsteller hat, durch die Leute, die ihn tragen, bereits so viel von seiner ursprünglichen Würde verloren, daß er anfängt, entehrend zu werden, und wenns noch länger so fort geht, Gefahr läuft, in Oesterreich eben so gut ein Schimpfwort zu werden, als es der Name Fur bei den Römern ward. — Bald wird ein Autor, dem sein guter Name lieb ist, Anstand nehmen, mit Leuten dieses Gelichters einerlei Kleid zu tragen, und in einer Gesellschaft zu erscheinen, die so übel berüchtigt ist. Er wird sich zurückziehen und dem Pfuschergesindel ein Gebiet überlassen, von dem der gesittete Mann wie von einer Jedermannsschenke spricht."

Glaubt man nun endlich an eine Versimpelung durch die Presse? Was würde Blumauer sagen, wenn er gar die heutige Wiener-Juden-Presse erlebt hätte, und wie hoch würden sich die Zentner Dummheit nach der oben notirten Formel erst jetzt belaufen?

Man kennt den deutschen Philister. Er theilt sich, wie das bei uns gar nicht anders sein kann, in verschiedene Gruppen, von denen der Studenten-Philister und sein Bruder das „Kameel" die bekanntesten sind. Den katholischen Philister hat uns Pastor Stein aus Köln auf der Trierer Generalversammlung i. J. 1865 mit trefflichem Humor geschildert, den socialen Philister malte Riehl

mit gewohnter Meisterschaft. Er sagt ihm das allerärgste nach und schildert ihn als erdrückenden Alp für den deutschen Mutterwitz. — Als Göthe am Abende seines Lebens zugab, daß man ihm ein Denkmal setzen möge, machte er folgenden Vers:

„Ihr mögt mir immer ungescheut
Gleich Blüchern Denkmal setzen:
Von Franzosen hat er euch befreit,
Ich von Philisternetzen."

Wir sehen also, daß das deutsche Philisterthum bereits eine eigene Literaturperiode gehabt hat. Sie blühte zur Zeit der ersten französischen Revolution und ein Nachfrühling dazu stellte sich in der Restaurationsepoche der 20ger Jahre ein. Göthe rühmt sich, diese Kotzebue-Iffland-Lafontaine'sche Allerweltsseufzerei abgethan zu haben. Wenn er noch lebte, der arme Göthe! Gegenwärtig hat der Philister in der Journalistik ein weit größeres Terrain, als er auf der Bühne und in Almanachen je gehabt hat.

Der Philister schwört immer zu demjenigen Programm, welches für den Augenblick als das bequemste und gangbarste sich präsentirt. Darum verfälscht er alles Maaß für die wirkliche Stärke der Parteien. Seit der Philister eine förmliche sociale Gruppe bildet, ist der Begriff der „öffentlichen Meinung" eine unpractische Abstraction geworden. Denn wo der Philister den Ansatz zur Bildung einer Majorität wahrnimmt, da tritt er sofort gedankenlos hinzu und erweckt, da er sich überall den großen Haufen nachdrängt, vorweg den Verdacht, daß die Stimme der Majoritäten die Stimme der Unvernunft sei. Einzelne Philister hat es gegeben, so lange es eine Gesellschaft gibt, ein Philisterthum gab es schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, zur gegenwärtigen Ausdehnung aber hat dem Philisterthum erst die Presse verholfen. — Die Presse hat zuerst an die Massen als an ein urtheilendes und richtendes „Publikum" appellirt. Das war der Ruin der Literatur und des Menschenverstandes. Der Literatur, weil dadurch das kritische Urtheil eine Illusion wurde: es brauchen nur ein paar vor-

witzige Bursche recht lauten Beifall zu spenden, gleich läuft ein ganzes Rudel hintendrein, und das Schicksal des Werkes ist entschieden. Der Menschenverstand aber wird dadurch ruinirt, weil der Begriff eines richtenden Publikums wesentlich mit dem Philisterium zusammenhängt. Der Philister weiß Alles, begreift alles, redet von allem, urtheilt über alles; denn die Zeitungen erzählen ihm von allem und berufen sich auf sein Urtheil. Dadurch bekommen wir in Bezug auf das Erkennen Dilettanten und in Bezug auf das Wollen Philister. Der politische Dilettantismus, den man uns als Volksbildung preist, ist im besten Falle gar nichts weiter als Philisterthum. „Namentlich bricht dieser philisterhafte Geist des Dilettantismus, dieser Fluch eines allweisen Publikums immer da recht grell hervor, wo ganze Massen urtheilend und entscheidend auftreten. Man hat es in den letzten Jahren oft genug erfahren müßen, daß hundert gescheidte Leute, wo sie sich im öffentlichen Leben als kritisches Publikum zusammenthaten, recht als ein einziger Esel urtheilten und handelten, während jeder von ihnen vielleicht ein ganz vortreffliches Votum abgegeben hätte." *) Es steht nur zu fürchten, daß mit der Länge der Zeit auch der Witz des Einzelnen aus dem Concepte geräth.

So steht also unser modernes Zeitungswesen principiell auf gespanntem Fuße mit dem Staate, der Kirche, der Wissenschaft, der Societät und dem gesunden Menschenverstand. Die Wirkungen sehen Alle vor Augen; man glaubt sie aber heben zu können, ohne die Ursache wurzelhaft anzugreifen.

Ohne Zweifel hat Louis Veuillot Recht, welcher unlängst Folgendes geschrieben hat: „Der moderne Zeitgeist, dessen innerstes Wesen die Verthierung ist, hat nichts todtbringenderes geschaffen, als dieses immer thätige Maschinenwerk, welches auf den Geist einwirkt durch die verschiedensten Düfte der Literatur, Kunst, Wissenschaft und durch den siegreichen Reiz der Frivolität. Sobald es

*) H. W. Riehl, die bürgerl. Gesellschaft. S. 225.

ihn erfaßt hat, führt es ihn durch alle Temperaturen hindurch, dämpft ihn durch alle möglichen Dämpfe ab, verdunkelt ihn durch alle möglichen Rauchwolken, preßt ihn durch alle möglichen Walzen, stampft ihn in allen möglichen Mörsern und zieht ihn durch alle möglichen Hecheln, so daß am Ende nichts mehr übrig bleibt als Werg, auf welchem alle bösen Mächte keck schlummern dürfen. Man sehe nur so einen Säugling der Journalistik genau an: man findet an ihm einen Opiumraucher von eben so niedriger Qualität, als in China."

Es ist alles ganz vortrefflich gesagt, besonders was das Opium betrifft. Gegenwärtig haben in der ganzen Welt wenige Dinge einen so üblen Geruch und enthalten so tödtliche Miasmen, wie das frischgedruckte Papier. Allenthalben zeigen sich auch die Folgen des Opiums: Stumpfsinn, oder wildes delirium tremens, Philisterium und rother Radicalismus. Sogar die Symptome sind dieselben beim Säuferwahnsinn des Leibes wie des Geistes. Alle sehen unzählige schwarze Flecke vor den Augen: jene halten diese Flecke für Mäuse, Ratten oder Teufel, diese halten sie für Ultramontane und Jesuiten. Das delirium tremens kann nur durch einen langen Schlaf gehoben werden: ach, unsere kranke Societät kann nicht ruhen, die Journale lärmen zu sehr!

Die Preßfreiheit.

Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,
Von der heil'gen Natur reißen sie lüstern sich los.
Schiller.

Von Regensburg fährt man in einer Stunde nach der Walhalla bei Donaustauf. Zur Rechten und Linken der sehr vorzüglichen Strasse sind kleine Bäumchen eingesetzt von Fingersdicke, die offenbar zu einer Strassen-Allee sich auswachsen sollen. Als ich vor 12 Jahren diese Strasse zum erstenmale fuhr, da waren die Bäumchen auch schon da, waren eben so hoch und dick wie jetzt, ja mittlerweile sind sie oft schon höher und dicker gewesen, an anderen Plätzen gestanden, hatten sogar andere Blätter. Der Administrativbeamte des betreffenden Bezirkes gibt sich nämlich alle mögliche Mühe, dieses Stück Strasse, das alle Jahre von vielen tausend Fremden aus allen Weltgegenden befahren wird, mit der Wohlthat einer Baumanlage zu schmücken; allein die Bauern, denen die angrenzenden Felder gehören, lassen durchaus keine Allee aufkommen, weil sie den Schatten für ihre Grundstücke fürchten. Seit zehn Jahren sind hier mehr als 20,000 junge Bäumchen abgeschnitten worden.

Man sieht, es waltet an dieser Strasse nicht irgend ein alter Aberglauben, sondern das moderne Princip der Freiheit. Der Bezirksamtmann hat die volle Freiheit, alle Jahre 2000 neue Bäume setzen zu lassen, und die Bauern nehmen sich die Freiheit, dieselben wieder abzuschneiden. Was wollen Sie? Ich hoffe doch nicht, daß ich es mit einem Gegner der Preßfreiheit zu thun habe? Auch auf socialem Felde haben sich unzählige brave Männer Jahrhunderte hindurch geplagt, Tugend und Gottesfurcht, Glauben und Treue zu pflanzen und jetzt treibt die Presse alle diese großartigen Pflanz-

ungen hohnlachend ab. Warum soll das nicht in der Ordnung sein? Wer will und mag, hat ja die Freiheit, wieder neue Setzlinge anzulegen!

Die Presse ist das vervielfältigte Wort, und ich bin durchaus der Ansicht, daß jeder, der einen Mund besitzt, auf Grund dieses Besitzes schon das Recht habe zum Reden. Das erste Schloß vor den Mund ist vor einigen Jahrhunderten in Deutschland gemacht worden, aber nicht im Paradies. Auch eine rasche und bleibende Vervielfältigung des Wortes hat gar vielfach gute Berechtigung. Wer in den Brunnen fällt, für diesen wird es gut sein, wenn er so schreien kann, daß ihn Viele hören. Wer unter die Räuber fällt, der erspart die Waffen und rettet sein Leben, wenn es ihm möglich ist, im Nu ein ganzes Dorf zu allarmiren. An die „Times" schreiben, sagen die Engländer, ist die letzte Hilfe der Unterdrückten. Wer eine gute Erfindung gemacht hat, der verrichtet ein gutes Werk, wenn er sie großmüthig zum Gemeingute macht. Wenn der Priester prediget, so ist nur zu wünschen, daß alle Welt ihm zuhört. Aber wie gestaltet sich die Sache in dem Falle, daß Einer lügen will, ehrabschneiden, verläumden, die Wahrheit vergiften, verführen? Gibt es nicht auch Dinge, die ein Geheimniß bleiben sollen, ja müssen? Wenn wir die Hyänen verabscheuen, welche die Leichen aus den Gräbern scharren, warum verabscheuen wir dann die hungrigen Colporteurs nicht, welche die Grüfte der Familiengeheimnisse durchwühlen?

Das Wort ist frei; — aber jede Freiheit auf Erden hat eine doppelte Schranke zu respectiren: die eigene Pflicht und das Recht Anderer. Wird diese Grenze nicht respectirt, so wandelt sich die menschliche Freiheit um in die Vogelfreiheit der wilden Thiere.

Das erstgeborne Wort der Revolution, die süßeste von ihren Freiheiten, die sie jederzeit mit holdgespitztem Munde ausspricht, ist die Preßfreiheit. Es ist ein angebornes unveräußerliches Recht des Menschen, lautet die gut memorirte Formel, zu denken und seine Gedanken zu offenbaren, sei es durch mündliche Mittheilung, oder Schrift, oder Druck, kurz in jeder Art der Kundgebung im engeren

oder weitern Kreise, und jede Form der Schranke hierin beschränkt die Menschenwürde u. s. w. Wer hätte nicht schon mit ebensoviel Inbrunst als Begeisterung dem Marquis Posa nachgeseufzt: „Sir! gebt Gedankenfreiheit;" ohne entfernt daran zu denken, daß er damit einen Unsinn ausgesprochen habe. Nun ist es aber lächerlich, von einem Rechte zu denken zu sprechen. Der Gedanke als solcher entzieht sich jedem menschlichen Rechte, wie jedem menschlichen Zwange, er hat keinen anderen Richter als diejenigen, der Herzen und Nieren erforscht, und von ihm kann in dem Kreise menschlicher Freiheiten gar nicht die Rede sein. Gedanken sind zollfrei: sagt das Sprichwort und das ist jedenfalls viel vernünftiger, freilich auch weniger klassisch gesagt. Anders ist es mit dem ausgesprochenen Gedanken, mit dem Worte. Dieses tritt aus der inneren Welt in die äußere ein; der Gedanke wird Wort und das Wort wird Fleisch. Alles aber, was in der menschlichen Gesellschaft freithätig wirksam wird, muß sich der Ordnung fügen und untersteht dem Gesetze, sowohl dem präventiven, als dem repressiven. Es kann unmöglich gestattet sein, zu sagen, was man will, weil sonst auch gestattet sein müßte, zu thun, was man will; denn jede That ist vorher Gedanke gewesen, und eben durch das Wort ist dieser wirksam geworden. Ist aber das Wort wirksam, so wird es um so wirksamer nach Maß seiner Verbreitung, und es geht das geschriebene dem gesprochenen und das gedruckte dem geschriebenen an Wirksamkeit und Erregung zur That voran.

Es gibt kein göttliches und kein menschliches Gebot, das nicht schon durch das Wort allein übertreten werden könnte, auch ohne nachfolgende That. Man verläugnet Gott, lästert seinen Namen, stiehlt dem Nächsten die Ehre, gibt falsches Zeugniß mit einem einzigen Wörtlein. In den Kämpfen, welche Graf Bismark vor Königgrätz mit der Berliner Kammer durchzumachen hatte, drehte sich einer der hitzigsten auch darum, ob denn ein Abgeordneter vermöge der parlamentarischen Redefreiheit Alles sagen dürfe, was ihm in den Mund komme? Graf Bismark hielt eine schlagende Rede. Die Herren verlangen also, rief er, daß sie alle diejenigen Ver-

brechen straflos begehen dürfen, die man mit der Zunge begehen kann? Im Kammerberichte war nach diesen Worten „Bewegung" notirt; ich habe aber nicht gelesen, daß jene liberalen Zungenhelden auf die gestellte Frage geantwortet hätten. Bei Königgrätz hat nun Bismark die Oesterreicher auf's Haupt und die preußische Kammer auf's Maul geschlagen; die Verhandlungen des norddeutschen Parlaments durften von den Zeitungen schon nicht mehr beliebig ausgebeutet werden. Die Wahrheit des Princips hat ohne Frage der gewaltthätige Graf auf seiner Seite. Noch mehr als die Kammern müssen aber die Journale göttliches und menschliches Recht respectiren und das Gesetz muß Personen sowohl als auch Principien gegen Zeitungsexcesse schützen. Preßfreiheit in dem Sinne, wie die preußische Kammer die parlamentarische Redefreiheit auffaßte, wäre Anarchie und Barbarei. Die Zeitungen haben das Recht, zu reden, andere Leute haben das Recht, nicht von ihnen beleidigt zu werden. Jedes Recht findet seine Schranke an dem Rechte Auderer.

Man hat die absolute Preßfreiheit schon unzähligemale vertheidiget und vertheidiget sie noch. Dieselben Leute, welche allen Privilegien und Exemptionen so durchaus feindlich sind, verlangen für die Presse eine absolute Exemption von aller Ordnung. Die Presse, sagen sie, könne ihr Recht allerdings mißbrauchen, aber sie dürfe nur gezügelt, corrigirt und gestraft werden wieder durch die Presse. Sie trage ihr Heilmittel in sich selber, da man ja ihre Angriffe erwidern, ihre Mystificationen berichtigen, die Wahrheit darlegen könne eben wieder in der Presse. Mit solchen Sophismen führt man die Leute an der Nase. Auf ähnliche Weise muß der römische Kaiser Commodus schon calculirt haben. Derselbe soll eine wahre Herkulesgestalt gewesen sein, wenn er auch nicht im Stande gewesen ist, Heldenarbeiten zu vollbringen. Er wollte der römische Herkules genannt sein und kleidete sich mit dem bekannten eleganten Costüm dieses Halbgottes. Mit seiner Keule durchschritt er die Strassen Roms, und wenn es ihm einfiel, so zerschlug er denen, die ihm begegneten, die Beine, worauf er ihnen ein Goldstück hinwarf, sich wieder heilen zu lassen. Dieser liebenswürdige Tyrann wurde zum

Heile der Menschheit in der Neujahrsnacht des Jahres 192 erschlagen. Seine Grundsätze hat die Preßfreiheit wieder aus der Vergessenheit hervorgezogen mit einigen zeitgemäßen Modificationen. Denn wenn so ein Journal der Autorität, der öffentlichen Ordnung, dem Glauben, der Sitte, dem guten Namen des Nächsten Arme und Beine abgeschlagen hat, so gibt es zwar keinen Dukaten her zur Heilung, aber es erlaubt großmüthigst, daß die Betroffenen sich in einem anderen Journal wieder heilen lassen dürfen. Ja, solche Geschichten machen sie.

Jede schrankenlose Freiheit ist das Faustrecht, ist der Krieg Aller gegen Alle. Dem Stärkeren ist das Recht eingeräumt, den Schwächeren zu unterdrücken, wodurch sowohl die Freiheit des Stärkeren verletzt wird, welcher die Macht hat, seine Stärke zu mißbrauchen, als auch die Freiheit des Schwachen, der ein schutzloses Opfer des Mißbrauches wird. Schon auf dem minder volubeln Boden der Arbeit hat die schrankenlose Gewerbefreiheit den socialen Krieg erregt und die Schwachen werden zertreten von dem ehernen Fuß des Capitals. Und doch ist hier die Freiheit noch immer etwas beschränkt, da überall noch einige Geschäftszweige der polizeilichen Controle reservirt sind. Man darf nicht das Fleisch umgestandener Thiere verkaufen, nicht den Wein vergiften, nicht nach Belieben schlechte Häuser etabliren. Nur das Feld der Principien und der Ideen soll schutzlos preisgegeben werden. Die Presse versichert mit heiligster Entrüstung, daß man Recht, Religion und Sitte getrost der reinen Erkenntniß und dem reinen Wollen des Publikums, d. h. der Zeitungsschreiber überlassen könne. Und doch lehren Geschichte und Erfahrung, daß nichts auf der Welt ohne gesetzlichen Schutz bestehen kann. Was würde aus der Gerechtigkeit werden ohne Gerichtshöfe? Das sociale Feld darf ebensowenig als das Ackerfeld der Bosheit des verdorbenen Menschen preisgegeben werden. Was würde aus unseren blühenden Fluren werden, wenn es jedem Buben freistünde, durchzulaufen und durchzufahren, die Saaten anzuzünden, die Halme abzumähen, das Vieh hindurchzujagen und die Flurwächter zu prügeln? Die Bauern hätten allerdings immer noch

die Freiheit, Weizen und Korn zu säen; aber ich fürchte, das liebe Brod würde bald rar werden in der Welt. Und das Feld der Sitte soll jeder Büberei, jedem Muthwillen preisgegeben sein! Im Namen der Denk- und Preßfreiheit soll man die Religion verhöhnen, die Sitte beleidigen, die Moral beohrfeigen dürfen. Reden wir nicht weiter davon! Wo eine solche Preßfreiheit gestattet ist, da hat die Gesellschaft auf die Zukunft verzichtet. Die Menschheit hat das Recht, regiert zu werden.

Es handelt sich also darum, der Presse ein Gebiß anzulegen, und da ist es kein Wunder, daß sie stampft, daß sie sich sträubt, daß sie schreit und mit dem Kopfe rechts und links ausfährt. Undisciplinirt wie eine Hornisse ist sie nun einmal. Aber es ist unerläßlich in ihrem eigenen und in unserem Interesse. Es hat ja auch die Zwangsjacke ihre humane Berechtigung, damit sich gewisse Kranke nicht aus dem Fenster stürzen, und Schloß und Riegel sind vollkommen im Rechte, damit die Räuber nicht auf die ehrlichen Leute losgehen können. Hiemit ist auch bereits gesagt, welcher Art die Schranken sind, die dem freien Wort gesetzt werden müssen: Vorsichtsmaßregeln und Repressalien. Manche meinen, die Strafgesetze allein seien hinreichend, man solle von prophylactischen Verfügungen abstehen. Aber das wäre gefehlt. Dann könnte man ja auch Jedermann erlauben, Waffen zu tragen und sich damit begnügen, die Paragraphen des Criminalcodex, welche die Körperverletzung betreffen, von Zeit zu Zeit ausrufen zu lassen. Der Arme aber, der dann vier Finger breit kalten Eisens in seinen Eingeweiden fühlte, hätte mit Recht verlangen können, daß man sein Recht auf das Leben mehr respectirt hätte, als die Freiheit der Raufbolde. Man vergeht sich gladio calami ebenso wie mit dem Dolche und der Flinte, darum muß die Gesellschaft auch ebenmäßig gegen die Feder geschützt sein.

Wir stehen nun an demjenigen Punkte der ganzen Preßfrage, wo bisher alle Parteien Stellung genommen haben. Denn man hat sich bereits viel abgeplagt mit der gesetzlichen Regelung des Preßwesens und all die unzähligen Experimente drehten sich um die

zwei Worte Preßfreiheit oder Censur.*) Die Censur, welche in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts die Position behauptete, ist jetzt allenthalben aus dem Felde geschlagen — und Gott sei Dank, daß es so ist! Die Censur wäre vollkommen berechtiget, wenn die Engel als Censoren fungiren wollten; aber so lange es Menschen wären, oder gar Bureaukraten, da bewahre uns der Himmel davor. Es lebe die Preßfreiheit, selbst die schrankenlose! Wenn man fallen soll, so ist es doch noch besser, man fällt im Handgemenge mit dem Degen in der Hand, als wenn man sich mit gebundenen Händen abschlachten lassen müßte. Das waren traurige Zeiten, die Zeiten der Censur, und die besten Männer aller Parteien haben gegen dieses Joch sich gesträubt. Alle Angriffe, die bloß gegen Gott und die Menschen, aber nicht gegen die Bureaukratie gerichtet waren, ließen die Censoren passiren, und alles, was zur Vertheidigung der Angegriffenen diente, cassirten sie. Wie sie es sonst noch trieben, darüber entwirft uns der Verfasser des oben citirten Buches über den deutschen Buchhandel ein paar artige Bildchen. Ich entsinne mich, schreibt er, eines Falles, wo der Polizei-Commissarius mir persönlich ein Verbot eines Buches insinuirte, da ihm von der Regierung der Auftrag geworden sei, selbst nach Exemplaren in den Buchhandlungen der Stadt zu suchen, er wolle dies aber nicht und frage mich nur ehrenhaft, ob ich es habe. Ich erwiderte ihm, daß ich zwar Exemplare empfangen habe, aber keines mehr besitze; sollte ich vielleicht eins zurückbekommen, so würde ich es gleich remittiren. O! dann lassen Sie mich es doch erst lesen, ehe Sie es remittiren, erwiderte der Polizeibeamte! Weiter erzählt er: Ich arbeitete damals fleißig an der Kölnischen Zeitung und der Trier'schen Zeitung, und mancher meiner Aufsätze, besonders für die Trier'sche Zeitung, wanderten ins Obercensur-Collegium, ohne dort Gnade zu finden. Und merkwürdig genug, mancher dieser Artikel, der für die

---

*) Wer sich über die Geschichte der weltlichen Gesetzgebung in Sachen der Presse näher informiren will, der lese Püttner's Liter. des Staatsr. Th. III. S. 593 ff.

Trier'sche Zeitung bestimmt, vernichtet wurde, ward im Rheinischen Beobachter, einem Organ der Regierung, ohne den geringsten Anstand zu finden, durchgelassen.

Die Zeiten dieser Censur wären nun glücklich überstanden und werden hoffentlich nicht wiederkehren. Eine schrankenlose Preßfreiheit ist ein Unding und wird es bleiben, so lange Menschen in socialer Ordnung neben einander leben wollen. Demnach bleibt nichts übrig als ein vernünftiges Preßgesetz auf dem Principe der Freiheit. Ein solches ist in der That gegenwärtig in den meisten Ländern Europa's in Kraft, und wären noch einige Präventivmaßregeln getroffen, wie wir sie in frühern Kapiteln berührt haben, so wäre an unseren Preßgesetzen in Wirklichkeit nicht viel zu verbessern. Principien sowohl, als auch Personen könnten den berechtigten Schutz finden. Woher kommt aber dann doch die entsetzliche Preßpest, welche so große Verheerungen in der Welt anrichtet? Wie kann die Presse trotz aller Preßgesetze ungestraft an Thron und Altar rütteln, alle Principien verhöhnen, alle Autorität untergraben, alle Persönlichkeiten insultiren? Gesetze sind todte Worte, bloß Gegenstand des Spottes und Hohnes, wenn sie nicht im Arme der sie mit unerbittlichem Ernste vollziehenden Gerechtigkeit ruhen. Allein wer vollzieht die Gesetze und repräsentirt die Gerechtigkeit in der Gesellschaft? Sind es nicht Glieder derselben, welche selbst von dem Gifte angesteckt sind, es lieben, eher zu schützen und zu verbreiten, als zu strafen und zu vertilgen geneigt sind. Was haben seit einer Reihe von Jahren alle gerichtlichen Verhandlungen über Preßvergehen für ein anderes Resultat, als das des Triumphes der schlechten Presse über ihre gerichtlichen Verfolger gehabt? Was sollen Preßgesetze in den Händen einer vergifteten Bureaukratie oder eines aus angesteckten Ständen zusammengelesenen Geschwornengerichtes? In China ist der Opiumhandel strengstens verboten. Als interessante Randglosse zu diesem Verbote brachte der „Moniteur" unlängst folgende Nachricht: „In 14 Tagen sind von Hongkong aus nach verschiedenen Häfen 3200 Kisten indischen Opiums versendet worden. Die strengsten Regierungsverbote helfen nicht viel, weil die

mit deren Ausführung beauftragten Mandarinen zum großen Theil selber diesem verderblichen Genusse fröhnen." Wir bewegen uns eben in einem verzweiflungsvollen Zirkel. Der Unglaube erzeugt die schlechte Schule, diese erzeugt die Beamten und Literaten, diese erzeugen wieder die Presse, und die Presse erzeugt wieder den Unglauben. Dem Abzehrenden thun die Zähne wehe, weil die Nerven fiebern, und die Nerven fiebern immer noch mehr, weil ihm die Zähne wehe thun, er bekömmt zuletzt alle möglichen Suchten und es fehlt ihm im Grunde doch nichts als die Lebenskraft. Auch unserer kranken Societät fehlt nichts als die Lebenskraft. Alle unsere Heilmittel sind Palliativen; indessen können auch diese mitunter vom höchsten Werthe sein, darum untersuchen wir weiter!

Durch Gesetze allein kann eine Gesellschaft nicht zusammengehalten werden. Gesetze sind gar nicht Sache der Societät, sondern des Staates. Gesetze trennen und ziehen Schranken zwischen den complicirten Pfaden der unzähligen Rechte. Den Kitt der Gesellschaft bilden Glaube und Sitte, und diese gehen den Staat gar nichts weiter an, als daß er sie in ihren Rechten zu schützen und zu erhalten hat. Bei uns ist die Gesellschaft bereits krank, der Staat kann störende Einflüsse vom Patienten fernehalten, heilen kann er sie nicht, am allerwenigsten mit Gesetzen.

Die Macht der Presse ist bereits so groß geworden, daß sie selbst den Richterstand mitunter terrorisirt. Bei den Geschwornen-Gerichten ist das eingestandenermassen der Fall; in sogenannten berühmten Fällen schöpfen die Geschwornen ihr Urtheil aus der „öffentlichen Meinung," nicht aus ihrer inneren Ueberzeugung. Freilich muß anerkannt werden, daß ihre Ueberzeugung meist mit der öffentlichen Meinung zusammenfällt; denn die Geschwornen treiben Gefühlsjustiz und ihr Gefühl wird eben durch die öffentliche Meinung bestimmt. Unsere juristisch gebildeten Richter haben sich im Ganzen und Großen ihr selbstständiges Urtheil zu wahren gewußt, obschon auch in ihre Gerichtssäle schon manches „Bravo!" von der Gallerie aus gerufen wurde. Nur einzelne Symptome der Schwäche sind hier zu Tage gekommen und zwar eben den Zeitungen gegen-

über. Der famose Schnutti von der Wiener „Morgenpost“ schreibt sich noch immer Dr. Landsteiner; dagegen durfte sich Dr. Keipp vom „Vaterland,“ nachdem er wegen einer verfänglichen Aeußerung zum Verlust seines Doctortitels verurtheilt worden war, in Oesterreich, so lange er lebte, nie mehr Doctor schreiben. Schnutti ist freilich wirkliches Mitglied des Wiener Journalistenclubs, und Dr. Keipp war, man erschrecke nicht, um Gotteswillen! — ein „Klerikalfeudaler.“ Wie sollten die Richter fester sein, als diejenigen, in deren Namen sie richten, die Könige? Und selbst die Könige sind eingeschüchtert der Presse gegenüber. Ist es ja gerade, als ob sie es für ihre erste und heiligste Regentenpflicht hielten, jede Gelegenheit zu benützen, durch Amnestien die Banditen des Federkiels aus den Zuchthäusern und Festungen wieder zu befreien.

Weit mehr als die Symptome einer unselbstständigen Accomodation ist an der europäischen Justiz die Abgötterei des Buchstabens zu beklagen. Unsere Richter sind mit einer antediluvianischen Herzenseinfalt begabt, sie wissen nicht das mindeste von Tropen und Redefiguren und haben nicht die leiseste Ahnung von den furchtbaren Waffen der Satyre. Die perfidesten Phrasen, die spitzigsten Spöttereien schlürfen sie mit vollkommenster Seelenruhe als pures Wasser ein, sie glauben an den Ernst der Dinge, wenn alle Welt über die Malice lacht. Sie lesen unsere Zeitungen wie die Pedanten den Homer. Wenn ihr sagt, daß der König vor euch sterben werde, so verurtheilen sie euch; wenn ihr aber blos sagt, daß ihr den König überleben werdet, so sprechen sie euch frei. Früher hat man ihnen nachgesagt: „de verbibus non curat jurisconsultus“, jetzt müßte man jedenfalls sagen: de tropibus. Ein guter Jurist darf nie an seinen eigenen Verstand appelliren, nie sein Gewissen mitsprechen lassen, er muß seinen Justinianus tractiren, wie eine russische Rechnungsmaschine die Ziffern.

Diese Praxis hat furchtbare Folgen gehabt: sie hat unsere Journale veranlaßt, die Sprache umzubringen. Um die Fuchsfallen des Preßgesetzes zu vermeiden, stellte man die Sprache auf Stelzen und Schrauben, drehte sie, dehnte sie, versteckte sich hinter

Zweideutigkeiten, Wortspielen, Allusionen, erfand derivate Bedeutungen, gab ihr ein Colorit, das in allen Farben schillert. „Man muß den Worten ihre Bedeutung wieder geben": hat Pius IX. gesagt und das war einer der erleuchtetsten Aussprüche dieses Jahrhunderts.

Es ist eine schöne und edle Sprache, das Deutsche. Man versteht nicht deutsch, man spricht es nicht, man schreibt es nicht, ohne eine Menge anderer Dinge los zu haben, die das ausmachen, was man weiland auf gut deutsch einen Mann nannte. Das Deutsche erträgt keine Lüge. „Wahrlich, so ist's! man hat mir's aus Deutschland geschrieben: rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm." So sehr ist das Wesen des deutschen Mannes in seine Sprache übergegangen, daß man beide förmlich identificirt: „ein Mann, ein Wort!" Und welches ist das Wesen des ächten deutschen Mannes? „Gerecht und ehrlich ist sein Brauch, und wie er spricht, so denkt er auch." Um deutsch zu sprechen, muß man in der Seele einen Fond von Ritterlichkeit und Religion besitzen. Ihr wendet mir unsere Klassiker ein. Viele von ihnen haben nur ein nachgemachtes unächtes Deutsch gesprochen. Eine gemeine Seele, eine intriguante Seele, eine egoistische und selbst eine bloß ungläubige Seele spricht nie vollkommen gut die Sprache der Nibelungen, der Berthold von Regensburg, Geiler von Kaisersberg, Görres und Sailer. Unsere Zeitungen haben bloß die Töne der deutschen Sprache, aber nicht den Rythmus, haben ihren Leib, aber nicht ihre Seele. Durcheinander, Dunkel und Schwulst herrschen darin. Sie erwürgen die Sprache! Denn wie sollte es ihnen möglich sein, zu lügen und zu verdrehen, ohne eine Sprache zu stranguliren, welche das Christenthum für die Logik und für die Wahrheit gemacht hat? Die Zeitungen sind für die öffentliche Dummheit berechnet, die deutsche Sprache für den gesunden Verstand. Anders schreiben und anders sprechen, das ist wälsch. Unsere Zeitungen verderben unsere Sprache, und unsere Juristen, Diplomaten, Deputirten und Literaten verführen sie dazu. August Reichensperger hat ein eigenes Noth- und Hilfsbüchlein für

Zeitungsleser geschrieben, worin er die eigentliche Bedeutung der Worte aus dem Blaudunst der Phrase zu retten sich bemüht. Er hat der deutschen Sprache und der Wahrheit einen Liebesdienst erwiesen, aber das Verderben ist nicht mehr aufzuhalten. Es wird alles wankend und schwankend, was in die Hände der Literaten geräth, und es war ein Lichtblick des wunderlichen Jahres 48, als das französische Ministerium decretirte, daß ferner „keine Literaten mehr als Erdarbeiter angestellt“ werden dürfen.

Wir haben in Bayern eine ganz merkwürdige Bauernreliquie aus dem Mittelalter. Im Falle sich nämlich irgend eine ländliche Größe, Mann wie Frau, schlecht aufführt, der Sitte und dem Rechte Trotz bietet und Aergerniß gibt, so kommen die Männer der Gegend zur Nachtzeit zusammen, ziehen bewaffnet einen Cordon um den Ort, um jede Störung zu verhindern, und einer von ihnen liest dem Aergernißgeber laut sein Sündenregister vor. Ich spreche vom Haberfeldtreiben. Wollten Gensdarmen oder andere Leute das Rügegericht stören, dann ist es schon oft vorgekommen, daß man die Lesung des Beichtspiegels sistirte und Puffendorf zur Hand nahm, Klopstock zu Hilfe rief, oder Schlagintweit das Wort abtrat. Darüber ist nun eine große Indignation in der gebildeten Welt; man schickte ganze Bataillone gegen die „Landfriedensbrecher“ aus, gab Feuer auf sie, schickte scharfe Untersuchungscommssionen, ja in allerneuester Zeit sind sie gar mit dem großen Kirchenbanne belegt worden. Die Zeitungsschreiber sind von diesen scharfen Maßregeln sehr befriediget; denn nachdem sie die Guillotine der Kritik in ihre Spalten versetzt haben und den Pranger der öffentlichen Diffamation, das Pasquille u. dgl., so ist es kein Wunder, daß sie auch das Monopol des Haberfeldtreibens wünschen. Aber ich sehe durchaus nicht ein, woher die Literaten Recht und Beruf zu Rügegerichten haben sollen. Sie nehmen es mit Prätension als ein Recht der Presse in Anspruch, alle möglichen Mißstände zu rügen: das ganze Jahr über treiben sie dem Papste, Kaiser, König, Erzbischöfen, Bischöfen und allen möglichen Leuten das Haberfeld auf schauderhafte Weise — und dagegen hat die

Justiz nichts einzuwenden! Es ist aber ein wahres Kinderspiel, vor den Bewohnern eines schlaftrunkenen Dorfes abkapitelt zu werden, gegen den Angriff einer Zeitung, die den Angefallenen im Angesichte von Europa herabreißt. Die ländlichen Haberer sind weit ritterlicher als die journalistischen: sie setzen ihr Leben und ihre Freiheit ein für den Ernst ihrer Rüge. Die journalistischen Anschwärzer aber schleudern ihre Invectiven aus sicherem Verstecke und lachen mit faunischen Gesichtern heraus. Jedenfalls verhält sich das oberbayerische Haberfeldtreiben gegen das journalistische wie ein Schmiedeblasebalg gegen die Schläuche des Aeolus; die Justiz aber durchlöchert den Blasebalg und läßt den Wind brausen.

Alle Gebildeten stimmen darin überein, daß persönliche Angriffe und Verdächtigungen unehrenhaft sind. Anständige Männer verschmähen sie auch; allein wir kennen die Troßknechte der Presse und ihren Bildungsgrad. Gegen sie sollen alle ehrlichen Leute geschützt sein, aber sie sind es nicht. Berichtigungen werden nicht aufgenommen, verstümmelt, lächerlich gemacht; abgesehen davon, daß sie immer hintendrein kommen. Bei einiger Vorsicht läßt sich jede Bosheit ausüben, ohne mit dem Preßgesetze in Conflict zu kommen. Ein reicher Mann kann sich am Ende noch helfen, aber wie sollen etwa ein armer Cooperator oder eine arme kranke Klosterfrau dieser Geier der Presse sich erwehren?

Die jetzige Gerichtsorganisation ist angesichts unserer Preßzustände durchaus mangelhaft. Ich behaupte ungenirt, daß die Duelle gar nicht ausgerottet werden können, so lange unsere Justiz kein anderes Verfahren sich aneignet. Unlängst wurde ein Edelmann von einem andern im Zweikampf erschossen. Ursache des Streites war, daß der eine dem andern in's Gesicht gesagt hatte: „deine Frau ist die nämliche Metze, wie die meinige." Die Beleidigung war schwer; aber wo hätte sie gesühnt werden sollen? In öffentlicher Gerichtsverhandlung? angesichts einer skandalsüchtigen Gallerie? angesichts hungeriger Zeitungscorrespondenden? auf der Anklagebank? zwischen dem Kreuzfeuer redefertiger Advocaten, die als Vertheidiger sagen dürfen, was sie wollen? Nein, das kann

kein Ehrenmann! Lieber sterben, als sich einer solchen Schmach unterziehen. Es gibt moralische Unmöglichkeiten, die auch Gott der Herr und sogar die Casuisten respectiren. Der Ausgang eines solchen Prozesses würde an der Sache gar nichts ändern, beide Theile hätten ihn verloren. Dem Cavalier bleibt in einem solchen Falle doch noch das Duell; dem Priester bleibt nichts, als Leiden und Schweigen.

So wirthschaftet also die Presse beinahe zügellos unter der Gesellschaft. Die Natur der Preßgesetze, der Usus ihrer Anwendung, die Kostspieligkeit und Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens exponiren wehrlos den einzelnen Mann. Der Staat aber gibt freiwillig die Principien, auf denen alle Ordnung beruht, jeglichen Angriffen preis. Das nennt man Preßfreiheit, oder man nennt es auch Trennung der Justiz, nicht von der Administration, sondern von der Moral.

Nur nach einer Seite hin ist die Presse nicht bloß vorsichtig und zuvorkommend, sondern geradezu servil und bedientenhaft: nach unten! Dem Publikum als solchem gegenüber ist die Preßfreiheit rein illusorisch. Während die Blätter nach oben höhnen und spotten, zittern sie vor den Befehlen, die ihnen von unten herauf zugedonnert werden. Nicht bloß die Befehle aus dieser Richtung werden vollzogen, sondern jedem Wunsche wird zuvorgekommen, jeder Laune wird geschmeichelt, jede Schwäche wird vergöttert, neue Bedürfnisse werden geweckt, um nur das Vergnügen zu haben, dienen zu können.

„Er glaubte seiner Pflicht zu fehlen,
Durft' er sich nicht in ihrem Dienste quälen."

Das Publikum kann gar nicht so vielköpfig sein, als die Presse vielseitig im Anschmiegen ist. Anbequemung und Verläugnen aller Selbstständigkeit dem Geschmacke der Abonnenten gegenüber ist die erste Eigenschaft eines guten Schriftstellers. Und das nennt man Preßfreiheit! Auf allen Punkten zeigt sich eben als Princip der Presse die umgekehrte Ordnung. Nach oben droht

sie und nach unten dient sie; nach oben kritisirt sie und nach unten schmeichelt sie; nach aufwärts kehrt sie die Schneide, nach unten den Rücken. Das ist ihr wesentlich, sie kann nicht anders — und dieses Wesen ist das Wesen der Revolution. Die Kirche verhält sich gerade umgekehrt: sie prediget nach unten und betet nach oben.

Hilfe.

Wir wollen uns vielmehr zum Beschluß bemühen,
Aus der Geschichte einige Lehren zu ziehen;
Denn ein solch Büchlein ohne Moral
Schließt sich zu trocken und schmecket zu schal.

Jobsiade.

Lectio ultima brevis. Ich gestehe, sehr froh zu sein, daß die letzte Lection das Recht der Kürze hat. Unsere Hilfsmittel gegen die Verheerungen der Presse sind gar klein beieinander. Ein Radicalmittel gibt es durchaus nicht. Wenn dem Hrn. Domcapitular Molitor in Speyer sofort 50 Millionen Gulden zur Verfügung gestellt würden, und er würde damit alle bestehenden Blätter Deutschlands aufkaufen, das Redactionspersonal conservativ instruiren, die Tendenz katholisiren, in kurzer Zeit würden fast alle diese Blätter einschrumpfen und neue Titel würden die alten Tendenzen wieder in unzähligen Journalen verbreiten. Die Zeitungen befriedigen ja nur die Nachfrage! Bessert das Publikum, und ihr bessert die Journale, bessert die Schulen und ihr bessert die Literaten; reißt die Wurzeln der Disteln aus und alle Blüthen verdorren von selber; löscht das Feuer und der Rauch wird sich bald verflogen haben. Ich habe es schon einmal gesagt: Schriftsteller und Publikum ziehen sich gegenseitig in den Schmutz hinab.

Die Presse ist kein localisirtes Uebel, das man aus dem Organismns der Gesellschaft ausheben könnte, wie ein Hühnerauge aus der Zehe. Wer den Zeitgeist bessern kann mit all den tausend Factoren, deren Summe er ist, der vermag auch den Geist der Presse zu ändern; alles andere ist Kleister und Flickwerk. Man mag Actien für die gute Presse zeichnen, man mag fleißig correspondiren, man mag Abonnenten gewinnen, selbst großartig abonniren, das ist alles recht schön und recht gut und recht heilsam; allein für den Krankheitszustand als Ganzes und in seinen Wurzeln ist durch solch örtliche Linderungen noch nichts gewonnen. Man will aber helfen, augenblicklich helfen! Ja man soll auch augenblicklich helfen; aber die Frucht wird sich einmal in einem Jahrhunderte zeigen. Man erbaut kein Volk, nicht einmal eine Stadt an Einem Tage. Wundersame Geheimmittel, die von heute auf morgen wirken, sind nur Idealisten und Charlatanen bekannt; ich glaube an keine Universalpillen.

Alle Heilmittel können zuletzt nur den Grund haben, die reagirende Natur zu unterstützen. Das Selbstheilverfahren der Thiere besteht in Fasten, Bewegung und Schlaf, auch das sociale Naturheilverfahren wird wohl zu diesen Mitteln greifen müßen. Das Fasten bestünde in der Enthaltung vom giftigen Lesefutter, die Bewegung in der Rührigkeit aller ehrlichen Leute und der Schlaf in sorgfältiger Bewahrung und Erhaltung des Grundstockes naiven Lebens im Volke. Dann wird sich zeigen, ob die Lebenskraft der heutigen Gesellschaft noch stark genug ist, sich nochmal aufzuraffen. Bisher freilich ist mir kein Volk in der Geschichte bekannt, das an Uebercultur und Raffinirtheit krank war, und regenerirt wurde. Non ex quovis ligno Mercurius. Umsonst hat Gott nicht die aus Aegypten geführten Juden in der Wüste aussterben lassen; umsonst ist die Völkerwanderung nicht hereingebrochen; die griechische und römische Welt konnte selbst der frische Geist des Christenthums nicht mehr gesund machen.

Unsere moderne Gesellschaft ist materiell geworden; ich weiß nicht, ob man das Zauberwort finden wird, durch das man ihr

wieder einen Geist citiren könnte. In jedem Falle muß der Einzelne die Reform bei sich selber anfangen; das ist nie anders gewesen. Nach und nach bildet sich dann ein frischer Kern Gleichgesinnter, und wenn der Boden nicht ganz todt ist, so werden sich Jahresringe um den Kern legen und ein ganzer Wald wird entstehen.

Die früheren Capitel sind eigentlich auch schon eine Antwort auf die Frage: was thun? Ich glaube, ziemlich deutlich die Ursachen des Verfalles und verschiedene practische Winke für den Wiederaufbau angegeben zu haben. Zum Schluße soll hier noch eine kurze Explication des angedeuteten Naturheilverfahrens angefügt werden. Das erste und nothwendigste ist Fasten! Wie um jenen Geistlichen in Irland her das dortige Volk in Begeisterung schaarenweise zu dem Gelübde sich vereiniget hat, dem Genusse des Branntweins zu entsagen, so muß das katholische Volk allerwärts gemeine Sache zur Ausrottung dieser Schnappsliteratur aus seiner Mitte machen. Unsere erste Aufgabe ist nicht einmal die Ausbreitung der guten Presse, sondern das Zurückdrängen und Ausrotten der schlechten. Wenn wir nur erst einmal aus unserer Verblüffung erwacht wären; noch spielt ja die Presse die Rolle des Balkens im Froschweiher. Es ist nicht wahr, daß die Presse bloß durch die Presse bekämpft werden kann. Wie jedes Laster, so muß auch sie bekämpft werden, durch die Justiz und die Moral. Wie wenig die Justiz ihr auf den Leib zu rücken sich getraue, haben wir bereits gesehen; die Moral macht es um kein Haar besser. Schon im vorigen Jahre habe ich im „Bamberger Pastoralblatte"*) meine Gedanken hierüber scizzirt; es ist nöthig, sie hier zu wiederholen. „Nach den Principien der Moral ist dem Gewohnheitssünder, wenn er die Gelegenheit nicht meiden will, die Absolution zu versagen. Dieses Moralprincip dürfte den stärksten Keil in den Klotz der schlechten Presse bilden. Ein Mensch, der Jahr und Tag mit einem schlechten Blatte umgeht, liest in demselben täglich

*) Bamb. Pastoralbl. Nr. 49. vom 8. Dez. 1866.

Blasphemieen aller Art, Spott über Glauben und Kirche, Verrath an dem hl. Vater, Beschimpfung der Religion und der Priester, Unsittlichkeiten der raffinirtesten Art u. s. w. Er stimmt in Alles, oder doch in das Meiste mit ein, deßhalb hält er sich ja diese Zeitung. Ein Gewohnheitssünder z. B. puncto sexti sündiget materiell, ist sich aber seiner Schwächen vor Gott in Scham und Zerknirschung bewußt; unser Zeitungsleser aber sündiget formell, fällt von Gott ab und verleugnet seinen Glauben. Deßungeachtet wird sich unser Gentlemann wenig vor dem Beichten fürchten. Was wollen Sie? Er ist ein ehrlicher Mann! Das Zeitungslesen ist keine Sünde! Mir scheint hier eine bedeutende Lücke in unsern Moral- und Pastoral-Lehrbüchern vorhanden zu sein; diese stehen alle noch auf dem alten Fuß, fügen sich nicht unseren Verhältnissen. Kein Beichtvater wird versäumen, im Falle es ihm nothwendig scheint, puncto sexti, restitutionis etc. zu inquiriren, warum denn nicht auch noch viel mehr puncto Zeitung? Das steht aber noch nicht in unseren Compendien. Es muß aber noch dahin kommen, daß Einer mit seiner schlechten Zeitung sich gerade so schämt, wie Einer mit seiner Bekanntschaft, die sündhafte Avancen gewährt."

Das zweite Mittel ist Bewegung, Rührigkeit. Die Spirituosen sind uns nun einmal Bedürfniß geworden, und wollen wir die schädlichen verdrängen, so müssen wir vorläufig möglichst unschädliche zum Ersatz bereit halten. Auch sind gute Blätter unter unseren Preßverhältnissen für Kirche, Staat und den Einzelnen schon der Nothwehr wegen unumgänglich nothwendig. Daher die dringenden Aufmunterungen und Ermahnungen des Papstes und vieler Bischöfe zur Unterstützung der guten Presse. Man correspondire, man abonnire, man inserire, man kaufe Actien! Man empfehle die Blätter im Privatverkehre, trachte sie an die Stelle schlechter zu bringen u. s. w. Ein braver Mann fehlt nirgends, wo es etwas Gutes zu thun gibt.

Das dritte Naturheilmittel ist die Ruhe. Wo noch kein Bedürfniß zum Zeitungslesen besteht, da soll man durchaus keines

wecken. Der Zeitungsgeist ist kein guter. Auch ein gutes Blatt muß über die Zeitläufe berichten, und es ist der deutschen Ehrlichkeit nicht zuträglich, alle Tage den Wust von Lüge, Gewalt, List, Unrecht und Lumperei zu betrachten, welche den Inhalt derselben bilden. Es gibt ja freilich Lebensstellungen, wo eine Zeitung unentbehrlich ist, aber davon reden wir nicht. Für den gewöhnlichen Bürger und Bauern ist besser keine Zeitung, als selbst eine gute; es gibt noch ganz andere Sterne, an denen er sich in Zeitfragen orientiren kann. Die Zeitungen sind doch am allerwenigsten Fixsterne; Wandelsterne, Irrlichter, Sternschnuppen und Kometen sind sie.

Es sind noch viele Rathschläge ertheilt worden, wie der guten Presse aufzuhelfen sei. Man kennt sie zur Genüge, ich will sie nicht wiederholen. Einen nur will ich der Curiosität wegen erwähnen. Man hat uns gesagt, die Geistlichen sollen sich zurückziehen und sollen trachten, Laien für die christliche Presse zu gewinnen. Daß der aufgeklärte Philister den Priester scheut, ist begreiflich; aber was soll jener Vorschlag bei Lesern katholischer Blätter für einen Sinn haben? Am Ende wäre der Character des Priesterthums noch ein Defect! Ich meine aber, Fäuste und Zähne und Nägel und was sonst den Laien ausmacht, hätten wir schon auf die Welt mitgebracht; wo sind dann die laicalen Vorzüge? Ich habe auch behauptet, daß der Priester nicht für die moderne Presse passe; aber nicht, weil er zu wenig gut für sie wäre, sondern weil sie zu wenig gut für ihn ist.

Nun bin ich fertig. Wenn man aber durchaus noch ein Universalmittel für die Presse wissen will — so habe ich eines. Gebt Europa, gebt der Welt den Glauben an Christus wieder — und alle unsere Noth hat ein Ende.

Inhalt.